077 (3 Bibl. Mont.

<36605970060014
<36605970060014
Bayer. Staatsbibliothek

Ueber die
Einſamkeit.

Von

Johann Georg Zimmermann,

Königlich Großbritanniſchen Hofrath und Leibarzt
in Hannover.

Dritter Theil.

Troppau, 1786.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des dritten Theils.

Achtes Capitel.

Apologie gegen einen falſchen Apoſtel der Einſamkeit.

Schon in meiner erſter Jugend lüſterte mich immer nach feyerlicher Stille und ländlicher Ruhe. Seite 1
Stille und Eingezogenheit waren meine erſte, und ſind meine letzte Liebe. - 3
Als ein Knabe lebte ich am liebſten, auf dem Hausdach meines Vaters, auf alten Mauren und Thürmen, in Wäldern, in Flüſſen, und auf Felſen. 4
Ein kleines Buch über die Einſamkeit, ſchrieb ich im Jahre 1756. - - ebend.
Schon im Jahre 1757 beſchäftigte ich mich, mit dieſem gröſſern Werke über die Einſamkeit. 8
Ein ſehr kleines Fragment dieſes Werkes gab ich im Jahre 1773 heraus. - - - 9
Obereit ſchreibt deswegen eine Schmähſchrift gegen mich, ſchickt ſie mir, und bittet mich, daß ich ſie drucken laſſe. - - 10
Ich laſſe dieſe Schmähſchrift drucken. 15
Obereit giebt eine zweyte Schmähſchrift gegen mich heraus, ſein berühmtes Buch, Einſamkeit der Weltüberwinder. - - 18

Obereit hält mich für einen der ausgezeichneteſten und fluchwürdigſten Verächter der Einſamkeit. Seite 19
Obereit hat mich misverſtanden. - 21
Man hat geſagt, Obereits Weltüberwinder trete mich völlig zu Boden und in den Staub. 24
Obereit kommt nach Hannover. - 25
Obereits hermetiſcher Lebensgang. - 26
Seine erſte Erziehung. - 27
Seine Reiſe nach Berlin. - 28
Sein Anachoretenleben. - - 29
Er wird von dem berühmten Herrn Wieland zum Magiſter der Weltweisheit gekrönt. - 30
Ein comiſcher Auftritt zwiſchen Magiſter Obereit, und einigen Philoſophen. - 31
Obereit iſt völlig gewiß den Stein der Weiſen in vierzehn Tagen zu haben. - 33
Obereit ſchleicht ſich mit einer Dame von fürſtlicher Abkunft nach der Schweitz, und lebt mit ihr im Ehbette völlig platoniſch. - - 35
Obereit will als Profeſſor der Philoſophie in Winterthur auftreten. - - 36
Obereit lacht ſich über den Tod ſeiner Frau beynahe die Rippen entzwey. - - 38
Obereis Kaminflug in Winterthur. - 40
Obereit lacht convulſiviſch über alles in der Welt, ſogar beym Anblick eines Kälberbratens. 42
Obereits erſter alchymiſtiſcher Ritterzug. 43
Obereits zweiter alchymiſtiſcher Ritterzug. 44
Obereit kommt nach Deutſchland. 45

Jn

In Leipzig erſchallet das Gerücht Obereit ſey ein Prophet. - - Seite 45

Einige geheime Nachrichten von der gegenwärtigen Beſchaffenheit unſerer hochgelobten Aufklärung in Deutſchland. - - 46

Obereit nimmt ſein erſtes Standquartier in der Lausnitz, nicht weit vom Grabe Jacob Böhms. 50

Obereit deſertirt aus dem Anachorettenleben, und macht mancherley ritterliche Wanderungen in Deutſchland. 51

Obereit nimmt ſein zweites und letztes Standquartier in Weimar, bey ſeinem alten Freunde, dem berühmten Herrn Wieland. - 52

Einige Reflexionen über Obereit. ebend.

Obereits Schweitzeriſche Derbheit, hat ſich in ſeinem Exanachoretenſtande, verwandelt in Sächſiſche Urbanität. - - 54

Er iſt nicht mehr ein Ritter von der feurigen Geſtalt. eb.

Meine Zuſammenkunft mit dem Weltüberwinder Obereit, am Tage Oswaldi. - 55

Obereit ſetzt ſich mit mir, in meinem Hauſe zu Tiſche. 59

Obereits Gedanken über Freymäurerey und Centralbrüderſchaft. - - 60

Obereit ſchickt mir den Centralſchlüſſel. 62

Obereit ſpricht mich ſelig. - 63

Ich verkündige an Obereit daß ich ein Buch gegen ihn ſchreibe. - - 66

Ich erzähle an Obereit was ſein Weltüberwinder bey mir gewirket, und was ich nun gegen ſeine Weltüberwinderſchaft vorhabe. - - 69

Der Weltüberwinder Obereit erbietet ſich ſehr höflich unſern ganzen Streit über Einſamkeit in Privatbriefen auszumachen. - - Seite 71
Obereits Lebensgeſchichte enthält die Gründe warum ich es ihm verzeihe daß er mich in der Hölle ſo gerne wollte ſpicken und braten laſſen. - 73
Des Herrn Exanachoreten Obereits Lebensgeſchichte iſt meine Apologie gegen Sanct Obereit. ebend.

Neuntes Capitel.

Allgemeine Vortheile der Einſamkeit.

Einſamkeit rühret unter jedem Bilde ihrer Ruhe. 75
Alle Beyſpiele und Beweiſe von Nachtheilen der Einſamkeit beweiſen nichts gegen die Einſamkeit. ebend.
Welcher Art von Menſchen ich die Einſamkeit nicht empfehle. - - 76
Was Prieſter des Evangeliums und Lehrer der Tugend zuweilen thun, um Weisheit und Tugend nicht in einen üblen Ruf zu bringen. - 77
Weltgewirre und Zerſtreuungsſucht vertragen ſich nicht mit der Anwendung ruhiger Vernunft, leidenſchaftloſer Beurtheilung, und Nachdenken über Wahrheit und Menſchen. - - 79
Ueberdruß und Ekel ſind doch endlich die unvermeidliche Folge der beſtändigen Treibjagd nach Ergötzung. 82
Ewiges Streben nach ſinnlichen Ergötzungen iſt nichts als Flucht vor ſich ſelbſt. - 84

Adel und Höflinge wähnen, ihre Vergnügungen ſcheinen nur denen eitel, die keinen Theil daran haben. Seite 85
Eine Anacdote von Verſailles. - ebend.
Wie man oft Glückſeligkeit in Nichtsthun ſuchet, und ſeinen Thätigkeitstrieb auf lauter Kleinigkeiten richtet. 87
Unſer möglichſtes Glück liegt in uns ſelbſt. 88
Skizze einer Aſſemblee. - ebend.
Schilderung eines Gaſtmahls. - 91
Wahres geſellſchaftliches Vergnügen. ebend.
Weltſatt wird man leicht und bald, in den Armen aufgeklärter, zärtlicher, und duldſamer Freundſchaft. 92
Bey dem Verluſt eines ſolchen Glückes ſcheint uns alles um uns her, dürr, öde, und todt. - 94
Aber kein Mismuth iſt ſo groß, und keine Betrübniß ſo ſchrecklich, welche wohlbenutzte Einſamkeit nicht lindert, und am Ende auch heilt. ebend.
Nichts als Freyheit und Muſſe heilet den ſchrecklichen Zuſtand eines vielfaſſenden Kopfes, der unter dem Joche dürrer und geiſtloſer Arbeit ſeufzet. 95
Was Einſamkeit bey demjenigen wirket, dem ihre wohlthätigen Schatten und freudenvollen Stunden immer offen ſind. - - 96
Nirgends kann man ſo glücklich werden wie in ſeinem Hauſe. - - ebend.
Was eine junge und artige Dame auf der Redoute dachte. - - 97
Krankheiten ſogar machen zuweilen glücklich, weil ſie uns die Gelegenheit verſchaffen unſere Seele im Stillen zu ſammeln. - - 98
Wie man ſich ſelbſt eine gute Geſellſchaft wird. 100

Wie jedes geiſtige Vergnügen alle Vergnügungen der Sinne übertrift. - Seite 101
Wie die Vergnügungen des Herzens allen Menſchen offen ſind, in jedem Alter, und auf jeder Stufe des Lebens. - - 103
Wie Luſt zur Arbeit alle Seelenkräfte vergröſſert und ſchärfet. - - 106
Wie man dadurch verwahret wird, gegen den unerſättlichen Viſitenhunger. - ebend.
Wie neue Tugenden in der Einſamkeit durch Mangel eines lieben Umganges gedeyen. - 108
Wie Charakter und Geſinnungen in der Einſamkeit immer mehr Eigenthümlichkeit und Kraft erlangen. eb.
Wie Bekanntſchaft mit unſerm eigenen Herzen nirgends ſo gut befördert wird, als in der Einſamkeit. 112
Wie wir da alles was auſſerhalb liegt, mit andern Augen betrachten. - - 113
Wie man da alles genauer unterſucht und beurtheilt. 115
Wie man auch da böſe Leidenſchaften verdränget. 120
Wie man da allein dauerhaftes Vergnügen findet, und wahres inneres Glück. - 121
Wie Einſamkeit auch in mancherley Fällen von Widerwärtigkeiten des Lebens nützlich wird. 123
Wie Einſamkeit Leidenden und Betrübten Hülfsmittel darbietet, die ſie in den Häuſern der Freude nicht finden. eb.
Wie man durch geduldiges Ausharren, in der Einſamkeit wieder heiter und froh wird, wenn man auch traurig in die Einſamkeit geht. - 125
Wie Kummer, Unglück, und Krankheiten, uns leicht und geſchwinde mit der Einſamkeit vertraut machen. 126

Ein

Ein kränklicher Menſch muß in langwierigen Uebeln mit Gewalt ſeine Aufmerkſamkeit der Betrachtung ſeines Körpers entreiſſen. - Seite 127
Wenn er ſonſt nichts mehr kann, ſo muß er vegetiren lernen. - - 129
Eine Anecdote von Mendelsſohn. 130
Gelaſſenheit in völliger Unfähigkeit, ſanfte Anſtrengung bey dem kleinſten Sonnenblicke von Kraft müſſen ſich wechſelſeitig zu Hülfe kommen. - - 131
Was der Geiſt über den Körper vermag. 132
Wie Melankolie in der Einſamkeit vermindert wird. 135
Einige freundliche aber dringende Reflexionen für Imaginationskranke. - - 137
Steiffſinn, Entſchloſſenheit, ſtoiſche Härte des Charakters, erwirbt man viel leichter im Umgange mit ſich ſelbſt, als im Menſchengewühle. 141
Wie übel man gewöhnlich Betrübte behandelt. 142
Der Betrübte ruffet, laßt mich alleine. 143
Es giebt Fälle von Leiden und Traurigkeit, die die Welt nicht ſieht, die man mit eigenen Kräften tragen muß, und die man nirgends erträgt als in der Einſamkeit. 146
Vortheile einer öftern religiöſen Entfernung von der Welt. - - 149
Wie alle ſchreckhaften und alle guten Gefühle, die wir aus der Welt mitbringen, ſich in der Einſamkeit tiefer in die Seele eingraben. - 151
Wie man in der Einſamkeit einer Welt den Rücken kehret, in der es ſo ſchwer iſt, weiſe zu werden. 153
Wie man in der Einſamkeit die größten Hinderniſſe der Frömmigkeit bezwinget. - 154

Wie leicht es iſt, in der Einſamkeit ſich in jeder ſtillen Tugend zu üben. - Seite 155
Wie man oft ſchon in früher Jugend, durch einen unerklärlichen Ruf, nach der Einſamkeit hingezogen wird. ebend.
Was das Herz durch Melankolie gewinnt. 156
Wie man in den letzten Stunden ſeines Lebens gewiß eher in der Einſamkeit gelebt zu haben wünſchet, als in der Welt. 159
Wie ganz anders ein geräuſchvolles und gedankenloſes Weltleben ſich endigt, als das ſtille Leben der Unſchuld und der Sanftheit. - - 160
Eine Anecdote von dem Lebensgang und Tod eines Engländiſchen Weltlings. - ebend.
Lebensgang und Tod einer ſtillen und Gott ergebenen Schweitzerſeele. - - 163
Alles müſſen wir verſuchen, alles müſſen wir wagen, um Kraft zum Leben und Sterben zu finden, durch ſtille Einkehr in uns ſelbſt, und religiöſen Umgang mit Gott. - - 167

Zehntes Capitel.

Vorurtheile der Einſamkeit für den Geiſt.

Groſſe Geiſteskraft haben viele in der Einſamkeit geübt, und erworben. - 170
Ein edler kraftvoller Mönch iſt auch ein Held. ebend.
Das Gute was ich in der Einſamkeit denke, möchte ich jedoch der Welt anpaſſen, in der ich lebe. 172

Zwey-

Zweymal in ſeinem Leben muß man durchaus einſam ſeyn. Seite 172
Rede an einen Jüngling, um ihn zur Einſamkeit zu ermahnen. 173
Lob der Jünglinge, die ſchnöde, ſtill, dürr, und brummiſch ſind, und euch mit Verachtung in die Augen ſehen. 177
Was eine vortrefliche Mutter auf ihren Sohn vermag. 179
Wie man Trübſinn aus der dunkelſten Höhle verbannet, und Langeweile aus einer Wüſte. 181
Wie ſich ein guter Kopf vor ſchalem Umgang, und elendem Zeitvertreib, in kleinen Städten rettet. 182
Wie es dem armen Martial in ſeiner Vaterſtadt Bilbilis gieng. 195
Wie leicht es iſt, darüber wegzuſehen, daß man in kleinen Städten über tauſend Dinge von dummen Geſichtern misverſtanden, verhöhnt, und ausgelacht wird, über die man aus Ekel, Erſtaunen, und allzulebhaftem Wahrheitsgefühl nicht ſprechen kann und mag. 199
Aus wie mannigfaltigen Beweggründen es gut iſt, ſich aus der groſſen Welt, und der bonne Societé in die Einſamkeit zu retten. ebend.
Wie angenehm es dem jüngern Plinius war, daß ihn die gewöhnlichen Weltfreuden nicht freuten. 214
Wie Einſamkeit uns zum Nachdenken gewöhnet. 218
Wie Einſamkeit eine Schule der Menſchenkenntniß werden kann. 220
Wie man die Menſchen kennen, und an die Wand mahlen kann, ohne eben deswegen ein Böſewicht zu ſeyn. 223

Acade-

Academie von Blinden, die vielleicht mehr ſah, als manche andere Academie. - Seite 224
Wie durch Freyheit und Muſſe ein guter Kopf viel weiter kommt, als wenn er täglich mit zerdrückter Seele unter euch herumſchlendert. - 226
Wie eine verfeinerte, viel umfaſſende Seele, die Welt hinter ſich zurückläßt, und einen Beruf zu höhern Vergnügungen fühlet, in man in der Einſamkeit findet. 228
Wie man zu jeder Zeit von einſamer Weisheit, und ſtiller Würde, erhaben dachte und ſchrieb. 229
Wie Einſamkeit das Genie durch ſeine innere Kraft erwecket, ohne alle Hülfe der Groſſen, ohne alle Ermunterung, und ſelbſt bey der armſeligſten Belohnung. eb.
Wie tiefes Nachdenken an einſamen Oertern zuweilen die höchſten Kräfte des Verſtandes und der Imagination erreget, und zu den gröſten Empfindungen und Geſinnungen wecket. - 230
Wie Einſamkeit den hohen Werth der Zeit lehret. 232
Wie Liebe die Zeit verſchlinget, und wie Jahre durch Liebe thatlos verſchwinden. - 233
Anecdote von einem deutſchen Fürſten. ebend.
Wie alle Zeit, die der Weltling verlieret, für den Einſamen gewonnen iſt. - 234
Wie man die Hälfte ſeines Lebens friſtet, wenn man funfzig Reſpectsbeſuche in einer Woche weniger macht. - - 236
Wo uns kein ſchwatzſeliger Beſucher foltert, und kein Pedant in ſeinem Schmack erſäuft. 237
Was Laune iſt. - - 238

Wie

Wie man üble Laune vertreibt. Seite 239
Wie man Zeit zu allem hätte, wenn man nicht nur keine Zeit verlieren müßte, ſondern auch aus eigener Wahl keine verlöhre. - - - 241
Was jeder Menſch heute thun kann, muß er heute thun. - 243
Wie der König in Preuſſen ſeinen Tag eintheilet. eb.
Wie Iſelin und Möſer ſich Zeit zu friſten wußten. 246
Wie Einſamkeit den Geiſt zu feinern Gefühlen, ausgebreitetern Gedanken und gröſſerer Thätigkeit erhebet, und ihm Vergnügungen gewähret, die ihn über alles wegſetzen, die ihm niemand raubt. - 249
Eine Anecdote von Pitt. - - 264
Weisheit und Tugend gedeyen, ſobald man das will und mag, bey Hofe wie in der gröſten Dunkelheit des Privatlebens, in der Einſamkeit eines Pallaſtes wie in der Einſamkeit einer Dachſtube. - 266
Wahrheit geht im Umgange gekleidet, in der Einſamkeit zeigt ſie ſich nackt. - - - 268
Wahrheit kommt durch Schriftſteller unter das Volk, und vor die Augen der Groſſen. - - 269
Der einſame Denker ſagt ganz ohne alles Federleſen, was er im gemeinen Leben nur unterthänigſt anheim giebt. - - - ebend.
Einſamkeit gewähret geiſtiges Vergnügen von der erhabenſten Art. - - ebend.
Sie allein erhält die Liebe für die ſchönen Wiſſenſchaften, und den Geſchmack für Philoſophie. - - 270
Sie allein zieht miskennte Menſchen aus dem unbemerkten Haufen hervor. - - 271

Mancher

Mancher rächet ſeine Ehre, durch das was er drucken läßt, gegen diejenigen, in deren Gegenwart er immer ſchweigt. - - Seite 273
Zu glücklicher Schriftſtellerey gehöret Bedürfniß der Seele, Leidenſchaft, Luſt ohne Zwang, Eifer ohne Abhaltung. - - - - 274
Ein Gemählde, wobey für deutſche Delicateſſe die Farben etwas zu dick aufgetragen ſind. - 278
Schriftſteller müſſen ſich von den Menſchen abſondern, Wälder und Schatten ſuchen, ganz in ſich hineingehen. - - - 280
Schwärmeriſche Hinſicht auf Nachruhm erwecket doch eine gewiſſe Wärme im Herzen. - 282
Solche Schwärmerey möchte man wol wünſchen Jünglingen von hoher Geburt beyzubringen. - 284
Niemand ſtreut ſo viele Samen für die Zukunft aus, wie der geiſtvolle Schriftſteller, der ſeine Mitbürger und Landsleute am meiſten gegen ſich aufbringt. 285
Welche Namen bleiben, und welche verfaulen. 287
Ein ſehr demüthiger Candidat des Ruhmes iſt derjenige, der etwas für die Stadt ſchreibt, in der er lebt. 288
Unter was für Bedingungen ein Buch gut iſt, und ſein Verfaſſer ein Meiſter. - - 289
Wie man zur Schriftſtellerey ermuntert wird durch häusliche Glückſeligkeit, und geiſtvollen Umgang mit einer ſchönen weiblichen Seele. - - 290
Warum Schriftſteller ſich im Umgange und in der Einſamkeit ſo ganz verſchieden zeigen. - 291
Hofnung und Troſt, womit Schriftſteller ſich zuweilen in der Einſamkeit behelfen. - - 293

Vergnügungen in der Einſamkeit, die einem Schriftſteller niemand rauben kann, und die mehr werth ſind als alle Ehre der Welt. - Seite 295
Die Eigenheiten einiger Schriftſteller, ſind zuweilen Wirkungen, und oft wahre Vortheile der Einſamkeit. 297
Unterthänige Apologie für derben Styl und dicke Farben. - - 306
Einſamkeit giebt dem Geiſte Freyheit, Feſtigkeit, Ausdruck, Selbſtſtändigkeit, Würde, Adel, und dadurch Nerv zu Allem. - - - 309
Gedanken über Adel der Seele. - - 314
Einſamkeit heftet die Seele leicht an hohe Bilder, die ſich nicht mit dem wirklichen Leben vertragen. 316
Aber Krankheit und häusliches Unglück, feſſeln nur zu oft die Seele, und benehmen uns alsdann jede andere Empfindung und jeden andern Gedanken. - 318
Wie man alle Achtung für kleine Dinge verlieret, ſobald man Enthuſiaſmus für groſſe Dinge fühlet. 321
Wie mancher ſich deswegen freuen kann, wenn er das Glück hat, recht ſehr vielen Menſchen zu misfallen. 322
Anecdoten von dem groſſen Grafen zu Bückeburg. 324
Einſamkeit und Philoſophie geben Begriffe und Geſinnungen, über die gewöhnlich die Welt lacht. 333
Allerdings werden unſere Ideen in der Einſamkeit leicht romantiſch. - - ebend.
Was Lavaters Schweitzerlieder in der Schweitz wirkten. - - - 336
Wie ſich alles in der Einſamkeit verbindet, die Seele zu heben, und den Charakter zu ſtärken. 340
Einſamkeit giebt auch Kraft zu Geſchäften. - 343

Wie der einſame, gelehrte, und verliebte Petrarcha ſich im Stillen zu den größten Weltgeſchäften gebildet hat. - - - Seite 346

Wie ſich da ein Schriftſteller gegen Volkswuth abhärtet. - 351

Eine Anecdote von Kaiſer Joſeph dem Zweyten. 362

Die Menge der Herren zerdrücket manchem Schweitzer die Seele; die Liebe und das Vertrauen in Einen, hebt den Deutſchen. - - 366

Es giebt in Deutſchland eben ſo freye und edle Denker, als in irgend einer Republik. - 367

Treuherziges Geſtändniß meiner Abſichten, meines Ehrgeitzes, und meiner Hofnung, bey dieſem zehnten Capitel. - - 368

Ueber

Ueber die
Einſamkeit.

Achtes Capitel.
Apologie gegen einen falſchen Apoſtel der Einſamkeit.

Ein Blick auf mein ganzes Leben kann zeigen, in wiefern ich etwa Beruf habe über die Einſamkeit zu ſchreiben. Schon in meiner früheſten Jugend lüſterte mich immer nach feyerlicher Stille, und ländlicher Ruhe. Mich entzückte der Anblick eines Kloſters. Ich athmete freyer in einem abgelegenen Eichenwald, und unter alten einſamen Mauren. Ruhe war mein täglicher Wunſch, da mich in meinen ſpätern Lebensjahren alles zur äuſſerſten Thätigkeit rief und weckte; denn meine

Arbeit war immer gröſſer als meine Kräfte. Ich war faſt immer krank in Deutſchland. Ach das beſtändige Sehnen und Verlangen nach Stunden ohne Zwang und Schmerz, macht nicht geſellig, macht nicht auf eitle Vergnügungen erpicht. Immer ſtrecke ich auch anizt noch vergebens meine Arme aus, nach einer friedſamen Hütte diſſeits des ſtillen Grabes, nach einem kleinen Laubdach, in deſſen Schatten ich zu erzählen wünſchte, wie ſehr ich die Einſamkeit liebe, wie ſie oft die einzige Vertraute aller meiner Sorgen war, wie ſie allein oft mir die Herzſtöſſe der Traurigkeit verwandelt hat in ſüße Wehmuth.

Einſiedleriſch lebte ich nie. Alles Glück auf Erden war mir nichts, alle Seelenleiden umgaben mich, der Kelch der Traurigkeit kam nie aus meiner Hand, ſo oft kein theilnehmendes Herz mich zu ſich zog und für mich ſorgte, ſo oft ich nicht einem lichthellen erhabenen Verſtande, und einer reinen ſanften Seele, alles mittheilen konnte, was ich dachte und was ich empfand, was mich freute und was mich drückte, was ich wünſchte und was ich litt. Alles andere Glück der Welt habe ich genoſſen, und Alles war mir nichts gegen dieſes

Glück

Glück bey der frohen Rückkehr von der Laſt jedes Tages. Nie lebte ich in einer von Menſchen ganz unbewohnten Gegend; aber nie, in meinem Leben nie, ſuchte ich laute Freude, und geräuſchvolle Ergötzungen.

Stille und Eingezogenheit, waren meine erſte, und ſind meine letzte Liebe. In meinen Schuljahren hatte ich einen einzigen Freund; er war ein treflicher Kopf (*) und für mich alles in allem. Unſere Mitſchüler haßten und verfolgten ihn alle, und oft ſchlug ich mich für ihn gegen alle. Mit ihm beſuchte ich am liebſten einſame Oerter. Mit ihm

(*) Mein Jugendfreund hieß Daniel Stapfer. Er lebet noch, iſt einer der tiefdenkendeſten und geſchmackvollſten Philoſophen die ich in irgend einem Lande gekannt habe, und ſteht als zweyter Prediger bey der Hauptkirche zu Bern in der Schweitz. Man hat kein litterariſches Denkmal von ihm. Aber eine kleine Predigt, die Er in unſerer kleinen Vaterſtadt Brugg hielt, und die nicht Er, ſondern ich, im Jahre 1755 drucken ließ, brachte damals Herrn Wieland in einen ſolchen Enthuſiaſmus, daß er an meinen Freund, den er ſonſt nicht kannte, ſchrieb: „Er „ſpreche von ſeiner Kanzel in Brugg, wie Pericles „zu dem Volke in Athen, mit Worten, die wie Gewitter wirken, und einen Stachel im Herzen zurücklaſſen.“

ihm lebte ich auf dem Hausdach meines Vaters, auf alten Mauren und Thürmen, in Wäldern, in Flüſſen, und auf Felſen; ich hieng an ihm allein, ihn allein hatte ich lieb. Als ich nach vielen Jahren wieder in meine Vaterſtadt zurückkam, lebte dieſer Freund dort als Prediger, und ward der Vertraute meines Hauſes. Wir waren glücklich, denn unſere Lebensart war verhältnißmäſſig noch immer eingezogen.

Ein kleines Denkmal jener alten Zeit meines Lebens; der erſte Keim (*) dieſes gegenwärtigen Buches über die Einſamkeit, liegt noch vor mir. Mit ſchwacher jugendlicher Feder empfohl ich in dieſer Schrift, den vernünftigſten Genuß der eilenden Zeit, den nützlichſten Gebrauch der wichtigſten Wiſſenſchaften, und ich ergoß darinn meine ſüſſeſten Empfindungen für Religion und Tugend. Ich ſchrieb dieſes kleine Buch, in einem ſchönen Sommermonat, in meinem väterlichen Hauſe auf einer Dachſtube, wo ich nichts ſah und nichts hörte, als ein paar einſame verirrte Vögelein. Meine Familie, mit der ich in häuslicher Glückſeligkeit lebte, war

(*) Betrachtungen über die Einſamkeit, von Doctor Johann Georg Zimmermann, Stadtphyſicus in Brugg. Zürich 1756. 110 Seiten in Octav.

war eben für eine ziemlich lange Zeit verreiſet. Nun ſchrie mir jeder, mehr als nie, in die Ohren: ich müſſe nicht immer zu Hauſe ſitzen, denn ich ſey ja da alleine; ich müſſe an allen Luſtbarkeiten meiner Mitbürger Theil nehmen, mit ihnen nach der Scheibe ſchieſſen, und mich dadurch in der Welt bekannt machen.

Das that ich nicht, und man nahm es mir in meiner Vaterſtadt ſehr übel. Etwas widerharig war alſo doch meine Denkart immer. Aber da ich anitzt in einer Stadt lebe, die zu leben weiß, bedaurt man mich wegen dieſer Denkart, mit vieler Menſchenliebe, und herzlichem Mitleiden.

An einer lieben Hand wandelte ich vor dreyſſig Jahren, wie anitzt, einſam und ſtille durch die Welt. Mein erſter Jugendfreund war damals unſer beſtändiger Gefehrte. Er und ich, und ein paar andere Freunde von unſerer Sinnesart, hatten nun auch wieder eben das Schickſal bey der unaufgeklärten Hälfte unſerer Mitbürger, wie in unſern Kinderjahren jener Freund und ich, bey unſern Mitſchülern. Aber ein ehrenvoller Ruf riß dieſen Freund, weg aus unſerer Vaterſtadt, weg aus meinen Armen. Ich war untröſtbar, ſchrieb

um mein Leid zu lindern, mein Buch über die Erfahrung in der Arzneykunſt; und kam, ein paar Jahre darauf, nach Hannover.

Die Kunſt des Weltlebens hätte ich nun hier, in ſo vielen groſſen Geſellſchaften, lernen können. Aber mitten in einer ſo ſehr geſelligen Stadt, mitten unter ſo ſehr vielen aufgeklärten, freundlichen, gütigen, und liebenswürdigen Menſchen, behielt ich immer, wegen meiner beſtändigen Kränklichkeit, eine beſtändige Abneigung für groſſe Geſelligkeit. Menſchen von allen Ständen und von allen Farben, bis in ihr Innerſtes zu ſehen und zu beobachten, hatte ich indeſſen überflüſſige Gelegenheit, in dem nur zu ſehr ausgebreiteten Cirkel meines Berufs, und auf meinen vielen Reiſen. Ich ward dadurch, mehr als mir lieb iſt, mit den Wegen der Welt bekannt. Aber, bey aller meiner natürlichen Offenheit und Unverlegenheit, lebte ich doch immer in engem Vertrauen des perſönlichen Umganges, nur mit ſehr wenigen Menſchen. Aufraffen muß ich mich mit der äuſſerſten Gewalt, wenn ich Freude zeigen ſoll bey Dingen die mir keine Freude machen. Innerlich bin ich faſt immer gefoltert, wenn ich da ſeyn muß, wo viele Menſchen ſpielen, eſſen, und Zeitvertreib ſuchen.

Ab=

Abneigung iſt dieß nicht gegen die Menſchen, unter denen ich lebe. Sie, an denen ich ſo viel Gutes ſehe, an denen mich alles Gute rühret, an denen mich jede ſchöne Eigenſchaft, jedes Talent, jedes Verdienſt, jede Tugend, jede Aeuſſerung von Geiſt und Muth entzücket, ſind nicht die Urſache meiner Ungeſelligkeit. Das Uebel liegt ganz in mir. Ich fühle, daß es in zahlreicher Geſellſchaft Pflicht iſt, jedem Vergnügen zu geben und von jedem Vergnügen anzunehmen, und das kann ich nicht.

Eingezogenheit, und ſtiller freundlicher Umgang mit Menſchen aus jeder Claſſe, war darum von jeher mein einziger Wunſch, und meine einzige Freude. Mein Beruf und meine Lage in der Welt, erlaubten mir zwar nie, ſo eingezogen zu leben, als ich es wünſchte. Aber die Neigung behielt ich doch immer, noch einmal etwas Ausführliches über den wahren Werth der Einſamkeit zu ſchreiben, und dem Menſchen wenigſtens ein Glück anzupreiſen, und eine Lebensart beliebt zu machen, die ich über alles ſchätze, wenn man ſie vernünftig benutzet, und die mir immer ſo vorzüglich gefiel. Nach der Bekanntmachung meiner allererſten, und in vielen Ländern liebreich aufgenommenen Schrift über die Ein-

ſamkeit, hatte ich immer nur zu lebhaft empfunden, wie wenig ich noch zur eigentlichen Prüfung dieſer Lebensart darinn ſage.

Mit leiſen Schritten unternahm ich deswegen, ſchon im Jahre 1757 die Einſamkeit philoſophiſch zu betrachten. Alſo mußte ich auch wol unterſuchen, was ſie etwa gegen ſich habe? Meinem Hange gemäß, wollte ich ſodann meine ganze Seele zu ihrem Lobe ergieſſen. Aber freylich wollte ich und mußte ich dabey, aus Ehrfurcht für die Wahrheit, die Pflichten gegen die Welt mit der Liebe für die Einſamkeit in das gehörige Gleichgewicht bringen. Um dieſe ſchöne Materie in ihren erſten Quellen zu ſtudiren, wagte ich mich damals in die Kirchengeſchichte. Ich las auch einige Kirchenväter und viele Lebensgeſchichten der Heiligen. Allein andere Arbeiten, und zumal mein Beruf erlaubten mir ſchon in der Schweitz hierinn nicht groſſe Fortſchritte. Allem was nicht zur Arzneykunſt gehörte, und aller Schriftſtellerey entſagte ich in Hannover. Blos zu einiger Erleichterung in einer fürchterlichen Nervenkrankheit, zog ich am Ende des Jahres 1772, aus meinen längſt vorher in der Schweitz geſchriebenen Anmerkungen das bekannte

kannte im Jahre 1773 zweymal gedruckte Fragment von der Einſamkeit.

Ich bitte ſehr um Vergebung, daß ich hier von ſo vielen Dingen rede, die nicht ſechs Menſchen in der Welt intereſſiren. Aber ſagen mußte ich doch dieß alles, um zu zeigen, ob ich wol den Namen des fluchwürdigſten Häſſers und Verächters der Einſamkeit, und dafür den Staupbeſen verdiene, wie der berühmte Obereit glaubt.

Der Weltüberwinder Jacob Hermann Obereit, dieſer in Deutſchland von ſo wenig Menſchen gekannte, und von ſehr berühmten Männern ſo hochgelobte und hochgeprieſene Lichtgeiſt, kam, wegen jenes von mir im Jahre 1773 herausgegebenen Fragments über die Einſamkeit, fürchterlich gegen mich in Harniſch. Er nahm einen kleinen Theil, ein kleines abgeriſſenes Stück für das Ganze, und dieß brachte ihn in eine comiſche Wuth, die mich endlich im Jahre 1781 bewog, dieſes Buch über die Einſamkeit zu ſchreiben.

Obereit, dieſer unausſprechlich zudringliche, und immer bey mir auf Lanzenbrechen erpichte Kämpfer, verſuchte das Aeuſſerſte um mich zu reizen. Sechs

Jahre vergiengen, eh er mich aufbrachte. Seinen erſten Schritt wider mich, that er im Jahre 1775, indem er mir, mit reitender Poſt, eine ſehr lange und ſehr ausführliche Widerlegung meines kleinen Aufſatzes über die Einſamkeit ſchickte, und mich ſehr ängſtlich, und dringend, und kümmerlich bat, weil Er mit den beſten Buchhandlungen Deutſchlands nicht bekannt ſey, daß ich doch dieſe Widerlegung, worinn Er Schimpf und Schande gegen mich ausgoß, Ihm zu lieb (*) drucken laſſe.

Mein Fragment über die Einſamkeit war auf Beobachtung, Geſchichte, und Thatſachen gegründet. Obereit, der wenig von Geſchichte zu wiſſen ſcheint, ſagt in der Schmähſchrift gegen mich, die Er mir überſchickte damit Ich ſie drucken laſſe: mein Fragment über die Einſamkeit enthalte nichts als artige ſelbſtgemachte Legenden, und ſchön zugeſchnitzte Fabeln. Die Aerzte haben von Hypochondriſten und hyſteriſchen Weltdamen am meiſten einzuernden, wenn ſie dieſelben nur brav lange aufhalten können; aber für mich ſeyen die erſten Einſiedler unnütze Waare. Ich gehe auf Abentheuer aus. Meine ſo gerne allweiſe und doch ſo kurzſichtige Ver=

(*) Pro Cynico, ſchrieb er mir, qui feré omnia ſua ſecum portat, vitamque extrema per omnia duxit.

Vernunft, wolle in ihrem froſtigen Stolze, mit angemaßter Gewiſſensrichterſchaft alles Gute umkehren. Ich mache kalte Schulſchlüſſe, und ſchreibe orakelmäſſig. Ueber alles, was ich nicht flugs verſtehe, gebehrde ich mich ſo herrlich, als wäre ich nun einmal Herr über die ganze Kirche. Ich fertige Bullen aus, zur Verbannung in Tollhäuſer, als Richter der Lebendigen und der Todten. Ich jage eine Schwärmerey durch eine gröſſere in die Flucht. Schlechte Weiberchen haben, in unzählichen Erfahrungsſachen, mehr Verſtand als ich gelehrter Vernunftheld. Er wünſche mir die Krätze. Ich entſcheide alles Pariſiſch, und errege einen allgemeinen Gewildkrieg, wo nichts Wahres und Gutes mehr ſicher ſey. Vor künſtlicher und zu marmorner Natur gewordener Vernunftsenthuſiaſterey ſehe ich nichts, von tauſend und tauſend der einfältigſten, allerklarſten, und allerlauterſten Wahrheiten. Ich verſtehe, in meiner überklugen Kopfsfülle, nicht einmal das Alphabet der allereinfältigſten Heiligen. Auf einmal ſage ich allem einfältigen Plunder von Moral, Vernunft und Religion, gute Nacht. Meine kalte verſteinernde Vernunft ſey in ſich ſelber ſatt, reich, überflüſſig klug, nichts bedürftig, ſich ſelbſt allgenügſam. Als ein Welt-

weiſer

weiſer aus der neuen Hutfabrike ſey ich unbillig gegen Einfalt und Weiblichkeit. Eine ſtoiſche Liebe wolle ich allgemein machen, und erſchaffe Wolfianiſche Regularfrauen. Ich ſey ein Nonnenfeind. Ich ſey ein ſtoiſcher Methodiſt des Chriſtenthums. Aerger als Sünde, Tod, Teufel, und Hölle, fürchte ich die Schwärmerey. Ich verachte alle Vereinigungs-Zärtlichkeit der Weiber. Ich habe ein ſehr löcherichtes Gedächtniß, weil ich nicht wiſſe daß Weibervernunft eher reif werde als meine Vernunft. Ich renne nach Ehre, Macht, Hoheit, Herrſchaft über Alles, mit einem Glanzton, und Schwanze von Päbſtlichkeit. Ich ſey ein Uebermuthspinſel, der verliebte Weiber ins Tollhaus ſchicke, und ſelbſt zuerſt darein gehöre. Zur vollkommenen Kindlichkeit der Liebe Gottes ſchicke ich mich wie ein Klotz, und nur mittelmäſſig zur Freundſchaft. Von der zu ſüſſe ſcheinenden Liebesbutter der armen myſtiſchen Nonnen verſtehe ich ewig ſteifer Vernunftsleyermann nichts. Ein ekler Herr ſey ich, deſſen verdammenden Syſtemköpfchen man nichts recht machen könne. Gepfiffen habe man mir, und ich habe nicht getanzt. Nur ſolche muthwillige und überſichtige Schälke machen über die billige Verwerfung der verdorbenen Vernunft, den

größten Marktſchreyerlerm. Dieſe verworrene mo⸗diſche Vernunftserhebung ſey eine uralte Erbspor⸗tion des alten Adams, die ich, ſobald ſie mir nicht gefalle, mit Michaels Geiſtesſchwerdt wieder zu dem alten Drachen jagen könne, woher ſie zuerſt entſprang, wie eine Lügenminerv aus Jupiters Kopfe. Meine Hände ſeyen, dem Scheine nach, Jacobs glatte Hände zu fertigem Styl, aber meine Stimme ſey Eſaus Stimme. Meine ganze Lehre von der Einſamkeit ſey ein Kartenhäuschen, das Er, Doctor Jacob Hermann Obereit, im Vorbey⸗gehen übern Haufen blaſen könne, ſo weit Er nur wolle.

Etwas ſcharf war dieſe Predigt. Obreit be⸗gleitete ſie, mit einem ſehr langen, und noch ſchär⸗fern Briefe, worinn Er mir ſagt: die greßlichſte Ketzermacherrotte habe nicht ſo wie ich, ohne allen Unterſchied und Ausnahme, über alle Myſtiker und Anachoreten zum zertretenden Hohn, den Gerichts⸗ſtab der Vernunft oder ſteifer Theologie zerbro⸗chen. Erhaſcht habe ich die Einſamkeit, nicht auf unzähliche Art genoſſen, und erfahren. Streifend und als ein Fremdling habe ich die Schriften dar⸗über durchſtrichen, alles im franzöſiſch huſariſchen Schwung,

Schwung, einem Voltaire faſt durchaus ähnlich, wie ein Ey dem andern; ganz im Ton der groſſen Weltſphäre eines ſolchen Pariſers, und ſeiner wahrheitliebenden Bocksſprünge. Alſo könne ich es gar nicht übel nehmen, wenn Er, Doctor Jacob Hermann Obereit, als ein alter erfahrner Grundkenner jenes unbekannten Landes der Einſamkeit, im offenen von mir begaukelten Felde, mich als einen unritterlichen Lanzenwerfer gegen die Anachoreten und Myſtiker übern Haufen reite. Ich möge nun ein Werk, klein oder groß, über die Einſamkeit ſchreiben oder träumen; es werde immer ohne alle Kenntniß ſeyn, und nichts enthalten als Philoſophie à la Pariſienne. Dieſe ganze Widerlegung ſey nur ein Weiberpfeil. Endlich, und zum Beſchluſſe vermeldete mir Doktor Jacob Hermann Obereit ein herzergebenſtes Compliment (avec embraſſements de tout le cœur à plaiſir, wie er ſich in ſeiner kauderwelſchen Sprache ausdrückt) von ſeiner Pſyche Empirea, und läßt mir wiſſen, dieſe Pſyche ſtamme aus einem deutſchen fürſtlichen Hauſe (*) ab; und Er habe ihre hyſteriſche Myſtik mit nichts als Faſten bey Käſe, Wein, und Sallat geheilt.

(*) Sie war eines Poſementirers Tochter.

Mit einem ganzen Strome von Injurien begoß man einſt einen ehrlichen Prediger. Er antwortete nichts. Warum antworteſt du mir nicht, ſchrie der andere? Der Prediger erwiederte ganz kaltblütig: du biſt Herr über dein Maul, ich bins über meine Ohren; ich höre dich nicht.

So ſchrie Obereit, als ich ſchwieg. Er drohte mir immer mit neuen Briefen; und bat mich endlich, um Gottes, des jüngſten Gerichts, und Chriſti Schmach willen, ich möchte nur ſeine Schrift drucken laſſen.

Ich ließ alſo dieſe Schrift drucken. Auch Obereits eben angezeigten Schmähbrief dazu. Ich ſtrich keine Zeile aus, veränderte kein Wort, ließ Alles wie es war, gab der Schrift blos einen verſtändlichen Titel (*), und begleitete ſie mit einer höflichen und ſanftmüthigen Vorrede (**).

Aber

(*) Vertheidigung der Myſtik und des Einſiedlerlebens, gegen den Herrn Leibarzt Zimmermann, von Jacob Hermann Obereit, Doctor der Philoſophie im Bodenſee. Frankfurt am Mayn 1775.

(**) Obereit nannte ſein Werk in der Handſchrift: „Ein „Zimmermanns-Handlanger, von Liebes-Enthu„ſiaſten und der allerfreyeſten Republik der Einſa„men.

Aber Obereits Briefe beantwortete ich nicht. Dieß brachte den kindiſch ſtolzen Chirurg, alles meines anderweitigen ſanften Verfahrens ungeach- [illegible] tet,

„men. Kiriath Sepher der Freymäurerinnen. Anno „mundi 7275. Aus der Bergſchotten Loge. Sub „Roſa.“

Meine Vorrede lautet ſo: „Um Gottes, des jüngſten Gerichts, und Chriſti Schmach willen, wünſchet der Verfaſſer dieſer Schrift dieſelbe gedruckt „zu ſehen. Viel unverdientes Lob gieſſet mir zwar „dieſer ehrliche Mann über den Rücken herab, und „deswegen iſt in der Befolgung ſeines Willens doch „wirklich etwas ſehr unanſtändiges. Aber er wäſcht „mir auch den Kopf ſo derbe und ſo beitzend, daß „ich hoffe allen Vorwurf der Eitelkeit dadurch von „mir abzuwenden, wenn ich verlange, daß ſeine „Schrift, um ihre Originalität nicht zu ſchwächen, „in puris naturalibus gedruckt werde. Zwey Briefe „füge ich bey, weil ſie ebenfalls viel lehrreiches enthalten, und vielleicht noch originaler ſind, als alles „übrige. Herr Obereit iſt wirklich ein ſehr merkwürdiges Phenomen für Leute die den Menſchen „ſtudieren, ein allerdings ſehr viel und weit umher „denkender Chirurgus zu Lindau am Bodenſee. Sein „Schattenbild würde Lavatern Stof zu merkwürdigen pſychologiſchen Bemerkungen geben. Man hat „ein lateiniſches Werk von ihm, in welchem ſcharfſinnige Dinge geſagt ſind. Sein Eifer gegen mich „flieſſet aus der beſten und edelſten Abſicht. Er hat „gewiß in Vielem ſehr Recht, und ſiehet höchſt ver-

„muth-

tet, in die äuſſerſte Wuth. Alſo that er, nach vielen Jahren, ſeinen zweiten Schritt, und dieſer wirkte (*).

Sein

„muthlich, aus ſeinem Geſichtspunct, manches un„gleich mehr durch, als ich aus meinem. Ich ver„ſöhne vielleicht den guten Mann mit den Sitten „der heutigen Welt, indem ich bitte, daß dieſes ſei„ner Schrift vorgedruckt werde; ſo wie ich auch „Ihm hier öffentlich bezeuge, daß ich mir jedes un„ſanfte Wort gegen Ihn verbiete, und Ihn wahr„haftig verehre, obgleich (ſub Roſa ſey es geſagt) „unſere Sinnesart eben ſo verſchieden iſt, als „Schwarz und Weiß."

(*) Herr Garve ſagt, in ſeinen philoſophiſchen Anmerkungen über den Cicero, zwey Dinge die ich unmöglich zuſammen reimen kann. Erſtlich: eine ſichere Erfahrung lehre, daß es das augenſcheinlichſte Merkmal von Schwäche ſey, wenn man nöthig hat erſt aufgebracht zu ſeyn, um andern Menſchen widerſtehen zu können. Zweytens: Widerſtand ohne Haß ſey das Meiſterſtück der Moral.

Beyder Empfindungen bin ich mir in Abſicht auf Obereit bewußt. Durch ſeinen Weltüberwinder hat Er mich aufgebracht, dieſes Buch über die Einſamkeit zu ſchreiben; aber ſo nachdrücklich ich auch gegen ihn geſchrieben habe, ſo wenig haſſe ich ihn doch, daß es mir vielmehr ſchlechterdings unmöglich iſt jemals an ihn zu denken, ohne augenblicklich ins Lachen zu kommen. Nach Herrn Garves Philoſophie wäre

Sein völliger Roman über die Einſamkeit kam im Jahre 1781 wider mich heraus (*). Obereits Herzensfreund, ein junger weſtphäliſcher Philoſoph, den ich in Hannover in die Schule gehen ſah, und von dem mir ſein Lehrer ſagte daß er ein hofnungsvoller liebenswürdiger Knabe ſey, der Herr Conrector Kleuker in Osnabrück, war Herausgeber und Ausleger dieſes Romans. Titel, Vorrede, und alle demſelben beygefügten Anmerkungen ſind von ihm. Kleuker führte durch das ganze Buch die Feder. Er verſchmelzte Obereits Kraftſtyl von Zeile zu Zeile. Aus einer Scharteke, die abermal vielleicht kein Menſch geleſen hätte, machte Kleuker ein trefliches Buch für unſere Leſewelt. Er ließ alle Scheltworte gegen mich ſtehen; er gab dem ganzen Buche das Anſehn einer Recenſion. Obereit der Chirurg, erſcheint im Weltüberwinder mit der

aller-

wäre alſo (was ich doch ſamt und ſonders unmöglich zugeben kann) mein Verhalten gegen Obereit im erſten Falle der augenſcheinlichſte Beweis von Schwäche, und im zweyten das Meiſterſtück der Moral.

(*) In Leipzig im März 1781, unter folgender Aufſchrift von Herrn Kleukers Erfindung: die Einſamkeit der Weltüberwinder, nach innern Gründen erwogen von einem lakoniſchen Philanthropen.

allerhöchſten Eleganz eines Weſtphäliſchen Conrectors.

Und mit möglichſt deutſcher Höflichkeit wird mir im Weltüberwinder zu verſtehen gegeben: ich habe den Beelzebub. Ich ſey einer der ausgezeichneteſten Verächter aller Einſamen. Noch niemand habe mit einer ſolchen Wuth wie ich, gegen die Einſamkeit geſchrieben. Ich ſey ein Lügner, und ein Vater der Lügner. Ich habe den ſchwarzen Staar im Verſtande. Ich ſey ein Muthwilliger und Frevelhafter, der ſeine Leſer berücke; ein Materialphiloſoph; ein dreiſter Behaupter der größten Ungereimtheiten; ein kurzſichtiger Geſelligkeitsweiſer; ein Freund des ſteten Wechſels und Taumels betäubender Geſellſchaften. Ich ſey über die Einſiedler in der Egyptiſchen Wüſte neidiſch. Ich ſey ein Verſchmäher, Spötter und Tadler der Gewiſſenserwecker; ein ungerufener Leibarzt der Heiligen; ein Verwerfer aller Schwärmerey und überwallenden Einbildungskraft; ein flüchtiger Beobachter, der nicht ſehe, daß dem Socrates Erſtarrung der Sinne gewöhnlich war. Ich verliere die Sinne, in lauter Betrachtungen der Unfehlbarkeit meiner ſinnlichen, ſpitzfindigen, überklugen, freygeiſteriſchen, und ſchalkäugigen Vernunft. Ein über-

müthiger Thor ſey ich, der unzähliche Früchte ei= ner zügelloſen Freygeiſterey hervorbringe. Aus der Fülle meines Herzens verbanne ich alle Tugend von Gottes Erdboden. Ich ſey nicht würdig dem ſchlechteſten Anachoreten die Schuhriemen aufzulö= ſen. Ich ſey ein Sophiſt, ein eindhrichter Richter, ein bloſſer Schulweiſer, ein vorurtheiliger Schrift= gelehrter. Die Einſamkeit könne ich andern eben ſo wenig ausſtehen, als an mir ſelbſt. Meine ei= gene Geſellſchaft ſey für mich die ſchlimmſte und unerträglichſte, die elendeſte unter allen Menſchen= geſellſchaften; ſie ſey weit unter der Geſellſchaft der elendeſten Sterblichen; ſie ſey noch erbärmlicher als die Geſellſchaft der wilden Thiere, welche doch in einſamen Wäldern ſich zu vergnügen wiſſen. Ich ſey ein Verächter der Freymäurer des Inner= ſten, gegen den zu ſeinem eignen Heil, nichts mehr übrig bleibe, als die ſchärfſte Stachelpeitſche, nicht ſowohl der Satyre, als vielmehr Gottes ſelbſt (*).

Drey Hauptwahrheiten gefielen mir ausneh= mend wohl in Obereits und Kleukers Weltüberwin= der. Die erſte: Ein Philoſoph, als man ihn fragte, wodurch Er zu dieſem hohen Alter gelanget ſey, habe geantwortet, dadurch, daß ich die Thoren er=

tra=

(*) Einſamkeit der Weltüberwinder. 79. S.

tragen gelernt (*). Die zweyte: Wen man im Herzen nicht leiden kann, den verſteht man hundertmal unrecht, ehe nur einmal recht (**). Die dritte: Man beobachte Socratiſch die gelehrten ſowohl als die häuslichen Streitigkeiten, ob ſie nicht mehrentheils von Misverſtändniſſen herrühren (***).

Misverſtanden hat mich doch wol Obereit, Er, der mich nicht kannte, der von meiner Neigung für Einſamkeit und Stille nichts wußte, hätte mich ſonſt nicht für den Freund des ſteten Wechſels und Taumels betäubender Geſellſchaften gehalten? Er hätte nicht geſagt, Einſamkeit könne ich eben ſo wenig an andern ausſtehen, als an mir ſelbſt; mein eigener Umgang ſey mir unerträglich, und ſey noch erbärmlicher als der Umgang der wilden Thiere, die ſich doch in einſamen Wäldern nach ihrer Art zu vergnügen wiſſen? Er hätte eingeſehen, daß nicht der Geſchmack für geräuſchvolle Freude, nicht der Hang für den Tumult der Welt, mich bewogen, die Einſamkeit von meiner erſten Jugend an zu ſuchen, und in ſo entfernten Zeiten meines Lebens immer wieder über die Einſamkeit zu

(*) Ebendaſelbſt. 170. S.
(**) Ebendaſelbſt.
(***) Ebendaſelbſt. 199. S.

zu ſchreiben? Er hätte die Einleitung zu dieſem gegenwärtigen Werke, ein ſehr kleines Fragment meiner Beobachtungen über die Einſamkeit, nicht für den ganzen Inbegrif von allem genommen was ich über die Einſamkeit denke und empfinde? Er, dieſer groſſe Seher, hat alſo aus bloſſem Misverſtand nicht geſehen, mit welchem Strome von Empfindung ſich noch einſt meine Seele werde zum Lobe der Einſamkeit ergieſſen.

Seifenſchaum iſt ſolches Lob, wird Obereit ſagen? Ja, Seifenſchaum iſt wenigſtens ein groſſer Theil dieſes Buches für die Bärte der Weltüberwinder.

Tauſendfach ward ich in der Welt misverſtanden, ohne daß es mich kümmerte. Wie oft ſtichelte und hechelte, und nagte und kratzte man an meiner Ehre; ich lächelte, wenn ich die Pfoten ſah. Alle Schmähungen und allen Schimpf von gelehrten Klopffechtern und Buſchklepfern, ſamt und ſonders, habe ich nie geachtet. Nur die fromme Miene Obereits reitzte mich zu ernſthaftem Kampfe. Er, der für die Ehre der Myſtik und der Einſiedeley ſchon vormals gegen mich die Waffen trug, und nun wieder zur Ehre aller heiligen Halunken

ken (*) gegen mich antrabte; Er, der mich als den von Ihm ausgezeichneten, und von Ihm gebrandmarkten Verächter der Einſamkeit, und von Ihm verfluchten und fluchwürdigſten Feind aller Mönche und Nonnen, bey lebendigem Leibe ſo gerne in der Hölle geſehen hätte; Er, der alles Feuer ſeiner Windofen auf mich blitzte; Er, der aus ſeinem Laboratorio in Lindau und in Zürich, Fluch und Abſcheu über mich ſchrie; Er, der mir in einer Dominikanerkutte, mit einer brennenden Fackel in der einen Hand, und mit einem Crucifix in der andern, ſein Evangelium predigte; Er, dieſer Ritter von der feurigen Geſtalt, wird doch nun gewiß begreifen, warum mir in vielen Jahren nichts ſo viele Freude machte, als eben dieſe Gelegenheit, bey der ich einmal öffentlich zeigen konnte, wie ſehr ich, mitten unter allem Viſitenzwang, mitten unter allen Widerſprüchen von Pflicht und Neigung, doch die Einſamkeit über Alles ſchätze, und liebe.

Beyfall kann ſich von einer oft in dieſem Buche gezeichneten Menſchengattung, jeder verſprechen,

der

(*) Man fand dieſen Ausdruck in dem proteſtantiſchen Deutſchlande zu hart. Aber ſagen die beſten franzöſiſchen Schriftſteller viel weniger, durch die bey ihnen ſehr gewöhnliche Redensart ſainte Canaille?

der mich ſchimpft. Es war mir darum überaus begreiflich, als ich hörte und las, daß Jemand in einer nicht weit von Hannover entlegenen Stadt behaupte: Es ſey nichts ſchöneres, wahrers, treffenderes, und vernichtenderes gegen mich geſchrieben worden, als Obereits Weltüberwinder; dieſer trete mich völlig zu Boden, und in den Staub.

Dieß dachte Chirurg Obereit auch. Wie derbe wäre Er aber ſchon widerleget, wenn ich auch nur, ohne ihn oder ſeinen Weltüberwinder zu nennen, oder mich um irgend eine ſeiner Behauptungen zu kümmern, blos dieſe ausführliche Schrift über die Einſamkeit hätte drucken laſſen. Aber ein gröſſerer Sieg war mir vorbehalten. Obereit hatte mich nicht nur mit allen ſeinen Kernkräften, auf einmal, tief, unſichtbar, aus dem Verborgenen herauf, als ein Grundkenner, vollkommen rein und genau, mit einem zweyſchneidigen Schwerdt niedergehauen; ſondern Er hat mich auch ſo augenſcheinlich gründlich, ſo allgemein unfehlbar, und in lauter That und Wahrheit verſiegelt, durch ganz Deutſchland angeſchwärzt, verſchryen, und verflucht. Und nun erſchien dieſer Held aus der Tiefe, dieſer über alle Philoſophen wie die Sonne über alle

Sterne

Sterne erhabene Lichtgeiſt (*), Naturtheolog und Grundkenner des menſchlichen Herzens, mit aller Glorie die ſein Haupt umgiebt, perſönlich, unverſehens und lichthell, in der Stadt Hannover, als ich dieſe Schrift über die Einſamkeit ſchon mehrentheils fertig hatte, ſieht mich, und wird mir gut.

Dieſer mir nicht ſchwer gewordene Sieg hat vielleicht etwas Sonderbares. Er wird jedoch nur alsdann intereſſiren, wenn man dieſen Feuerphiloſoph genauer kennt, der durch alle ſeine tief herauf, aus den reinſten Quellen der erſten anachoretiſchen Friedenskirche, mir ſtromweiſe ins Angeſicht geſchütteten Injurien, nicht die einzige aber die erſte Urſache iſt, warum ich mir eine Feder zu dieſem Werke über die Einſamkeit ſchnitt.

Züge aus der Lebensgeſchichte eines ſeltſamen Menſchen ſind immer gute Randgloſſen zu ſeinen Lehren und Meynungen, eine ſichere Spur zu Quell und Keim ſeiner Sinnesart, Selbſtheit, und Originalität. Darſtellung des Mannes, entwickelt immer

(*) Wer Obereits Originalſchriften nicht geleſen oder den Mann ſelbſt nicht geſprochen hat, bedarf der Erinnerung, daß ich hier, und in mancher andern Stelle, Obereits Sprache rede.

mer alles beſſer, als langweiliges und ſchulgerechtes Gezänke. Obereits hermetiſcher Lebensgang intereſſirt dann auch alle Liebhaber der Geſchichte der chriſtlichen Kirche, deren neuer Reformator Er seyn will, und alle Liebhaber der Spukgeſchichte der menſchlichen Seele. Vielleicht gelingt es mir zu zeigen, wie der groſſe Lichtgeiſt Obereit ward was er iſt. Vielleicht iſt auch ſein Bild, das ich hier als ein Pendant zu dem Leben des groſſen Antonius aushänge, der lebendigſte Beweis des guten und böſen Einfluſſes der Einſamkeit auf Köpfe dieſer Art.

Sanct Jacob Hermann Obereit, erblickte vor mehr als einem halben Jahrhundert zu Arbon in der Schweitz das Licht der Welt, deren Licht Er itzt iſt. Der Vater dieſes ehmaligen groſſen Anachoreten, und nunmehrigen Deſerteurs aus der Anachoretenſchule, lebte in Arbon als Kaufmannsbedienter, und zog in der Folge nach Lindau am Bodenſee, als Rentſchreiber dieſer Stadt, deren öffentliche Einkünfte er verwaltete. Vater und Mutter waren Genies.

Der Vater hatte vielen Geſchmack für Myſterien aller Art, zumal für Goldmacherey, und las

gerne alle Bücher über geheime Weisheit. Die Mutter hatte einen auſſerordentlichen Haß gegen Geiſtliche, und nicht mit Unrecht. Sie, und ihr Mann, wurden von den Paſtoren in Lindau ſchrecklich verfolgt, weil man ſie für Pietiſten und Separatiſten hielt, das iſt, für Leute welche glaubten, die Worte der Lindauerpaſtoren ſeyen nicht Worte Gottes. In wilder orthodoxer Wuth excommunicirten dieſe hochwürdigen Herren dort, den guten alten Obereit auf ein Jahr, weil er den menſchenfreundlichen Einfall hatte, über die Wiederbringung aller Dinge zu ſchreiben.

Sanct Obereit erhielt ſeine erſte Erziehung theils von ſeinem Vater, der ihm vieles aus dem Nepos, Plutarch, und Valerius Maximus, und noch weit mehr aus Kempis und Poiret erzählte; theils in den öffentlichen Schulen; und theils, wenn ich meinen Nachrichten trauen darf, in einer Barbierſtube. Nach einem rohen Herkommen bildeten ſich von jeher viele deutſche Chirurge auf einer ſolchen Academie, und behielten dann auch ihr Lebenlang etwas von dieſer Bildung.

Unter die Fahnen der Alchymiſten und Myſtiker ſchwur Sanct Obereit ſchon in dem väterlichen

Hauſe

Hauſe. Die Schriften Peter Poirets, des Originalphiloſophen, und ewigen Univerſal-Lichts- und Friedensgeiſtes, las der Vater bey Tage und bey Nacht, und der Sohn ſchnappte nach denen von dieſer Fackel herunter fallenden Funken. Der Magiſtrat in Lindau hatte daher wol den guten Gedanken, den jungen Feuerphiloſoph nach Berlin zu ſchicken, um ſein Genie dort durch das Studium der Wundarzneykunſt und Geburtshülfe abzukühlen.

Dieß geſchah. Wiewol nicht mit gutem Erfolge, wie man ſagt, weil Genies gewöhnlich nichts lernen, als das, wozu ſie Luſt haben. Aber deſto eifriger ſtudierte Sanct Obereit, bey Pott, die Chymie.

Sodann mußte Er, in mannbarer Jugend, auf einige Jahre den Krieg verſuchen, um in harter Lebensart und in edler Großmuth ſich frey, nach allen Kräften zu üben. Beynahe majeſtätiſch, oder wenigſtens überaus heroiſch und pathetiſch, erzählet Er dieß ſelbſt, im Weltüberwinder (*). Wo Sanct Obereit Compagniefeldſcheerer geweſen ſeyn mag, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß Er bald nachher alle Regierungsarten der Menſchen durch-

(*) Auf der 94. Seite.

durchgieng, um zu ſehen, unter welchen Er am liebſten leben möchte (*)? Die Spartaner gefielen ihm am beſten.

Und die Lindauer behielten die Oberhand. Denn Hebammenmeiſter, und Spitalchirurg, ward Sanct Obereit, gleich nach ſeiner Rückkunft, nicht in Sparta, ſondern in Lindau!

Aber beydes behagte ihm nicht ſehr; denn ſtatt Chirurgie und Hebammenkunſt ſtudierte Obereit mit Feuereifer, Philoſophie, Kirchenväter, Leben der Heiligen, geſiederte und gerupfte Schwärmer von allen Farben und Geſtalten. Er ſchrieb Briefe voll Vielwiſſerey, von furchtbarer Länge, an alle Gelehrte, die irgend einen groſſen oder kleinen Namen hatten, und warf ſich mit einer Leidenſchaft, die beynahe alle ſeine übrigen Leidenſchaften verſchlang, in Poeſie und Alchymie. Dieß gefiel Obereits Patienten nicht. Bey der groſſen Muſſe, die daher ein ſolcher Feuerphiloſoph, als Chirurg, Accoucheur, Urinbeſchauer, und Praktiker, allmählig in Lindau finden mußte, wuchs ſeine Centralkraft tauſendfach. Er las in ſeines Vaters Hauſe, tief herauf, alles was ihm von fanatiſchen und philo=

(*) Weltüberwinder. 94. S.

philoſophiſchen Schriften in die Hände fiel, dachte über Alles, ſtutzte über Nichts, baute Luftſchlöſſer, machte Syſteme, Aufſätze, Plane zu Wochenſchriften, und ſuchte allerwerts Mitarbeiter, die ſich alle der Ehre bedankten.

Sanct Obereits Freunde und Gönner, ſamt und ſonders, baten ihn immer um Gottes und des jüngſten Gerichts willen, nur nichts drucken zu laſſen. Denn Alles was Er hervorbrachte, war myſtiſch, fanatiſch, geiſterſeheriſch, unordentlich, unverſtändlich, unverdaulich, und ungenießbar. Alles zeigte jedoch einen Selbſtdenker und vielvermögenden Kopf. Die Gelehrten, welche Er immer, tapfer und unerſchrocken, mit Briefen bombardirte, bewunderten ihn wegen ſeiner Vielwiſſerey, und bedaurten ihn, wegen der ihm ganz verſagten Gabe der lichtvollen Ordnung, und des Styls.

Erborgter Styl, und brüderliche Geburtshülfe, machen Sanct Obereit itzt zum Licht der Leſewelt, wie man weiß. Damals wichen die meiſten Gelehrten vor ſeiner ſcheußlichen Correſpondenz. Indeſſen ertheilte unſer berühmte Wieland, als damaliger Kanzler der freyen Reichsſtadt Biberach in Schwaben und Comes Palatinus, dem von jeder

äuſſerſt

äuſſerſt eitel geweſenen Obereit, die Würde eines Magiſters der Weltweisheit. Dieſer groſſe Titel, erregte in Lindau groſſen Neid; aber deſſen ungeachtet hieß Sanct Obereit ſich ſeitdem immer Doctor Obereit.

Weltverſtand haben nun freylich nicht alle Magiſter der Weltweisheit. Denn als im Jahre 1762 Sulzer der Philoſoph, Lavater der Phyſiognomiſt, und Füßli der Shakeſpear unter den Mahlern unſerer Zeit, auf einer Reiſe von Zürich nach Berlin, durch Lindau kamen, erſchien Magiſter Obereit augenblicklich im Poſthauſe, mit einer erſchrecklichen Menge von Manuſcripten in allen ſeinen Taſchen. Viele Stunden nach einander, unterhielt Magiſter Obereit dieſe Männer, mit ſeiner philoſophiſchen, myſtiſchen, patriſtiſchen, theologiſchen, phyſiſchen, mathematiſchen, lateiniſchen, griechiſchen, mediciniſchen, chymiſchen und alchymiſchen Vielwiſſerey; und, nach ſeiner ſündhaften Gewohnheit, zog er immer ein Manuſcript nach dem andern aus der Taſche, und las es vor (*).

Lava-

(*) Noch zu dieſer Stunde hat der Feuerphiloſoph Obereit, bey aller ſeiner vorgeblichen Weltüberwindung dieſe kindiſcheitele und ſündhafte Gewohnheit nicht überwunden. Allenthalben zieht er ſeine Manu-

Lavater war bedrückt, und ſeufzte. Füßli fluchte. Sulzer kam aus aller Faſſung. Magiſter Obereit wußte von nichts, und las immer keck und tapfer von der Fauſt weg. Sulzer, der mittlerweile eingeſchlafen war, und beym Aufwachen hörte, daß Magiſter Obereit noch las, ergrimmte, und hieß den redſeligen Magiſter nach Hauſe gehen. Obereit trat ab, und ſie dankten alle Gott! Den andern Morgen, um vier Uhr, als ſchon angeſpannt war, und der Poſtillion bließ, klopfte jemand, mit groſſem Ungeſtüm, an Sulzers Thür. Herein trat Magiſter Obereit, mit einem groſſen Pack Schrif- [illegible] ten

Manuſcripte aus der Taſche, und lieſt ſie vor. Auf die Geſellſchaft kommt es ihm nicht an. Jeder muß herhalten; der Unwiſſende wie der Gelehrte, Mädchen, Weiber und Damen, wie Jünglinge und Männer. Als noch in dieſem Sommer 1784, Obereit auf ſeinen Wanderungen, einer ziemlich groſſen und ſehr vermiſchten Geſellſchaft von Herren und Damen, beym Caffee, eine metaphyſiſche Abhandlung vorlas, und ein Theil der Geſellſchaft einſchlief, ſchrie Er laut und mit Begeiſterung aus: nun will ich ſie mit etwas Luſtiges unterhalten; und zog wieder ein Manuſcript aus der Taſche! Doctor Obereit war immer der erſte der darüber lachte, und dann zwiſchendurch beym Vorleſen (nach Art aller Vorleſer von Profeſſion) die ganze Geſellſchaft mit funkelnden, nach Beyfall gierigen, und Beyfall erwartenden Augen anſah.

ten im Arme, und wie mir mein ſeliger Herzens-freund Sulzer verſichert hat, mit groſſen Bücklingen, und dieſen Worten: Ich bin auch ein Poet!!

Das war Er nun freylich nicht. Aber eine ungeheure Menge von Gedichten hat er verfertigt; und alle warten nur auf einen Verleger, ſeit dreyſſig Jahren. Sanct Obereits Geiſt hub ſich unſtreitig in manchem Unglück, durch dieſe Art ſich ſeiner Empfindungen und Gedanken zu entladen. Unfreundlich war ihm das Schickſal lange, aber er trotzte ſeinem Schickſal in allen Fällen mit Spartaniſchem Muth, und anachoretiſcher Kraftdauer.

Er ſtudierte wenn ihn hungerte. Die gewiſſe Hofnung, Er werde den Stein der Weiſen finden, trug ihn durch Dick und Dünn. So überwand er alle Widerwärtigkeiten des Lebens. In ſeiner gröſſten Noth, ſchrieb er einſt, aus Lindau, an einen Freund: Nun ſey Er völlig gewiß, den Stein der Weiſen in vierzehn Tagen zu haben.

Noch hat er ihn nicht. Aber unter jenen glänzenden Hofnungen und Ausſichten in Goldesfülle, verlohr Obereits guter Vater ſein Amt. Die redliche und überall misverſtandene Familie kam in die

äuſſerſte Armuth; und nun zeigte ſich der Charakter unſers Philoſophen mit Würde. Er verzweifelte nicht, ſondern ermannte ſich noch mehr, bekam Luſt Kranke zu beſuchen, und that manche ſchöne Cur. Die Kranken hatten zwar nicht groſſe Luſt zu ihm, weil er jedem die derbſten Wahrheiten ins Geſicht ſagte; alſo arbeitete er Tag und Nacht in ſeiner Studierſtube für ſich und einige Gelehrte, verdiente ſich dadurch etwas Geld, und gab Alles hin, um ſeinen Vater zu retten.

Seine Geſundheit erlag unter dieſen redlichen Anſtrengungen. Er ward mit der Gicht befallen, und behielt daher eine Steifigkeit, die ſich ſeitdem nie verlohr. Der gute Obereit, und ſein vortreflicher Bruder (*) retteten indeß Vater und Mutter. Einer half dem andern. Das väterliche Haus, in dem unſer Philoſoph lebte bis der Vater in einem hohen Alter ſtarb, war eine Hütte der Ruhe und der Freude.

Religion, Alchymie, Myſtik, und Liebe, gaben zuſammen unſerm Obereit den heitern, hohen und feſten Sinn, mit welchem Er alle Nebel ſeiner Schick-

(*) Ein rühmlichſt bekannter Mathematiker und ſehr gelehrter Mann, der ein Amt in Dresden hat.

Schickſale zerſtreute. Glückliche Liebe macht ſchon alleine, wie man weiß, alles Unglück leicht; und Obereit iſt, wie alle Imaginationsmänner, von äuſſerſt verliebter Natur. Pſyche Empirea nannte Er eine Poſementirers Tochter in Lindau, in der Er die höchſten und glänzendeſten Himmelseigenſchaften fand, die jemals eine weibliche Seele zierten. Er bildete dieſes Frauenzimmer ganz nach ſeiner Sinnesart, zu ſeiner Philoſophie, zur ſeraphiſchen Dichtkunſt, und zur myſtiſchen Seherey. Sie war ſehr ſchön, ſanft und bildſam. Obereit wollte die Pſyche heyrathen; aber der Poſementirer hielt ſeine Tochter zu gut für Obereit, und widerſetzte ſich dem heiſſen Verlangen des verliebten Paars mit Wuth. Liebe gab anitzt unſerm Philoſophen Weltverſtand; denn er ſchlich glücklich mit der Pſyche Empirea von Lindau nach der Schweitz, und ließ ſich trauen. Aber im Ehbette lebte Er, wie er mich ſelbſt verſichert hat, völlig platoniſch.

Gröſſere Prüfungen und gröſſere Unternehmungen folgten nun in einem ununterbrochenen Zeitraum. Sanct Obereit hatte nichts woraus er leben konnte. In Zürich riethen ihm vornehme Freunde großmüthig, er möchte bey ihren Unterthanen in

Winterthur ſein Glück ſuchen. Sanct Obereit entſchloß ſich auf der Stelle, in Winterthur Unterricht für beyde Geſchlechter zu geben, und zwar in der Philoſophie des Lebens. Er verkündigte an ganz Winterthur, durch einen gedruckten Plan, ſeine öffentlichen Vorleſungen über dieſe ſonderbare Philoſophie. Unglücklicher Weiſe hatte aber der gute Philoſoph ſelbſt weder Lebensart noch Weltkenntniß, und darum fehlte es auch den Winterthurern, die gute Köpfe ſind, am wahren Glauben an ſolche Philoſophie. Niemand wollte Sanct Obereits Vorleſungen anhören, und die ganze Stadt lachte über den drollichten Profeſſor. Auf dringendes Verlangen von Obereits Freunden, ward auch ſogar das Programma, das poſſierlichſte Ding das jemals aus eines Menſchen Feder hervorgieng, unterdrückt; und anitzt fände man daſſelbe in Winterthur nicht mehr für tauſend Ducaten (*).

An

(*) Vielleicht hätte der Herr Profeſſor Obereit bey den jungen Herren und Frauenzimmern in Winterthur gröſſern Beyfall durch Vorleſungen über die Metaphyſik gefunden. Folgende Stellen aus ſeinem urſprünglichen Geiſter- und Körper- Zuſammenhang, nach Newtoniſchem Geiſt, einem Obereitiſchen Originalwerke (Augsburg 1776) mögen zur Probe dienen, wie Obereit Metaphyſik lehret.

„Alle

An nichts kehrte ſich Obereit, der ſich immer übte in harter Lebensart, und edler Großmuth. Sein

„Alle endliche Monaden, ſagt der Herr Profeſſor „Obereit, haben Liebescentra, wo alle Kräfte der „Liebesſeligkeiten höchſt froh zuſammenflieſſen in „Eins, und allentzückend darinn ſich verlieren, nach „der Seligkeitsphiloſophie einer ſephirotiſchen Fee.“

„Die Particulartendenz des Verlangens der Mo„naden kann innigſt gerührt, gereizt, bewegt wer„den zu neuer Tendenz, möglichſt mehr Wahrnehm„liches dazu zu bringen, bis zu voller Vergnügung „des innern Empfindungsausdrucks aller Einſtimmig„keiten.“

„Die erſte innere Vergnügung bleibt wohl in„nerlich, ihr erweckter Ausdruck aber, und darinn „lebhafteſter Wiedervorſtellungsſpiegel, oder Wider„ſchein, mit deſſen Ausbreitungs- Fortſetzungs- Mit„theilungs-Tendenz, dringt aus der Monade hervor „in ihrer vollen und überflieſſenden Freude, darüber „ſie vergißt daß ſie pur Leibnitziſch in ſich ſelbſt ver„ſchloſſen bleiben ſollte. Die ganze Monade ergießt „ſich dann in Freuden, in frohes Entzücken über ſich „ſelbſt, aus ihrem Grundgefühl in Sinnlichkeitsluſt; „ſie weiß ſich nicht mehr zu halten, ſie muß ausbre„chen in tauſend ſinnliche Freudenszeichen, daß ſie „mit allen Sinnen und Kräften ganz Freude gewor„den zu ſeyn ſcheint, die ſich aller Welt überſtrö„mend mittheilen will, und alles Freudenfähige da„mit harmoniſch erfüllet.“

Sein Glück ward immer gröſſer durch Liebe; und die größten alchymiſtiſchen Hofnungen. Aber ſeine gute Frau ſtarb acht Wochen nach ihrer Hochzeit an der Schwindſucht. Sie betrug ſich auf ihrem Krankenlager wie ein Engel, und Obereit zeigte ſich bey ihrem Tode wie ein Held. Seelenverbindungen, ſagte Er mir herrlich, trennet weder Entfernung noch Tod. Auch ſang er in der Nacht, da ſeine Frau eben geſtorben war, Stundenlang, aus vollem Halſe. Dieß war groß; nur der Winterthurer Pöbel (*) welcher hörte, wie der arme Obereit ſang, machte über dieſe Muſik ſehr dumme Gloſſen.

Obereit war der Deifikation ſeiner Gemahlinn mathematiſch gewiß. Dieß erhielt ihn, in dieſen für andere ſo ſchrecklichen Stunden, bey der beſtändigſten Heiterkeit. Auch ſtürzte Er, wie man aus meinem erſten Capitel weiß, einige Zeit nachher in Zürich, mit entſetzlichem Gelächter in die Stube eines Freundes, und ſchrie überlaut: denken Sie doch, denken Sie doch, ich beſaß meine Frau juſt ſo viele Wochen, als ich Jahre in ſie verliebt war;

und

(*) Es giebt in dem aufgeklärten Winterthur auch Pöbel, wie in jeder aufgeklärten Stadt in Europa.

und lachte dabey, immerfort, über ſeinen wunderbaren hermetiſchen Lebensgang (*).

Nun ward dieſer Lebensgang immer hermetiſcher. Sanct Obereit las in Winterthur ganze Buchladen durch; des Abends kam er oft, wie der Erzvater Theophraſtus Paracelſus, betrunken nach Hauſe. Aber mehr als jemals, ofnete er izt Geiſt und Herz der edlen Goldſucherey.

Zu dieſer Abſicht fand er in Winterthur, einen zwar von meinem Herzensfreunde, dem groſſen Philoſophen und Arzte Herrn Doctor Hirzel in Zürich, gewarnten Gehülfen, einen übrigens klugen und rechtſchaffenen Mann, wie man ſehen wird. Dieſer etwas kaltblütige Gefehrte von Obereits Kaminritterſchaft, ein braver Apotheker in Winterthur, nahm unſern Doctor in ſein Laboratorium auf, und nachher auch in ſein Haus. Sanct Obereit verſicherte dem Apotheker, mit dem gröſsten Enthu-ſiaſmus

(*) Ich wiederhole hier dieſen merkwürdigen Zug aus Obereits Charakter, um dasjenige zu berichtigen, was im erſten Capitel unrecht geſagt iſt. Die Pſyche ſtarb acht Wochen nach ihrer Hochzeit, und Sanct Obereit war acht Jahre in ſie verliebt.

ſiaſmus, und mit einer Zuverſicht die Felſen zer-ſprengte, ſie werden den Stein der Weiſen finden!

Sanct Obereit ſuchte, und der Apotheker ſah aufmerkſam zu. Sanct Obereit ſah, wie in der Myſtik und im Anachoretenleben, immer die gröſſten Dinge, die, auſſer einem wahren Adepten, keines Menſchen Auge je geſehen hat; der Apotheker bewies dem Doctor, wie unbedeutend Alles ſey was er ſehe, und prophezeyte ihm gewöhnlich, bey allen ſeinen Operationen, das natürliche Produkt. Aber für den Lichtgeiſt Obereit war nichts natürlich; er holte für alle ſeine kleinen chymiſchen Produkte, Namen aus der Centralphiloſophie, taufte alles aſtraliſch, und glaubte dann, Namen ſeyen Sachen.

Endlich ward der Apotheker dieſer irrenden Ritterſchaft müde. Er erklärte an Sanct Obereit, daß er in Zukunft, bey allen dieſen Goldſuchereyen, auch die geringſte darauf verwandte Kleinigkeit wolle bezahlt haben. Der weltkluge Apotheker hofte dadurch, den Doctor klug zu machen. Aber das half nicht. Sanct Obereit bezahlte alles richtig; und arbeitete immer mit leerem Erfolge. Endlich gieng dem Apotheker die Gedult völlig aus;

er

er machte dem Doctor die derbſten Vorſtellungen über dieſe unkluge und nichtswerthe Verſchwendung ſeiner Zeit, und ſeines wenigen Geldes; er ſchwur, und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß dem armen Obereit darüber vor Schrecken die Parucke hätte mögen ins Feuer fallen, er wolle ihn nicht länger in ſeinem Hauſe dulden, wenn er noch länger Gold im Rauche ſuche. Sanct Obereit machte zuerſt ein Geſicht, als wenn ihm der zornige Apotheker das Herz aus dem Leibe riſſe. Aber als ein grunderfahrner Weiſer, ſchickte Er ſich bald in Umſtände und Zeit; und ſtudierte nun wieder, ganz gelaſſen, und mit dem größten Fleiß.

Zur Emporhebung ſeines Geiſtes, ſchrieb er damals ſeinen ſeitdem, nicht in Conſtantinopel ſondern in Weſtphalen gedruckten Gamaliel. Sodann klagte er viel über den Verfall der Religion, erwartete eine gänzliche Revolution für das Reich Chriſti, hoffte dieſe Revolution ſelbſt noch einſt durch Goldmacherey zu bewirken, inſonderheit aber durch ſeine Vertheidigung der Myſtik, und durch dieſen Gamaliel.

Beſtändige Hofnung und Erwartung groſſer Dinge iſt eine groſſe Glückſeligkeit. In dieſem Zuſtande webte und lebte Obereit in einem fort; und

deswegen verbreitete er auch in Winterthur, rund um ſich her, nichts als Glück, und gute Laune. Er lachte, faſt zuweilen convulſiviſch, über alles in der Welt, ſogar beym Anblick eines Kälberbratens. Duldend und vertragſam war er im Umgange mit allen Menſchen, dabey immer ruhig und heiter, und keinen Augenblick in ſeinem Leben trübe oder hypochondriſch. Gegen jeden, der ihm nur ein gutes Wort gab, war er höflich, freundſchaftlich und herzlich; immer voll Feuer, Kraft und Leben, im vertrauten Umgange; übrigens für jeden, der ihn auch nur von ferne anblickte, drolligt und comiſch zum Todtlachen.

Obereit wartete immer, in froher Hofnung, auf einen neuen alchymiſtiſchen Sonnenaufgang, und wartete nie vergebens. Unverſehens bot ihm ein begüterter Hauptmann Bürcki (*) im Canton Bern; ſein

(*) Der Bernerhauptmann Bürcki, iſt ein Waſſerbrenner und ein Bauer, der nah bey der Stadt Bern, ein für ſein baares Geld erkauftes Landgut von funfzig tauſend Gulden bewohnt. Jede Woche kommt dieſer Herr Hauptmann nach Bern auf den Markt, und verkauft da allerley abgezogene Waſſer. Uebrigens hat Er ein Vermögen von zweyhundert und funfzig tauſend Gulden aus ſeinen Diſtillirkolben abgezo-

gezo-

ſein Laboratorium an, und zugleich ernannte er ihn auch zum Informator, und Hofmeiſter, ſeiner Kinder. Mein Kaminheld war nun wieder vor Freuden beynahe auſſer ſich, obgleich die Philoſophen in Winterthur im zu verſtehen gaben, daß niemand in der Welt ſich zum Hofmeiſter weniger ſchicke als Er. Aber Sanct Obereit gieng immer, wenn ſein Geiſt zog. Voll hoher Erwartung machte er ſeinen Bündel, reiſte tapfer und vergnügt, voll ewigen ſchönſten Lichts, Rechts, und Guts, bis auf frohes Wiederſehen, nach dem herrlichen Hauptmann Bürckl im Canton Bern; und kam, in ſechs Wochen, wieder zurück nach Winterthur, mit niederhängenden Ohren!

Gröſſer war Obereit nie, als in Zeiten fehlgeſchlagener Hofnung, denn in den gröſten Prüfungszeiten fand Er eine Welt in ſich und wußte dann auch ſchon lange aus Erfahrung, in der gröſten Noth ſey Hülfe vor der Thür. Für eine Weile war dieß itzt wieder der Fall. Wieder unverſehens kam

gezogen. Ein Goldmacher iſt er alſo, aber nicht nach Obereitiſcher Art und Kunſt; und ein überaus vernünftiger Mann, weil er ſeinen Kindern eine ſehr gute Erziehung giebt, und ſeinen Hauslehrer Obereit in den erſten ſechs Wochen wegpuffte.

kam ein groſſer Ruf nach der Hauptſtadt Bern, von einem vornehmen und reichen Manne, und einem Mitgliede der daſigen Regierung, mit welchem Obereit, ſeit ſeiner Reiſe zu dem herrlichen Hauptmann Bürcki, über Kaminphiloſophie correſpondirte (*). Nun war die groſſe Weltreformation nah. Nun ſah Sanct Obereit im Geiſte, ſtufenweiſe einen Ideenhunger nach Ihm in den Köpfen aller Berner, die höchſte Erfüllung aller ſeiner Erwartungen, das Beginnen und die Vollendung der groſſen Revolution, durch Goldmacherey, Myſtik, und ſeine Schriften, gerade in der Stadt wo man ſich am meiſten vor Revolutionen hütet. Flugs packte er Haab und Gut ein, ſpedierte alles nach Bern, gab allen ſeinen Freunden in Winterthur den letzten Abſchiedskuß, kam ſchon nahe an Zürich, indeß da ein widriger Genius in dem Kopfe des

(*) Ich kenne dieſen Herrn von Perſon. Einen hellern und aufgeklärtern Kopf, tiefern Denker, und liebenswürdigern Weltmann habe ich in Bern nie geſehen. Wahrlich ſollten wir darum alle, Gelehrte und Ungelehrte, Edelleute und Bürger, Fürſten, Fürſtendiener, und ariſtokratiſche Prinzen, in Deutſchland und in der Schweitz, ſamt und ſonders, einen neuen Artikel in unſer tägliches Morgengebet ſetzen, ungefehr des Inhalts: „Auch bewahre uns, lieber Gott, „vor dem Alchymicteufel!“

des groſſen Rathsherrn in Bern, Recht und Herrſchaft der Vernunft wieder herſtellte, und dieſer unſerm Weltreformator plumps ſeine ganze Bagage nach Zürich zurückſchickte!

Alle Wellen des Schickſals ſtieſſen itzt auf Obereit. Aber ſie theilten ſich über ſeinem Haupte, und er ſchwamm, wie gewöhnlich triumphirend hindurch. Zürich ward in dieſem Sturme ſein Hafen. Ein vortreflicher und menſchenfreundlicher Arzt, tiefſehender Chymiſt, und weitwirkender Freymäurer, der Bruder des groſſen Lavaters, öfnete ihm ſein Laboratorium. Sanct Obereit arbeitete in demſelben ein ganzes Jahr, lebte unausſprechlich vergnügt und heiter, ſchrieb in dieſem Jahre in Zürich ſeinen Weltüberwinder, dieſes ewige Monument ſeiner tapfern Gröſſe; und begab ſich, im Frühling 1781, zu ſeinem Bruder nach Dresden (*).

Deutſch-

(*) Sein Ruhm gieng vor ihm her. In ganz Leipzig erſcholl das Gerücht, es werde nächſtens ein Prophet, der alle künftige Dinge zu erzählen wiſſe, aus Zürich nach Sachſen kommen; und Obereit kam. Ein vornehmer und etwas abergläubiſcher Leipziger von achtzig Jahren, der noch ſehr gern lange zu leben wünſchte, ließ deswegen den Wundermann gleich nach ſeiner Ankunft, zum Eſſen bitten. Bey Tafel war natür-

Deutſchland war die eigentliche Lichtwelt für den Lichtgeiſt Obereit. Nirgends hätte Er wie da, den wahren Glauben gefunden; denn der Glauben an die weiſſe Frau; und an den Monddoctor in Berlin, macht itzt, in dem proteſtantiſchen Deutſchland, jeden Aberglauben möglich.

Wir träumten von nichts als Aufklärung, ſchrieb mir neulich einer der gröſten Männer Deutſchlands, und glaubten durch das Licht der Vernunft die Gegend ſo aufgehellet zu haben, daß die Schwärmerey ſich gewiß nicht mehr zeigen werde. Allein, wie wir ſehen, ſteiget ſchon von der andern Seite des Horizonts, die Nacht mit allen ihren Geſpenſtern wieder empor. Mit Schrecken ſieht man,

daß

natürlicher Weiſe bald von Prophezeyungen die Rede. Obereit ſagte, ſehr ehrlich, aber nicht weltklug: es ſeyen viele Leute, welche glauben etwas vorher ſagen zu können, ohne daß ſie doch deswegen Wundergaben beſitzen. Zum Exempel, es lieſſe ſich wohl ohne dieſe Kraft behaupten, der gnädige Herr da, werde unter allen, die an dieſer Tafel ſitzen, am erſten ſterben. Dieſes unſchuldige Wort ſchoß dem gnädigen Herrn fürchterlich aufs Herz. Er erſchrack ſo heftig, daß er von Tiſche aufſtand, in ein ander Zimmer gieng, und ſeinen Bedienten befahl, ſie ſollen den fremden Propheten, den er noch den Tag vorher für beſtändig eingeladen hatte, nie wieder zur Hausthür hereinlaſſen.

daß das Uebel ſo thätig und durchgreifend iſt, daß die Schwärmerey immer wirket, und die Vernunft nur ſpricht. Mit Unrecht glaubte Lord Shaftesbury, Witz und Laune ſeyen die kräftigſten Gegenmittel wider den Fortgang des ſchädlichen Aberglaubens. Bloſſer Scherz vertreibet das Vorurtheil nur zum Scheine. Aus Furcht verſpottet zu werden, ſuchet man höchſtens ſeine Albernheit zu verheimlichen. Man ſpottet wohl ſelbſt mit, wo dieſer Ton herrſchet, und iſt in ſeinem geheimſten Schlafgemache, wie ich Beyſpiele geſehen, nichts deſto weniger verführter und verführender Schwärmer.

So beſchrieb mir ein Mann, wie es in der Welt nicht viele giebt, ganz neuerlich, die Lage der Vernunft in vielen ſehr aufgeklärten Städten des proteſtantiſchen Deutſchlands. Man ſiehet hieraus leicht, daß Obereit in der wahren Epoche unter uns erſchien. Gold zu groſſen Zwecken zu machen, iſt in mancher Gegend Deutſchlands itzt eine eben ſo allgemeine Sucht, als die Sucht zu fliegen bey den Franzoſen (*). Man befrage die

Buch=

(*) Eigentlich war die Neigung zur Goldmacherey von jeher eine Sucht der Deutſchen. Auch den groſſen

Leib=

Buchhändler, ob ſie jemals ſo viel magiſche alchymiſtiſche Bücher in mancher deutſchen proteſtantiſchen Reſidenzſtadt abgeſetzet haben, wie anitzt? Alles iſt, wie man aus Allem ſieht, in dieſem erfinderiſchen Lande zur endlichen Erfindung des Steins der Weiſen vorbereitet. Deutſche werden den Stein finden, wenn er zu finden iſt; denn der Doctor Price in England hat ſich ſelbſt nur darum ver-

Leibnitz ſogar ergriff in ſeiner Jugend dieſe Sucht. Er war in Nürnberg, Mitglied und Secretair einer Geſellſchaft von Goldſuchern, und überreichte derſelben einen Aufſatz, deſſen Inhalt Er ſelbſt nicht anzugeben wußte, eine Zuſammenſetzung leerer alchymiſtiſcher Wörter. Leibnitz that dieß aus Noth, und die Geſellſchaft bezahlte ihm ſein Secretariat, aber er verließ auch bald, wie ſein neueſter Göttingiſcher Lobredner ſich ausdrückt, dieſe Mörder des geſunden Menſchenverſtandes. In derjenigen Gegend von Deutſchland, die ſich anitzt, mit ſo groſſem Eifer und ſo glücklichem Fortgang vom Aberglauben purgirt, in Wien, war die Neigung zur Alchymie im erſten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts noch allgemeiner, als ſie es itzt, im letzten Viertel deſſelben in dem proteſtantiſchen Deutſchlande iſt. Jeder vornehme Herr in Wien hielt ſich damals ſeinen Hausalchymiſten; daher dann auch die berühmte und geiſtvolle Lady Montaigue die Anmerkung machte: die weltlichen Herren in Wien ſuchen durch dieſe Tranſubſtantiation zu gewinnen, was ihnen durch die andere die geiſtlichen Herren rauben.

vergiftet, weil er nicht beweiſen konnte, daß er ihn gefunden habe. Alle Hände und alle Herzen unſerer Goldſucher werden ſich darum aufheben zu Sanct Obereit; man wird ſich um ihn reiſſen, wenn Er nur erſt recht bekannt iſt. Alle Laboranten Deutſchlands werden ihn aufſuchen, oder zu ſich rufen. Und ſo wird dann allmählig alles Eins, zur Bewirkung der groſſen Revolution, durch dieſen neuen Weltreformator (*).

Sanct

(*) Vielleicht iſt es bey dieſer kleinen Skizze von Obereits Lebensgeſchichte, manchem Leſer nicht unangenehm, auch ein Verzeichniß von ſeinen mir bekannt gewordenen gedruckten Schriften hier zu finden; zumal da ſie, ſammt und ſonders, die Vorbereitung der groſſen Weltrevolution ſind, die Obereit ſeit ſo vielen und langen Jahren täglich erwartet.

1) Univerſalis confortativa medendi Methodus (Eine Kraftſuppe für die Menſchheit) Diſquiſitio nova. Carlsruhe 1767.

2) Ein Zimmermanns-Handlanger von Liebes-Enthuſiaſten, und der allerfreyeſten Republik der Einſamen. Kiriath Sepher der Freymäurerinnen. Im Jahr der Welt 7275, aus der Bergſchotten Loge, ſub Roſa. Das iſt: Vertheidigung der Myſtik und des Einſiedlerweſens gegen einen Leibarzt in Hannover; herausgegeben und mit Titel und Vorrede verſehen von dieſem Leibarzt Johann Georg Zimmermann. Frankfurt am Mayn, bey den Eichenbergiſchen Erben. 1775.

Sanct Obereit hatte lange ſein Standquartier in der Lauſnitz, nicht ſehr weit vom Grabe Jacob Böhms. Er wohnte da auf dem Landgute und im Hauſe eines Cavaliers, deſſen Freundſchaft er ſich durch ſeinen Weltüberwinder erworben. Der arme

3) Urſprünglicher Geiſter- und Körper-Zuſammenhang, nach Newtoniſchem Geiſt. An die Tiefdenker in der Philoſophie. Augsburg 1776.

4) Gamaliels, eines philoſophiſchen Juden, Spaziergänge über die Berliniſchen Betrachtungen der Wundergaben, Schwärmerey, Toleranz, Spötterey, und Prieſterſchaft. Conſtantinopel 1780.

5) Die Einſamkeit der Weltüberwinder, nach innern Gründen erwogen von dem lakoniſchen Philanthropen Obereit. Herausgegeben, ausgefegt und poliert, auch mit Titel, Vorrede, und vielen Anmerkungen begleitet, von dem ehrwürdigen Herrn Conrector Kleuker in Osnabrück. Leipzig bey Adam Friedrich Böhm. 1781.

6) Die Natur und die Heiden über Steinbart. In Geſprächen beym Promeniren. Erſter Beytrag zu Steinbarts Zuſätzen und Beſtätigungen ſeines Syſtems der Glückſeligkeit. Leipzig 1782.

7) Die Natur und die Heiden über Steinbart. Zweyter Beytrag. Leipzig 1782.

8) Geſpräch im Traume über eine neue Reformation der geiſtlichen Orden und der Kirche. Ein Pendant zu der Einſamkeit der Weltüberwinder, und zum Geſpräche zwiſchen Waldern und Diethelm im Teutſchen Merkur. Amſterdam und Leipzig 1783.

arme abergläubige Obereit betheuerte und verſicher-te mir, dieſer Cavalier habe die meiſten Groſſen des Ruſſiſchen Reiches zu Myſtikern gemacht!! Aus ſeinen Briefen, die er mir vorlas, ſah ich, daß dieſer Cavalier, wie ihn Obereit immer ſehr empha-tiſch nannte, ein lebhafter Mann iſt, der ſcharf, gut, und kräftig ſchreibt, et ne ſe mouche pas du pied.

Verſchiedene Reiſen und Wanderungen machte Obereit von Mangelsdorf aus (*), wo er dann [illegible] zwi-

(*) Von Obereit heißt es in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek (des 55. Bandes zweytem Stück, auf der 380 Seite:) „Es ſey ſchwer zu ſagen, ob Er „mehr ein abſurder Schwärmer, oder abſichtsvoller „Abgeſandter ſey; denn er ſchweife itzt in Sachſen „und Lauſitz herum, um allerhand myſtiſche und ver-„borgene Weisheit auszubreiten. Beſonders wolle „Er das mit abgefeinter Hinterliſt geſchriebene Buch „des Erreurs et de la Verité allenthalben anpreiſen. „Dieß mache ihn ſchon kenntlich genug, daß er nicht „ſo von ungefehr kommt. Man ſollte daher auf „ſolche Emiſſarien billig, ein wenig mehr acht haben „als geſchieht“.

Dieſes Urtheil der Allgemeinen Deutſchen Biblio-thek, finde ich zu hart. Weſſen abſichtvoller Abge-ſandter ſoll denn wol Obereit ſeyn? Obereit geht, wohin ſein Geiſt ihn zieht. Nach Hannover war er

 höchſt

zwiſchendurch in ehrbarer heiliger Stille lebte. Im Junius 1784 ließ er ſein Licht in Leipzig leuchten; und endlich zog er von da, ehrenvoll, und für beſtändig, wie Er ſagte, zu ſeinem alten Freunde, dem Herrn Hofrath Wieland, nach Weimar.

Welches Geiſtes Kind alſo Obereit iſt, zeigen alle dieſe, wie es ſcheint, noch ganz unbekannt geweſene Thatſachen, Züge, und Anecdoten. Von Beelzebub ſind ſie mir nicht mitgetheilet, wie Obereit zuverläſſig glauben wird. Was fehlerhaft darinn iſt, kann niemand leichter verbeſſern als Er ſelbſt. Verhoffentlich ſind ſie auch eine Veranlaſſung

höchſt wahrſcheinlich der Goldmacherey wegen berufen, ob Er gleich mir ſagte, Er komme nach Hannover aus Liebe zu einer heilsdurſtigen Seele, die ſchon ſeit vielen Jahren nach Licht und Aufklärung ſchmachte. Daß Er übrigens das Buch des Erreurs et de la Verité allenthalben anpreiſet, deucht mir ſehr natürlich. Aber die Vermuthung, daß Obereit als Emiſſarius von einzelen Menſchen oder ganzen Geſellſchaften gebraucht werde, iſt deswegen eben ſo wenig erweiſen, als die in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek geäuſſerte Beſorgniß wegen ſeiner Sendung gerechtfertigt. Obereit predigt keines andern Menſchen Evangelium als ſein Eigenes; und eben deswegen, weil er Gold machen lehret, und übrigens ein ſehr luſtiger Kautz iſt, verdient Er allenthalben in Deutſchland die beſte Aufnahme.

ſung daß Obereit nicht nur alles Nöthige darinn berichtigt, ſondern uns vollends auf die nächſte Leipziger Meſſe, ſelbſt mit ſeiner Licht- und Lebensgeſchichte beſchenket.

Schneller, und kräftiger würde anitzt Obereit in Deutſchland wirken, wenn er nicht ſo viele ſchöne Geiſter zu geheimen Freunden hätte. Dieſe werden ihm alle ſeine Kernkraft und Obereitheit aus ſeinen Manuſcripten hinwegcorrigiren. Alſo müſſen durchaus, alle ſeine Verleger, darauf beſtehen, daß Er ſelbſt alles rein und genau ſchreibe, wie es gedruckt werden ſoll, damit das Publicum nichts von ſeinen gliederreichen Kraftworten verliere, und nichts von ſeinen durcheinander geſchraubten Perioden, die keinen Anfang haben, und kein Ende. Alſo anſtatt in Sachſen und Weſtphalen ſich von ſchönen Geiſtern einſeifen und raſiren, durchkämmen, friſiren, und mit dem feinſten Puder beſtäuben zu laſſen, bevor Er ſich den Herren Seelverkäufern in Leipzig präſentirt, ſollte Obereit lieber ſeinen alten cyniſchen Mantel umhängen; denn mit dieſem macht er gewiß allenthalben mehr Aufſehen, als mit der Friſur und dem Puder unſerer ſchönen Geiſter.

Aber Sanct Obereits Aufenthalt in dem eleganten Sachſen, hat den groſſen Mann ſelbſt, beynahe umgebildet. Seine Stärke iſt erweicht, und ſeine Schweitzeriſche Derbheit hat ſich verwandelt in Sächſiſche Urbanität. Er erſcheint an Höfen, empfielt in Sachſen Arzneyen um alte Weiber dadurch jung zu machen, und verſchiedene Damen in ſehr anſehnlichen Städten gebrauchen dieſe Mittel mit chriſtlichem Zutrauen und unbegrenzter Hofnung. Duldſam iſt nun Obereit auch, ſeit ſeiner völligen Deſertion aus dem Anachoretenleben. Die Schriften der Ungläubigen an Einſiedler und Mönche und myſtiſche Nonnen, gehen ihm darum anitzt, nach ſeinem ſelbſteignen Geſtändniſſe, eben ſo ſüß durch den Mund, als ohne Verdrehung der Augen, und Grimmen durch den Bauch. Er iſt nicht mehr ein Ritter von der feurigen Geſtalt. Mit ſeinem Einſiedlergeiſte lebt dieſer Exanachoret itzt mitten in der Welt, und ſetzt ſich, an den Tafeln deutſcher Fürſten wie an unſern bürgerlichen Tiſchen, in tapferer Gröſſe und in allem geiſtigen und begeiſternden Wohlſeyn, zwiſchen Diſſidenten und Ungläubige, Hofdamen und Spötter.

Man erlaube mir ſeine Duldſamkeit noch auf eine gewiß unerwartete Manier zu beweiſen, und

dann

dann das Schickſal dieſes Scherfleins zur Lebens- geſchichte eines ſo auſſerordentlichen Menſchen ehr- erbietig dem Denker und Nichtdenker zu überlaſſen.

Am Tage Oswaldi, den fünften Auguſt 1782, kam ich in Hannover in die Boutique eines ſehr berühmten Goldarbeiters, und wollte da etwas kaufen. Indem ich mit dieſem Künſtler ſprach, tritt eine wunderſame Figur, in einem langen blauen Ueberrock, in gelben Pantoffeln, und einer kleinen, runden, ſchwarzen, wollenen Parucke, ohne Hut herein, ſtellt ſich, nach einer freundlichen und tie- fen Verbeugung, mit einer ganz äuſſerſt ſeltſamen Drehung des Körpers und der Hände, keck wie ein Pfeiler neben mich, und bekukt mich mit auffallen- der Neugier. Ich that, als wenn ich das nicht ſähe. Aber der Mann hatte mich, bey dem einzi- gen Blicke den ich auf ihn warf, ganz unglaublich frappirt. Er kam mir vor wie ein Betteljude. Aus den Pantoffeln merkte ich jedoch, daß er bey dem Goldarbeiter im Hauſe wohne, und einen äuſſerſt ungewöhnlichen und gar nicht gemeinen Menſchen verriethen mir, auf den erſten Blick, ſeine freye und erhabene Stirne, ſein ehrliches Geſicht, ſeine hellen, kecken, ſchönen, und doch zuweilen etwas

verſchobenen Augen, ſein freundlicher Mund, und dann doch auch das Comiſche in der majeſtätvollen Empordrehung ſeines Kopfes, und ſein Spaniſcher Gang. Indem ich geruhig mit dem Goldarbeiter über ſeine Waare ſprach, brannte ich doch heimlich vor Neugier, um zu wiſſen, wer der auſſerordentliche und gewiß nie von mir geſehene Menſch ſey, der neben mir ſtehe, und auf den ich zuweilen, weil er kurz war und ich lang bin, herabblickte. Eben wollte ich ihn noch einmal in die Augen faſſen, und er war verſchwunden.

Ums Himmels willen, was iſt das für ein Menſch, fragte ich den Goldarbeiter? Schalkhaft lächelnd, und mir, vermuthlich in der Erwartung ich werde vor Schrecken niederfallen, ſcharf in die Augen ſehend, antwortete der Herr Goldarbeiter: Es iſt der Herr Doctor Obereit!

Der Weltüberwinder Obereit, verſetzte ich? Der Weltüberwinder Obereit, verſetzte der Goldarbeiter! Geſchwind, geſchwind, hohlen ſie ihn, ſagte ich, mit groſſer Lebhaftig.

Herein trat der Weltüberwinder in gelben Pantoffeln. Ich gab ihm freundlich die Hand, ſagte ihm, wie ſehr es mich freue ihn, zum erſtenmal

in

in meinem Leben, zu ſehen; und bat ihn, nach einiger allgemeiner Converſation, er möchte mir die Ehre erzeigen mich den Nachmittag um Drey in meinem Hauſe zu beſuchen.

Der Weltüberwinder kam vor dem Glockenſchlag. Ich nahm ihn höflich, ſanft, und liebreich bey mir auf. Was für ein guter Geiſt, ſagte ich, bringt Sie, Herr Doctor Obereit, nach Hannover, in das Haus eines Goldarbeiters, der ein forſchender Kopf iſt, und ein ausnehmend geſchickter Juwelirer und Künſtler?

Der Herr Goldarbeiter hat meinen Weltüberwinder geleſen, und der hat mir in der Welt viele Freunde gemacht, ſprach Obereit laut, langſam, majeſtätiſch, und heroiſch, mit der Donnerſtimme eines alten Lacedemoniers.

Ich that nicht, als wenn ich die Stimme hörte; auch nicht, als wenn ich den Hieb fühlte, und verſtünde. Meine Antwort war weiter nichts, als: Sie, Herr Doctor Obereit und der Herr Goldarbeiter, verdienten beyde einander zu kennen.

Nun lenkte ich die Converſation ins Weite. Sie ward gut. Der lakoniſche Rundkopf gefiel mir, ob Er gleich zuweilen mich anſah, wie der Engel

Gabriel einen Wurm, oder ein Subconrector ſeinen Schüler; auch mir, ab und zu, eben ſolche höhniſche Querblicke gab, wie in ſeinem Weltüberwinder. Am Ende bat ich ihn, daß er auf den Abend wieder zu mir komme, und bey mir eſſe! Obereit verſprachs; und wir verlieſſen uns mit groſſer Freundlichkeit und vielen Bücklingen, von beyden Seiten.

Eine ganz ungewöhnliche Freude machten mir dieſe zwey Auftritte, und die folgenden, die ich noch zu erwarten hatte. Den ganzen Tag hindurch lachte ich mich faſt todt. Ich brachte dieſe Freude, weil ich alle meine Freuden mittheilen muß, einem der ſcharfſinnigſten Aerzte und der feinſten Menſchenkenner in Deutſchland, meinem Herzensfreunde, dem Hannöveriſchen Hofmedicus Herrn Marcard, und bat ihn auf den Abend zur Geſellſchaft des Weltüberwinders.

Wir aſſen in einem kleinen Cabinett, wo ſonſt viele Bilder hängen. Ich hieng itzt, in der Eile, alles anders, eh Obereit kam, um es ihm gefällig zu machen. Ich ſetzte ihm, zunächſt vors Geſicht, einen knienden Anachoreten in ſeiner ſchwarzen Höhle. Dann die Bilder des heiligen Hieronymus, des heiligen Auguſtinus, des heiligen Laurentius,

des heiligen Ambroſius, des heiligen Thomas, des heiligen Anacletus, und des heiligen Bonaventura; und weiterhin ein ausdruckvolles fürchterliches Italieniſches Gemählde von einem Mönch.

Sobald wir uns zu Tiſche geſetzt hatten, bezeugte Obereit wieder groſſe Luſt von dem Beyfall zu ſprechen, den ſein Weltüberwinder in Deutſchland gefunden habe. Er ſprach von der Art, wie Er ſeine Gegner behandle; wie Er erſt viele Jahre zubringe, um den Gegner recht auf das Korn zu faſſen; und wie Er dann unverſehens, unſichtbar, tief aus dem Verborgenen herauf, und ſeines Sieges gewiß, losdrücke.

Zur einzigen Antwort auf alle dieſe Prahlereyen, gab ich Obereit ein Glas in die Hand, worauf die Worte ſtanden: Einſamkeit iſt meine Freude! Ich machte ihm dieſe Aufſchrift bemerklich, und ſagte ihm: Herr Doctor Obereit, aus dieſem Glaſe ſollen Sie meinen beſten Wein trinken.

Nun gab ich Alles ſo gut her, als ich es hatte. Auch in die Converſation brachte ich immer die Richtung, die den Weltüberwinder ins Centrum ſeiner Originalität verſetzte. Alles geſchah, wie ich es haben wollte. Wir ſprachen von Philoſophie,

Theo=

Theoſophie, Weltverachtung, Einſamkeit, Myſtik, und Freymäurerey, bis in die tiefſte Nacht.

Beym Deſſert füllte ich die Gläſer mit Tockayerwein, und ſagte zu Obereit, indem ich mein Glas in die Hand nahm: es lebe der Weltüberwinder! Es lebe der Weltüberwinder, ſchrie Sanct Obereit überlaut und tapfer, indem er ſein Glas hoch empor hielt, und dergeſtalt aus voller Kehle daß mir wegen der Leute auf der Gaſſe bange ward, ſtieß an, trank aus und ward unendlich luſtig. Ich ſchenkte fleiſſig ein, und philoſophirte dabey ſo gut ich konnte. Endlich fragte ich Obereit, woher Er, der doch kein Freymäurer ſey, das Innerſte und Erhabenſte der Freymäurerey kenne, und wiſſe?

Obereit erklärte uns dieß ſo: die Freymäurer des Innerſten, nemlich die Centralbrüder, zu deren Orden Er gehöre, verſtehen das Innerſte und Höchſte der Freymäurerey; aber ein gemeiner Freymäurer verſtehe keinen Centralbruder.

Aber da ich ſelbſt nicht die Ehre habe weder ein Freymäurer, noch ein Centralbruder zu ſeyn, bat ich Obereit, damit wir ſeine Worte verſtehen, um ſeinen Centralſchlüſſel? Obereit verſprach den Schlüſſel auf den andern Tag, ließ uns jedoch das

Licht

Licht der Centralbrüderſchaft auch auf der Stelle ſo leuchten (*), daß wir ſchlechterdings nichts dabey ſahen. Er orakelte ſo fürchterlich, daß uns endlich Hören und Sehen ganz vergieng, und war von einer Luſtigkeit, desgleichen ich in Niederſachſen nie ſah. Gegen Morgen fragte Obereit: ob es ſchon ſpät ſey? Er bedankte ſich herzergebenſt für den ſchönen Schweitzerabend, wie er es nannte; und wir ſchieden, brüderlich, jeder in ſein Bett.

Kaum hatte ich am folgenden Tage den Schlaf aus den Augen gerieben, ſo wurmte mich doch der Gedanke: der Mann, dem ich ſo ſanft und freundlich

(*) Etwas von dieſem groſſen Lichte entdeckte Obereit ſeitdem den Kunſtverſtändigen, auch in ſeinem Geſpräch im Traume über eine neue Reformation der geiſtlichen Orden und der Kirche (auf der 24 Seite) durch folgende Worte: „Unſer Grundlegungs- oder „Grund- Sammlungs- Orden zur Ausbreitung der „Kern- Kräfte iſt viel tiefer, von Anfang an, im „Verborgenen gegründet; ſo wie die Mittelpunkte „aller Weſen in der Welt. Und ſolchergeſtalt wird „er, obwohl er gleichſam ganz unſichtbar und unmerklich iſt, doch immer Central- kräftig fortgepflanzt. Und keine weltliche Macht kann ihn aufheben. In dieſem Grund- und Kern- Betracht befinden wir uns, wie im Tempel Salomonis. Von „Innen heraus konnte man, in der Stille, Alles „ſehen; von Auſſen hinein Nichts!“

lich zuvorgekommen ſey, wiſſe nicht, daß ich ein derbes Buch gegen ihn ſchreibe.

Aber zum Glücke ſchickte mir Obereit, den darauf folgenden Tag, den Centralſchlüſſel (*). Er ſchrieb mir dabey ein ſehr freundliches (**) Billet, und

(*) Ein Gedicht wovon ich nichts verſtand, das mich in die Freymäurerey des Innerſten leiten ſollte, unter der Aufſchrift: Ruf der philoſophiſchen Grundfeſte von der erſten Directionslinie ins ewige Centrum.

(**) Obereit iſt wahrlich, im Grunde, ein gutmüthiger Mann. Ich habe verſchiedene Züge aus ſeinem Leben angeführet, die dieſes beweiſen. Dieß war auch der phyſiognomiſche Eindruck, den ſein Geſicht mir machte, als ich ihn zum Erſtenmal ſah; und dieſen Eindruck machte er mir jedesmal wieder. Die gröſte Bonhommie herrſchet auch in dem Billet, das er mir zwey Tage darauf ſchrieb, nachdem er zum erſtenmal bey mir gegeſſen hatte, und das ich blos wegen des ſeltſamen Contraſts mit ſeinen gegen mich öffentlich ausgegoſſenen Injurien hier abdrucken laſſe; denn dieß war mein Sieg über Obereit.

Eigentlich bin ich, ſo viel ich weiß, der einzige Menſch in der Welt, den Obereit ſo mishandelt hat. Aber wie kam denn auch dieſer im Grunde doch gutmüthige Mann mir ſo wuthvoll auf den Leib? Vermuthlich verfuhr er ſo, um Gottes willen, denn ein Schwärmer glaubt doch allemal den Himmel zu verdienen, wenn er einen Ungläubigen vernichtet. Aber warum war ich, in einer Welt, in der

und beſchenkte mich, noch obendrein, mit ſeinem Lobgeſang auf einer Geiſtesamazone vom Lilienkreutz, der erhabenen Juſtina Polaris, Himmelfart in Genf, am Tage Reginä (*).

Augen-

der es gewiß böſere und ſchädlichere Schriftſteller giebt als ich bin, der Einzige der den Herrn Obereit ſo über alle Begriffe aufbrachte, da ich doch auf eine ſo äuſſerſt gelinde, und wenn ich es ſelbſt ſagen darf, ungewöhnlich freundliche Weiſe mit Ihm verfuhr? Was reizte Ihn zu ſolcher Rache, wie er mir in ſeinem Weltüberwinder gezeiget hat? Ich geſtehe, daß ich dieß ſelbſt nicht recht begreife; denn wie dürfte ich alles erklären wollen was in Obereits Kopfe vorgeht! Muthmaſſen will ich blos, ich habe ſeinen Stolz beleidigt; weil mir auch aus anderweitiger Erfahrung bekannt iſt, daß nichts in der Welt einen eitelen Chirurg ſo in Wuth bringt, als wenn ihm ein Arzt auf ſeine Briefe nicht antwortet.

(*) Obereits Billet lautet wörtlich und pünktlich ſo: „Mein hochtheurſter Gönner! Dero auſſerordentliche „Güte erzielet einen ſo tiefen Dank in mir, den „nur die Ewigkeit genug zeigen kann, ja der zu einer „freudigen erhabenen Ewigkeit für Sie ſelbſt thätig „ſeyn ſollte, wo nur möglich, was darzu ſchon in „dieſer Zeit der ſterbliche Schatten in einem Avant-„gout beyzutragen. Nun habe einen guten Antwurf „auf den Centralſchlüſſel nicht vergeſſen. Ob nun „gleich derſelbe, ſo wenig als der Nürnberger Trich-„ter der Wiſſenſchaften, mechaniſch von Hand in „Hand gehen und wirken kann, ſo ſtimme doch hier „den

Augenblicklich ſchrieb ich wieder an Obereit, und bedankte mich warm und brüderlich für den Centralſchlüſſel. Mit Bedauren ſetzte ich jedoch hinzu, ich befürchte, daß derſelbe in meiner profanen Hand, auch nicht einen Hünerſtall, und noch viel weniger die erſte heilige Vorkammer verſchloſ-

Cen-

„den Weg dazu, zum Grund eines tiefdringenden „philoſophiſchen Enthuſiaſmi, den Ruf zur Grund-„feſte an, der, wie er vom Herzen kommt, auch wie-„der zum Herzen gehen, aus allbewährtem Grund „von Kerngedanken in neues Licht einflieſſen, auch „etwan für Geſchmack und Geſicht der Ewigkeit wie „eine gute kräftig harmoniſche Beſchwörung wirken „kann, caelo deducere Phoebum aeonium! Dazu „wünſche einen von ganzem Herzen vollkommen gu-„ten Appetit, Durchblick, Genuß!“

„Da ich nun auch von einem geiſtigen Amazonen-„Orden etwas erwähnet habe, ſo ſende hier zu einer „Probe, einen Begleitungsgeſang zum Himmel für „eine der edelſten Amazonenſchweſtern des ewigen „Liliencreutzes, eine vormalige groſſe Geiſtesfreun-„dinn meiner in Gott ruhenden ſeraphiſch flammen-„den Liebſten; dieß Alles in beſter Stille und innigem „Vertrauen zu purem Himmelsvergnügen und höchſt „grundvorſichtigem Gebrauch, ne minimé omnium „profanetur! Würde der Himmel Ihnen, mein hoch-„theureſter Patron, eine ſolche Cherubiniſche Pola-„ris, oder eine ſeraphiſche Theantis, auch nur in

„bündi-

ſeiner Weisheit eröfnen werde. Uebrigens verſicherte ich ihn, gewiß mit Aufrichtigkeit, daß Er den Tag unſerer erſten Zuſammenkunft zu einem der angenehmſten meines Lebens gemacht, und daß es mich ganz ungemein gefreut, einen Originalkopf, der mich ſo feindſchaftlich behandelt habe, freundſchaftlich

„bündigen edlen Anlagen zeigen, Ausbünde des
„Schönen, ſo möchte es mehr würdige Geiſtes-
„Amazonen für Himmel und Erde geben. Θεος μεθ'
„ἡμων! Und unter dem Schutze des Allmächtigen
„bin mit Herz und Geiſt. Hanovre ce 7. Août 1782.

„Tout à Vous
„Obereit."

P. S. „Ich habe nun einen Freund aus Lemgo
„(Es war Freund Kleuker aus Osnabrück) zum Ga-
„ſte bekommen, den einige Tage ganz abzuwarten
„habe, daher nun in ſieben Tagen meine Aufwar-
„tung nicht werde machen können; inzwiſchen mö-
„gen ihnen wohl ein Gamaliel und Simplicius, mit
„Natur und Heiden, etwan Compagnie machen,
„wenn es beliebt. Was ſogenannte Freymäurerin-
„nen betreffen möchte, ſo iſt faſt unendliche Vorſicht
„nöthig, wenn ſie nicht von ſolcher Sorte ſeyn ſol-
„len, die unter Joſeph dem zweyten quà Nonnen
„vel quaſi aufgehoben worden. Tales quales! Ut
„olim P. P. Ieſuitae Pariſiis reprobati dixerunt, ſu-
„mus talis qualis! Dominus Nobiscum Verbo Aeter-
„nitatis dividente Animam et Spiritum!"

ſchaftlich bey mir aufzunehmen. Aber mein Recht gegen den Weltüberwinder behalte ich mir vor, wenn ich in meinem Leben noch Geſundheit und Muſſe genug finden ſollte, das Nöthige dagegen zu erinnern.

Obereit blieb zwey Monate in Hannover, und war unausſprechlich glücklich. Wo er hinkam, fand er Achtung und Beyfall. Ich ſah ihn auch zuweilen. Wir begegneten uns beyde mit wechſelſeitiger Duldung und Freundlichkeit. Das Harte jener kleinen litterariſchen Drohung zu mildern, ſuchte ich alles hervor, womit ich ihm Vergnügen machen könne. Bey vielem Staunen fiel mir ein, es würde Herrn Obereit dem Anachoret vielleicht eben ſo wenig gleichgültig ſeyn, als es irgend einem ſeiner Brüder aus der Thebaiſchen Wüſte gleichgültig geweſen wäre, wenn ich ihn, in Geſellſchaft mit einer ſchönen Dame zum Eſſen bitte.

Zum Glücke kam eben die Dame, der ich vorzüglich Herrn Obereit zu preſentiren wünſchte, von Pyrmont nach Hannover. Ich fragte ſie: ob ſie wol Luſt hätte in Geſellſchaft von einem fremden Originalkopfe bey mir zu eſſen; aber mit dem Bedinge, daß ich ihr den Mann nicht nennen müſſe,

bis

bis ſie ihn ſehe? Die Dame wollte, wie alle Damen, durchaus wiſſen, was ich entſchloſſen war ihr nicht zu ſagen. Endlich nahm ſie, meines Widerſtandes ungeachtet, doch meinen Vorſchlag an, aber mit dem Vorbehalt, daß ſie dadurch in keine Verlegenheit komme. Sie wußte nicht, daß Obereit in Hannover war. Aber ſie hatte ſeine Vertheidigung der Myſtik und ſeinen Weltüberwinder geleſeſen, und wußte Alles was beyde Bücher bey mir gewirket hatten. Um die Neugier der Dame zu vermehren, ſetzte ich alſo hinzu: Sie habe nicht nur die Schriften des Mannes geleſen, ſondern Sie liebe ihn. Zur Geſellſchaft bat ich wieder meinen ſtillen, ſcharfſichtigen, und launigſten Freund, den Herrn Hofmedicus Marcard.

Die Dame und der Freund waren ſchon da, als man mir den Fremden anſagte. Ich gieng ihm entgegen, fand zu meinem äuſſerſten Erſtaunen ſein ehrwürdiges Haupt, zum erſtenmal, mit Puder und Pommade befleckt, führte ihn ſodann mit groſſem Ernſt bey der Hand herein, und preſentirte ihn der Dame mit dieſen Worten: Gnädige Frau, dieß iſt der Weltüberwinder Obereit!

Die Dame erblaßte, und ſtand da wie verſteinert. Nachdem ſie einige Minuten eine Verlegenheit ausgehalten hatte, in der ſie in ihrem Leben nie geweſen war, gieng ſie in ein anderes Zimmer, um recht nach Herzensluſt zu lachen. Als ſie gieng, und als ſie wiederkam, machte ihr der Weltüberwinder ungemein liebliche Augen.

Obereit zu Ehren hatte ich das Speiſezimmer, bey hellem Mittag, mit hohen brennenden Wachslichtern, und auf mannigfaltige Weiſe myſtiſch und hieroglyphiſch ausgezieret. Sobald wir bey Tiſche ſaſſen, war meine erſte Sorge, dieſer Dame, die ſonſt ſehr viel Welt und Witz und Lebhaftigkeit hat, aus ihrer Verſteinerung herauszuhelfen; zumal da ſie mir, als ich ſie zu Tiſche führte, ins Ohr geflüſtert hatte: Es ſey unredlich von mir, daß ich einen Mann zum Eſſen bitte, gegen den ich ein Buch ſchreibe.

Ich erzählte alſo zuerſt der Dame und meiner Geſellſchaft, wie ich mit dem Herrn Doctor Obereit unverſehens bey dem Goldarbeiter zuſammengekommen, was ſeitdem zwiſchen uns vorgegangen, wie wir gute Freunde geworden, und es heute noch mehr werden wollen. Dann wandte ich mich

zu

zu Herrn Doctor Obereit, und erzählte ihm: was die Erſcheinung ſeines Weltüberwinders bey mir gewirket habe, wie ich gleich aufgefahren ſey, um ihm durch eine ausführliche Schrift über die Einſamkeit zu zeigen, ob ich ein Feind der Einſamkeit ſey; wie ſich dabey alle meine Kränklichkeit für einige Zeit verlor; wie herzinniglich ſich deſſen die gegenwärtige Dame freute; wie Sie darum den Herrn Weltüberwinder und Doctor Obereit für meinen beſten Arzt und größten Wohlthäter (*) halte; wie oft und dringend ſie mich deswegen bat, ihm zu ſchonen; wie ich mich dieſen liebreichen Ermahnungen widerſetzte, und noch immer widerſetzen müſſe; wie manche lebhafte Stelle in meinem Buche, gegen den Herrn Weltüberwinder hier, unvertilgt ſey, und unvertilgbar bleibe; und wie man überhaupt, ſetzte ich lächelnd hinzu, hier an dieſem Tiſche den Herrn Doctor Obereit und mich, als Officiere aus zwey gegen einander geſtellten

Armeen

(*) Dafür halte ich ihn auch. Aber eben darum thut es mir unausſprechlich leid, daß ich wegen der Leſewelt, die Obereits Schmähungen und Schimpfreden damals ihren milden Herzensbeyfall zunickte, gegen den guten Mann mit einer Härte ſchreiben mußte, die wahrlich nicht aus meinem Herzen floß.

Armeen, betrachten müſſe, die nicht perſönliche Feinde ſeyen; auch wol in gewiſſen Fällen, nach Kriegsgebrauch, freundſchaftlich zuſammen kommen, und ſich brüderlich begegnen; übrigens dann wieder keck zu den Waffen greifen, und wenn und wo ſie können tapfer einhauen (*).

Nun gieng der Dame die Seele auf, weil ſie mich ehrlich fand. Unverſehens bot ſie dem Weltüberwinder ihre ſchöne Hand. Dieſer kam erſt in eine Art von Ecſtaſe. Sodann neigte er den Kopf etwas zur Seite; ſeine Augenlieder ſchloſſen ſich halb, ſeine Augen rollten ſanft gegen die Dame, ſein Mund öfnete ſich ein wenig, er athmete langſamer, ſeine Arme ſanken; und unverſehens reichte auch

(*) Alle dieſe kleinen Feindſeligkeiten hören unter Schriftſtellern auf, ſobald der Frieden zwiſchen beyden kriegführenden Mächten geſchloſſen iſt; das heißt, ſobald beyde Theile ſich tüchtig die Wahrheit geſagt haben. Sollte alſo Herr Obereit etwan, wegen der edlen Goldmacherey oder irgend einer heilsbedürftigen Seele, noch einmal nach Hannover berufen werden, ſo verſpreche ich Ihm hier öffentlich, Ihn nicht nur mit der größten Freundlichkeit, und Sanftmuth, und Gaſtfreundſchaft in meinem Hauſe aufzunehmen, ſondern was bey mir weit mehr heißt: ich verſpreche, von allem was alsdann unter uns vorgehen wird, nichts drucken zu laſſen.

auch Er der Dame die Hand, nachdem er ſie erſt mit der Serviette gewiſcht hatte.

Gemeinſchaftliche Frölichkeit ergriff uns itzt alle. Die Wachslichter brannten immer, bey dem ſchönſten Sonnenſchein, und offenen Fenſtern. Sanct Obereit war wie begeiſtert. Er las das Billet vor, worinn ich mich für den Centralſchlüſſel bedankte, und mir mein Recht gegen den Weltüberwinder vorbehielt. Ich zeigte einige für dieſes Buch geſtochene Vignetten.

Am folgenden Tage ſchickte mir Obereit einen Ambroſiſchen Lobgeſang auf eine himmliſche Grazie. So nannte er die Dame mit der Er bey mir geſſen hatte. Nachher ſchlug Er mir, ſehr höflich, noch in Hannover vor: unſern ganzen Streit über die Einſamkeit, unter der Aufſicht dieſer Dame, in Privatbriefen auszumachen.

Dieß verbat ich. Denn mein Buch über die Einſamkeit war einmal größtentheils geſchrieben; und ich hatte nun keine Luſt, aus Gefälligkeit für den freylich itzt etwas beſcheidener gewordenen Herrn Weltüberwinder, dem vielleicht bey meinem ruhigen, überlegten, und feſten Betragen nichts Gutes ahndete, mein Buch zu verbrennen. So=

dann könnte mir vor nichts in der Welt ſo entſetzlich und fürchterlich grauen, wie vor Obereits Privatcorreſpondenz!

Petrarcha ſchrieb, wie uns Herr Conrector Kleuker in ſeiner Vorrede zum Weltüberwinder lehret, ein ganz kleines Buch über die Einſamkeit; auch eine Mönchspredigt über religiöſe Ruhe, und drey vortrefliche Dialogen über Weltverachtung. Er ſchrieb im Geſchmacke ſeiner Zeit. So herzlich ich auch den Petrarcha liebe und verehre, ſo glaube ich doch, ich habe in meinem Werke über die Einſamkeit eine ungleich gröſſere Menge von Ideen umfaſſet, als Petrarcha; und ich unterſcheide mich in ihrer Entwickelung und Anwendung, ebenfalls von allen meinen Vorgängern. Alſo wird Herr Kleuker hier auch manches finden, das Er nicht erwartet. Hätte ich aber etwan im Heiligthum dort, wo die höchſte Weisheit nicht ſitzt, Bilder geſtürmt; hätte ich ſogar den Herrn Weltüberwinder Obereit, etwan hie und da, in die Luft geſprengt, ſo rettet Er gewiß ſeine Ehre doch immer dadurch, daß Er mit dem Kopf in der Taſche davonläuft.

Aller

Aller Streit über Einſamkeit zwiſchen Obereit und mir wäre augenblicklich geſchlichtet, wenn nur Einer dem Andern zu gut hält, daß er glaubt was er will und kann. Glauben kann doch jeder was er will, wenn er nur thut was recht iſt? Ein Inſpirirter denkt durchaus von Myſtik und Einſiedlerleben ganz etwas anderes, als einer der dieß alles nur bey der Fackel der Vernunft und der Geſchichte betrachtet. Der groſſe Appetit den Freund Obereit vormals hatte, mich wegen meines Unglaubens an ſeine Sätze und Grillen in der Hölle ſpicken und braten zu laſſen, kommt ihm darum gewiß auch nie wieder, wenn er ſieht, wie offenherzig ich hier die Gründe angebe, warum ich Ihm dieſen Appetit verzeihe.

Obereits Lebensgeſchichte enthält dieſe Gründe. Sie beweiſet, wie unmöglich es Ihm iſt mit mir, und mir mit Ihm fortzugehen. Aber ſie zeigt ihn dann auch mit mehr Billigkeit, als Er ſonſt hatte und kannte, von mancher guten und ehrwürdigen Seite. Ein kraftvoller, grundfeſter, kernhafter, und in mancher ſtrengen Tugend geübter Mann, iſt er allerdings. Man ſieht auch daß er Wahrheit tief herauf, und mit eiſerner Beharrlichkeit

ſucht, und inwendige Theologie mit Eifer verbreitet. Einige Ueberlegenheit, hat er mir doch vielleicht in einigen Dingen zugetraut, ohne es ſich ſelbſt zu geſtehen. Aeuſſerſt natürlich und verzeihlich war auch darum ſeine furchtſame Begierde mich zu vernichten, weil er mich für ein Ungeheuer hielt, das ſich ſeiner Weltreformation widerſetze; oder wenigſtens für eine Spinne, die ein Apoſtel der Einſamkeit befugt ſey, aus ſeinem Barte zu werfen.

Neun-

Neuntes Capitel.

Allgemeine Vortheile der Einſamkeit.

Einſamkeit rühret unter jedem Bilde ihrer Ruhe. Die Seele ſammelt ſich in ſüſſer Melankolie zu allen von Welt und Menſchen ableitenden Gefühlen bey dem fernen ländlichen Klang einer Kloſterglocke, bey der Stille der ganzen Natur in einer ſchönen Nacht, auf jedem hohen Gebirge, in jedem ſchauerichten Walde, bey jedem verfallenen Denkmal alter Zeit. Aber wer nicht weiß was das iſt, in ſich ſelbſt, einen Freund eine Geſellſchaft zu haben; wer nie daheim iſt mit ſeinen Gedanken, nie bey ſich ſelbſt, dem iſt Einſamſeyn und Tod einerley. Er will alle Wollüſte der Welt erſt genieſſen und erſchöpfen, ſeine Nerven müſſen erſt zerbrochen ſeyn wie Glas, alle Kraft ſeines Geiſtes hingeſchwunden, bevor er geſteht, ich bin weltſatt und der Thorheit müde, und die Schatten trauriger Cypreſſen gefallen mir beſſer als Kartenſpiel und Tanz.

Alle Beyſpiele und Beweiſe von Nachtheilen der Einſamkeit die der ganze zweyte Theil dieſes

Buches

Buches enthält, alle Schwächen und Fehler von der Welt abgeſonderter Menſchen, aller anachoretiſche Wahnwitz, alle Verbrechen der Mönche, dieß alles ſamt und ſonders beweiſet nichts gegen die Einſamkeit, wenn man Ruhe und Freyheit in derſelben mit Vernunft anwendet, und wachſam iſt auf ſein Herz. Zwiſchen den gefährlichſten Klippen ſchiffet man glücklich hindurch, ſobald man die Warnungszeichen ſieht, und die drohenden Stellen. Noch weniger beweiſen gegen die Einſamkeit die Klagen der Menſchen, die ein ewiges Beſtreben fühlen immer auſſer ſich zu ſeyn, die mit allen ihren Kräften an der Welt hängen, denen Stille und Eingezogenheit wahrer Unſinn ſcheint, die für nichts in der Welt zu Hauſe ſeyn können und wollen als blos um ſich anzukleiden oder Beſuch anzunehmen, die alſo von den Vortheilen der Einſamkeit nicht den allergeringſten Begrif haben.

Auch unternehme ich Einſamkeit nur ſolchen Menſchen zu empfehlen, denen Vergnügungen des Geiſtes, Klarheit der Begriffe, Tugend und Ueberwindung noch etwas werth ſind; die Kräfte haben zum Umgange mit ſich ſelbſt, und Empfindung von häuslicher und ſtiller Glückſeligkeit. Hat die Welt

dieſe

dieſe Kräfte ſchon vernichtet; kennet der ſchale und läſſige Tropf, zu ſeinem Glück und Vergnügen nichts als eine buntgedeckte Tafel und ſeine Karten, ſo braucht Er auch weiter nichts zur Befriedigung ſeiner Schalheit, denn nehmt ihm ſeine Karten ſo nehmt ihr ihm den Odem. Wer alle Geiſtesarbeit verſchmähet, wer alle feinen Gefühle der Seele für leere und dumme Empfindeley hält, und ſie dann, aus begreiflicher Brutalität, unter dem allbeliebten Schandnamen von Empfindſamkeit verlachet, findet freylich daheim kein Vergnügen. Auch keine Dame vom guten Tone kann auf Gefühle, die nicht blos ſinnlich ſind, auf Gott, Gewiſſen und Ewigkeit, ſo viele Zeit verwenden, als auf ihre Toilette.

Prieſter des Evangeliums und Lehrer der Tugend brächten allerdings Weisheit und Tugend in einen übeln Ruf, wenn ſie ſich der Geſellſchaft und dem Umgange mit ihren Nebenmenſchen gänzlich entzögen, und alles ſinnliche und geſellige Vergnügen allzuſtrenge vermieden. Aber davor nehmen ſich die meiſten Prieſter des Evangeliums wohl in acht. Auf dem Lande und in der Stadt wäre Einſamkeit für manchen unerträglich, wenn Er eben

zu

zu einem nachbarlichen Beſuche geſtiefelt iſt, oder gebeten auf eine Aſſemblee, oder gar auf einen Pikenik. Welche fürchterliche Langeweile, und welche hypochondriſche Angſt, hätte mancher orthodoxer Seelenhirt in Deutſchland, wenn er ſeinen Abend zubringen müßte ohne die Pikdame und den Treff-könig; und ſein ehrwürdiger Bruder in England, wenn er nicht Nächte durchwachen könnte im Bierhauſe.

Allerdings ſind alſo die Zeiten vorbey, wo das einſame, ganz der Betrachtung gewiedmete Leben zu viel galt, und wo jedermann dafür hielt, gänzliche Entfernung von der Welt ſey Annäherung zum Himmel.

Meine Abſicht iſt in der erſten Abtheilung dieſes Capitels, vorläufig und im Allgemeinen zu zeigen, welche Vortheile Einſamkeit im Gegenſatze mit dem gewöhnlichen Weltleben, und dem allbeliebten Wahnwitz der Vergnügungsſucht hat; wie ſie den Menſchen geſellig macht mit ſich ſelbſt; wie kein Mismuth ſo groß iſt, und keine Betrübniß ſo ſchrecklich, die wohlbenutzte Einſamkeit nicht lindert; wie alles Weltglück nichts iſt, wenn es uns in unſerm Hauſe nicht glücklicher macht; wie jedes gei-

ſtige

ſtige Vergnügen alle Vergnügungen der Sinne übertrift; wie alle Vergnügungen des Herzens allen Menſchen offen ſind, in jedem Alter, und auf jeder Stufe des Lebens; wie Luſt zur Arbeit alle Seelenkräfte vergröſſert und ſchärft; wie man dadurch verwahret wird gegen den unerſättlichen Viſitenhunger; wie neue Tugenden durch Mangel eines lieben Umganges in der Einſamkeit gedeyen; wie Charakter und Geſinnungen in derſelben immer mehr Eigenthümlichkeit und Kraft erlangen; wie Bekanntſchaft mit unſerm eigenen Herzen nirgends ſo gut befördert wird, als in der Einſamkeit; wie wir da alles was auſſerhalb liegt, mit andern Augen betrachten; wie man da alles genauer unterſuchet und beurtheilt; wie man auch da böſe Leidenſchaften verdränget; und wie man da allein dauerhaftes Vergnügen findet, und wahres inneres Glück.

Vergleichet man allen Genuß des gewöhnlichen Weltlebens und der allbeliebten Zerſtreuungsſucht, auch nur mit den gewöhnlichſten Vortheilen der Einſamkeit, ſo ſiehet man bald, wie wahrhaft ſo mancher Weiſer fand: Weltgewirre und Zerſtreuungsſucht vertragen ſich nicht mit der Anwendung ruhiger Vernunft, leidenſchaftloſer Beurthei-

theilung, und Nachdenken über Wahrheit und Menſchen.

Erwürget wird doch auch zuweilen die Vernunft des Weltlings, durch alle Vorurtheile denen er fröhnet, und die ſeine Seele entmannen. Er erſchlaffet und wird weichlich, unter dem Gedränge von ſo vielen Kleinigkeiten, und Thorheiten. Er ſiehet nichts wie es iſt, und ſein Flättergeiſt kennet kein wahres und weſentliches Vergnügen. Seine Seele iſt voll Unordnung, und ſein Herz voll Trug.

Wer hingegen ſich gewöhnet hat mit ſich ſelbſt umzugehen, und da die Glückſeligkeit des unaufhörlichen Viſitenhungers, und aller unſerer Ergötzungen und Vergnügungen, in ſtrenge Unterſuchung zu ziehen; wer im Ernſte ſeiner einſamen Stunden die Zucht dieſer Philoſophie nicht verſchmähet, und darum allem weitläuftigen Umgange gerne entſagt, der ſiehet dann doch bald die Welt in ihrer Nacktheit, und fühlet daß wir unter lauter Dingen umherirren, die mehr Schein als Wahrheit haben. Aber wie gar ſelten liebet man die Zucht dieſer Philoſophie, und wie wenige Menſchen ſehen und fühlen ihr wahres Glück. Nur gar zu ſelten durchdringet uns das gewöhnliche, leere, träge, eitele,

und

und geräuſchvolle Leben, auch recht mit Widerwillen und Ekel. Eine heitere und frohe Seele hüpfet immer, und iſt allenthalben glücklich, weil ſie nichts Verſtopftes im Unterleibe hat, weil ihre Nerven nie in Unruhe kommen, immer duldſam ſind, und immer ſtärker als alles was auf ſie wirket. Mich jammern ſolche Kräfte. Wer ſie hat, und nicht den beſten Gebrauch davon macht, iſt bey Gott dafür verantwortlich.

Wer die Jahre ſeiner Frölichkeit in Geſellſchaft verſchleudert, wer das Viſitenweſen zu ſeinem erſten und einzigen Geſchäfte macht, denket nicht, daß man in der frohen Zeit ſäen ſollte, um in einer minder heitern Zukunft zu erndten. Von den Geſunden und Glücklichen will ich nicht einmal ſprechen, die, mitten im Taumel ihrer Jugendfreuden, der Tod ſo oft in wenig Tagen hinraffet. Aber da uns doch alle, früher oder ſpäter, die Freude verläßt; da wir ſo wenig Urſache haben, auf eine dauerhafte Geſundheit zu zählen; da wir tauſend Dinge nicht thun, die Keckheit und Kühnheit bis in das ſpäteſte Alter erhalten; ſo ſollten wir, wie mir deucht, doch wenigſtens unzerſtörbare Kräfte ſammeln für unſere Seelen. Die beſte Geſundheit

kann verwelken und vergehen; aber das heilige Feuer ſeiner Seele muß man ſo bewahren, daß es nie erlöſchet. Weisheit und Tugend, Muth vor Menſchen und Furcht vor Gott, dieß hilft dulden und tragen, dieß ſchützet und ſtärket, und dieß hebt uns, wenn wir auch lange niedergeworfen ſind, immer wieder in die Höhe.

Ueberdruß und Ekel ſind doch endlich die unvermeidliche Folge der beſtändigen Treibjagd nach Ergötzung. Wer den Becher der Freude bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken hat; wer nun einmal ſich ſelbſt geſtehen muß, es ſey für ihn in der Welt nichts mehr zu ſuchen, nichts mehr zu hoffen, und nichts mehr zu thun; wer im Genuſſe des Vergnügens von Ekel überflieſſet, über ſeine eigene Gefühlloſigkeit erſtaunt, und die zauberiſche Einbildungskraft nicht mehr hat, die alles verändert, verſchönert, und verfeinert, der rufet vergeblich die Töchter der Wolluſt zu ſich. Er iſt gefoltert mit übler Laune bey ihren Liebkoſungen, und mit Mismuth bey ihrem ſchmeichelhaften Geſang. Der ſüſſe alte Geck möchte frölich ſeyn, und iſt ſtumpf, möchte glänzen, und wird verlachet, möchte witzeln, und faſelt. Alle ſeine Reden ſind albern und unſchmack-

ſchmackhaft, ſchal, dumm, und längſt aus der Mode. Solche ausgediente und abgenutzte Luſtigmacher ſind nun endlich auch der Spott der jüngern Welt; aber ſie bleiben ſich immer gleich in den Augen des Vernünftigen, der ſie vor vielen Jahren ſchimmern ſah im Kreiſe des Unſinns, auf den Taumelplätzen des Laſters, und als die witzigſten Köpfe in der Stadt.

Guten Köpfen wachet das Gewiſſen am meiſten auf, unter lermender Ergötzung, wenn ſie denken was ſie thun könnten, und fühlen was ſie thun. Wo jedem das Blut wallet, wird doch hie und da Einer hingeriſſen zu den tugendhafteſten Wünſchen, und zu den ernſthafteſten Gefühlen. Manches in der Stille vollbrachte edle Unternehmen, und manche verewigte groſſe That, ward vielleicht zuerſt gedacht mitten unter Muſik und Tanz. Vielleicht kehret jede ſchöne Seele, eben alsdann am meiſten in ſich ſelbſt, wo vielleicht ſonſt niemand einen guten Gedanken im Schwindel ſeiner Sinnlichkeit hat, und wo ſo manche ſchöne Frau und ſo manches gnädiges Fräulein ſtolz und kopflos ſchwimmt auf dem Strome der Thorheit.

Leere Seelen ſind ſich ſelber zur Laſt, und jagen darum beſtändig nach Zerſtreuung. Ihre un-

widerſtehliche und gewaltſame Begierde ſtets auſſer ſich ſelbſt und unter einer Menge anderer Menſchen zu ſeyn, ihr beſtändiges Vorfahren, ihre allgegenwärtigen Viſitenkarten, ihre ewige Schickerey und Melderey, dieß alles verkündigt, ſolche Seelen ſeyen nie daheim. Sie haben nichts in ſich ſelbſt, das vermögend wäre ſie zu beſchäftigen und zu unterhalten. Sie ſuchen alles auſſer ſich, drücken und ſind gedrückt, und jagen von Haus zu Haus, bis ſie endlich den Hafen finden, wo ſie geſichert ſind gegen ihren Unmuth, und durch eine Reihe von fremden Dingen gegen den nahen Anblick ihrer innerlichen Unwürdigkeit.

Flucht vor ſich ſelbſt iſt alſo dieſes beſtändige Streben nach ſinnlichen Vergnügungen. Alles wird ergriffen was den heutigen Tag, den gegenwärtigen Augenblick erheitern kann, und dieß muß immer etwas auſſer uns ſeyn, immer etwas anderes und neues, immer etwas das uns hindert Hülfe zu ſuchen in uns ſelbſt. Biſt du erfindſam genug, jeden Tag und jede Stunde im Tage etwas ausfindig zu machen was jenem die Zeit vertreibt, ſo biſt du ein guter Geſellſchafter, und ſein beſter Freund. Geſchäfte fände freylich jeder Menſch,

die

die ihn hindern würden ſich ſelbſt eine Laſt zu ſeyn, und ſeine Zeit nicht ganz zu verlieren. Aber da er immer auf etwas auſſer ſich hingeleitet ſeyn will, ſo wird Zerſtreuung das erſte Bedürfniß ſeines Lebens, und Flucht vor dem Umgange mit ſich ſelbſt ſein wärmſter Wunſch. Er verlieret dann allmählig die Kraft ſelbſt zu handeln und ſelbſt zu wirken. So wirket zuletzt Alles auf ihn wie es kann, und nicht wie er will; und ſo iſt am Ende niemand in der Welt ſo unglücklich wie der Reiche und Vornehme aus der ſinnlichen Claſſe.

Adel und Höflinge wähnen, ihre Vergnügungen ſcheinen nur denen eitel, die keinen Theil daran haben. Das deucht mir nicht. In dem Garten von Verſailles erblickte ich einſt, als ich an einem ſchönen Sonntage von Trianon kam, von ferne auf der groſſen Terraſſe vor dem Pallaſte des Königs ein entſetzliches Menſchengewühl. Als ich näher kam, ſah ich Ludewig den funfzehnten, mit ſeinem ganzen Hofe, an den Fenſtern. Man hatte da einem ſchnellfüſſigen Kerl ein paar Hirſchhörner auf den Kopf gebunden; dieß hieß man einen Hirſch. Ein Dutzend andere Kerle hinter ihm her, hieß man Hunde. Hirſch und Hunde ſprangen in den

Teich vor dem Schloſſe zu Verſailles, und wieder aus demſelben heraus, und hin und her, mit einem Beyfall, der gewiß der lauteſte war, den jemals Menſchenohren hörten. Was ſoll das, fragte ich einen bey mir ſtehenden Franzoſen? Monſieur, erwiederte er mir ſehr ernſthaft, c'eſt pour le divertiſſement de la cour!

Glücklicher ſind die allergeringſten Menſchen, als dieſe Herren der Welt und ihre Diener bey ihrer traurigen Jagd nach Freude und Zeitvertreib. Der Vornehme heuchelt Freude auf ſeinen Aſſembleen mit tauſendfachem Gram im Herzen, und ſpricht mit der wärmſten Theilnehmung, von Begebenheiten bey denen er gar nichts fühlet. Einer täuſchet den andern, und die meiſten ſind doch da in ihrem eigentlichen Elemente, und freuen ſich, ſobald ſie nur eine Reihe von Zimmern voll Menſchen ſehen, unter denen keiner weniger als ſechszehn wohl gezählte Quartiere hat, oder keinen Titel der ein viertel Gran zu wenig wiegt.

Auf ſolcher Verfinſterung des Verſtandes beruhet, zumal in Deutſchland, ſo ſehr oft das Glück des geſelligen Lebens. Daher bey Vornehmen der erſchreckliche Rangſtolz, und bey Geringen die unglaub=

glaubliche Rangſucht. Daher die Verachtung der einen, der Neid der andern, und die Thorheit von allen.

Alle Sammelplätze lermender Ergötzlichkeiten und beſtändiger Trunkenheit des Lebens, ſind Tempel der Freude und der höchſte Lebensgenuß für diejenigen Menſchen vorzüglich, die alles aufmerkſame und ernſthafte Nachdenken ſcheuen. Wer ſeine Glückſeligkeit in Nichtsthun ſuchet, oder ſeinen größten Thätigkeitstrieb auf lauter Kleinigkeiten richtet, die alle ſeine Stunden verſchlingen, alle ſeine Seelenkräfte beſchäftigen, alle ſeine Geſpräche beleben, den befallen Schauer und Schrecken, wenn er höret, es ſey heute keine Aſſemblee angeſagt. Aber ſollte dieſer gnädige Herr nicht gleich heute irgend ein nützliches oder auch nur unterhaltendes Geſchäft in ſeinem Hauſe unternehmen? Es wäre doch traurig, wenn Er nichts Gutes thun könnte im Stillen. Iſt Er ſeinen Freunden, ſeinem Vaterlande, ſich ſelbſt, denn vollends zu nichts nütze? Kann Er keinem Unglücklichen helfen? Iſt es Ihm unmöglich in irgend etwas, heute weiſer und beſſer zu ſeyn, als er geſtern war? Wäre auch in der Peſt ein Edelmann

 ſeines

ſeines Lebens nicht ſicher (*), ſo findet ſich doch für jeden Edelmann in der Welt ein Buch gegen die Peſt der Langenweile.

Es giebt Kräfte in unſerer Seele, die viel weiter reichen als wir glauben. Wer aus Noth oder aus Geſchmack dieſe Kräfte nur oft übet, der erfährt auch bald, unſer möglichſtes Glück liege ganz in uns ſelbſt. Erkünſtelt ſind unſere meiſten Bedürfniſſe. Alle äuſſere Dinge befördern unſer Glück und unſere Zufriedenheit, nicht weil ſie für uns wirklich nothwendig ſind, ſondern weil wir uns daran gewöhnt haben. Wir glauben gar zu leicht, dieß müſſe nun einmal ſeyn, weil es uns Vergnügen macht. Aber wenn es auch nicht wäre, oder wenn wir die Kraft hätten dieß zu miſſen, und dann in uns ſelbſt das Vergnügen ſuchten, das wir von äuſſern Dingen erwarten, ſo würden wir in uns ſelbſt oft weit mehr finden, als in äuſſern Dingen.

Alltagsköpfe und Köpfchen finden zwar da ſchon genug Aufheiterung und Vergnügen, wo man ſich eigentlich nur hinſtellt, um zu ſehen, und ſich beſehen zu laſſen. Aber wie manche ſchöne Dame ver-

(*) La Peſte, heißt es irgendwo, eſt une maladie dans laquelle un Gentilhomme n'eſt pas ſûr de ſa vie.

vergeht auch da vor Langerweile. Wie mancher Mann von Verſtand ſitzt da trübſelig in der Ecke. Unſere Erwartungen ſind immer zu groß in groſſen Geſellſchaften. Witz, Coketterie, und Sinnlichkeit, finden zwar bisweilen ihre Rechnung auf Aſſembleen. Beynahe jeder leget da aus, was er hat; und immer diejenigen am meiſten, welche am wenigſten haben. Man ſieht und erfährt aber auch wirklich manches worüber man ſich freut. Hie und da höret man eine gute Bemerkung, zuweilen ein herrliches Wort. Man begegnet manchem guten Geſicht, und kommt an manchen verſtändigen Mann, den man ſonſt gar nicht kannte. Man nähert ſich mancher freundlichen Weiberſeele, die man gerne ſieht, höret, und ſpricht. Bey guter Laune kommt man ſelbſt oft einem Unbekannten oder Halbbekannten mit Geiſt und Herz zuvor, und fühlet ſich hingeriſſen zu ihm, wenn man auch in ſeinem Leben nicht fähig iſt, ihn an ſich zu ziehen. Zuweilen hat man vollends das göttliche Vergnügen von ſeinen Feinden Gutes zu ſagen, oder gegen ſie ſich gut zu betragen.

Aber nur gar zu oft wandelt man auf Dornen, bey dieſer Menge angenehmer Empfindungen. Welcher gute Menſch iſt nicht mannigfaltig mit

allen Menſchen beſſer zufrieden, als mit ſich ſelbſt. Wer bewundert nicht die unausſprechliche Selbſtzufriedenheit, den heitern frohen unbefangenen Muth, den kühnen Tritt, die dreiſte Zudringlichkeit, das geſellige Anhängen, das unbedachtſame Geſchwätz ſo mancher Tochter des Leichtſinns und der Eitelkeit. Mit Wehmuth fühlet der innerlich Unzufriedene, der verborgen Unglückliche, auch ſogar der Verſtändige, ſich ſelbſt in den Augen ſolcher Glücklichen ſchwerfällig und dumm. Luſtig iſt es zwar ſo viele frohen Knaben im Amte zu ſehen; ſo viele leicht dahertrippelnde und tändelnde Weiber von hohem Alter; ſo entſetzlich viele Studenten mit grauen Haaren. Aber wem ekelt nicht bey einer guten Comedie, die man immer ſieht. Wer darum dieß alles ſchon erfahren und durchgeprüft hat, wer ſchon ſo oft gähnen mußte im Hauſe der Freude, wer nur zu gut weiß, wo mehr Lüge iſt als Wahrheit, mehr Schein und Blendwerk und Trug und leeres unbefriedigtes Verlangen als Genuß, der iſt traurig unter ſolchen Frölichen, und eilet zurück nach ſeiner Kammer, um da auf Vergnügungen zu denken, die nicht betrügen, die man in jedem Alter genieſſet, die kein Misfallen über uns ſelbſt zurücklaſſen und keine Unruhe.

Man glaubt uns Ehre zu erzeigen und Freude zu machen, wenn man uns zu einem Gaſtmal bittet, von dem jeder zum Voraus weiß, daß entweder da die froſtigſte Langeweile mit ihrem bleyernen Scepter herrſchen wird, und daß gewiß da, keiner von allen Gäſten nichts höret, als was er nicht wiſſen will; oder wo ſchiefaugigte Schwätzer und ſchmähſüchtige Böſewichter einem graden und redlichen Manne den freyen Ausbruch aller ſeiner Gedanken und Geſinnungen abſchneiden, und jedes Wort aus ſeinem Munde auffangen, um es gleich hinter ſeinem Rücken zu verdrehen. Aber fühlet man auch die geringſte Kraft in ſich ſelbſt, ſo hat man eine Abneigung gegen jede Geſellſchaft, die dieſe Kraft zerdrücket. Tauſendmal beſſer ſchmecket zu Hauſe eine magere Suppe und Freyheit, als Ortolanen und Tockayerwein dort, wo man aus Höflichkeit ſchweigen muß vor dem Witzling aus deſſen Munde nichts als Unſinn ſprudelt.

Wahres geſellſchaftliches Vergnügen iſt ein freundliches und zutrauliches Austauſchen wechſelſeitiger Gedanken und Gefühle. Jeder öffentliche Ergießungsort von Vorurtheil und Thorheit, bringt alſo freylich auch groſſes geſellſchaftliches Vergnügen;

gen; aber wenn dieſe Freuden und Vergnügungen eine gegenſeitige Austauſchung und Mittheilung deſſen ſeyn ſollen, was ein jeder vorzüglich Schönes, Gutes, und Angenehmes hat und weiß, ſo eckelt dann doch manchem vor den Häuſern der Freude, und er kommt in dieſelben nie, als mit Ueberdruß und kaltem Herzen.

Weltſatt wird man leicht und bald, in den Armen aufgeklärter, zärtlicher, und duldſamer Freundſchaft; wo man ungezwungen und frey ſeyn darf, was man will; wo man alles ſagen kann, was man fühlt und denkt; wo man ſich alle ſeine Gedanken und Wünſche anvertraut; wo man immer mit Sanftheit zurechtgewieſen wird, bey jedem Irthum; wo man ſich immer verſteht, auf den erſten Laut; wo man Unterſtützung, Hülfe, Rath, und Troſt, findet und giebt, bey Geſchäften und im Unglücke, bey allen Vorfällen des Lebens, und in jeder Noth; wo der müde und zerdrückte Geiſt immer wieder aufwachet aus ſeiner Unthätigkeit, ſeiner Muthloſigkeit, und ſeinem Todesſchlummer; wo ihm die Hofnung immer wieder aufgeht und grünet; wo man bey jedem Rückblick auf die vergangene Zeit, wechſelſeitig mit der ſüſſeſten Wehmuth ſich ſagt, ach was haben wir ſchon mit einander

ander durchgelebet; wo man Abende wie Minuten verſchwatzt; wo man nie müde wird ſich anzuhören und zu unterhalten; wo man keine andere Langeweile fürchtet, als nur die ſchrecklichſte von allen, die Langeweile der Trennung, der Entfernung, und des Todes; wo man jede Thräne ſich abwiſchet; wo man alle ſeine Schmerzen ſich erleichtert; wo ein Herz und eine Seele ſo ganz und unmittelbar in der Seele des andern ſich fühlet; wo man Alles ſich mittheilet, was man ſiehet, höret, und lieſt, alles was man erfahren hat, und alles was man weiß, Alles jeden Tag, worüber man ſich freut, und wobey man leidet.

Bey ſolcher Glückſeligkeit iſt es doch wol nicht Roheit der Sitten, nicht Unbelebtheit, und ein ſehr verzeihlicher Irthum der Imagination, wenn uns die Menſchen von der gewöhnlichen Art nicht mehr Gnüge thun; wenn wir ſogar ganz gleichgültig ſind bey ihrer Gleichgültigkeit und vollends bey ihrer Abneigung; wenn es uns beynahe unmöglich iſt, in irgend einer andern nicht ſehr guten Geſellſchaft auszuhalten; wenn wir auch darum von dem lauten Weltgetümmel nichts erwarten, und darum auch jeder groſſen und bunten Geſellſchaft gerne entſagen.

Aber

Aber wie hinfällig iſt auch ſolches Glück. Wie ſchrecklich und unerwartet, wie leiſe und ſchnell ſcheint uns alle Freude des Lebens zu ſterben; wie jählings wird alles um uns her, dürr, öde, und todt! Vergebens ſtrecket man ſeine Arme aus; man ruſet ins Leere; wähnt, itzt höre man den bekannten lieben Tritt, und höret ihn nicht. Alles ſcheint uns todt, und wir ſind todt für Alles. Einſamkeit umgiebt uns nah und weit. Allenthalben glauben wir uns alleine mit unſerm blutenden Herzen. Wir träumen in unſerer Schwermuth, nichts liebe uns mehr, und wir lieben nichts; und ein Leben ohne Liebe, iſt für ein Herz das geliebet hat, die ſchrecklichſte Todesart. Einſam will darum der Schwermüthige leben, und einſam will er ſterben. Im Nebel ſeiner Schickſale, in dieſen Zeiten der Täuſchung, ſieht Er keine heilende und ſorgſame Hand, keine Erbarmung, kein Mitgefühl, keinen Gedanken ſolcher Leiden; denn keiner, der das nicht gelitten hat, verſteht keinen der es leidet.

Aber kein gröſſerer Triumph der Einſamkeit läßt ſich auch denken, als dieſer: daß kein Mismuth ſo groß iſt, und keine Betrübniß ſo ſchrecklich, die wohlbenutzte Einſamkeit nicht lindert, und am Ende auch heilt.

Lang=

Langſam und ſtufenweiſe kommt zwar dieſe Heilung. Die Kunſt mit ſich ſelbſt zu leben hängt an ſo vielen Erfahrungen, gründet ſich auf ſo mancherley Schickſale, und ſo beſondere Situationen zur Stimmung des Charakters, daß man ſchon ſehr reif zur Einſamkeit ſeyn muß, um von ihr ſolche Wunder zu erwarten. Aber wer ſich durch den Wuſt unſerer Vorurtheile ſchon durchgearbeitet hat, wer ſchon in früher Jugend Einſamkeit ſchätzte und liebte, dem wird unter ſolchen Umſtänden die Wahl nicht ſchwer. Wen nichts mehr belebet von allem was ihn umgiebt; wer immer alleine iſt im allgemeinen Umgange, ſpannet gewiß alle Nerven ſeiner Seele an, damit er niemals weniger alleine ſey als in ſeiner Kammer.

Köpfen vom erſten Range (*) giebt man oft Geſchäfte, die für ihren Geiſt ſind, was Ipekacoanha für den Magen eines Hungrigen. Man verdammt ſie mit harten, trocknen, ſeelloſen Geſchöpfen, zu zerſtückter, unnützer, geiſtloſer, verderblicher Arbeit. Sie können nicht von der Stelle kommen, und müſſen unaufhörlich ziehen. Sie [illegible] ſehen

(*) In der Geiſterwelt, verſteht ſichs; denn anderswo haben Köpfe keinen Rang.

ſehen bey allem ihrem Dienſteifer lauter Joch, und ſtehen allenthalben alleine mit Geiſt und Herz. Sie ſind gedruckt, und drücken alle wieder die um ſie ſind. Oft glauben ſie, daß es keine Erhohlung gebe als im Grabe. Alles in der Welt wird ihnen zum Ekel; alle gedruckte Schriften ſchmecken ihnen wie hart Brodt, und alle Schriftſtellerey riecht ihnen wie alte Eyer. Sie haben keinen Odem friſcher Luft mehr in ihrem Nebelthal, kein friſches Grashälmchen ſcheint für ſie da zu ſeyn. Aber laßt ſie alleine, gebt ihnen Freyheit und Muſſe, ſo kommen gleich die Jünglingszeiten des Enthuſiaſmus wieder, und ſie erheben ſich mit dem Fluge und Königsblick des Adlers.

Thut Einſamkeit ſolche Wunder bey ſolchem Mismuth, was wird ſie bey demjenigen vermögen, dem ihre wohlthätigen Schatten und freudenvolle Stunden immer offen ſind, und deſſen Seele nichts ſuchet und verlanget, als anmuthige Luft, und häusliche Glückſeligkeit. Als man den Antiſthenes fragte, wozu ihm die Philoſophie verholfen habe, ſagte Er: zur Kunſt mit mir ſelbſt fertig zu werden. Pope geſtand, er gehe nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß wir auf Erden kein gröſſeres Geſchäft

haben, als recht zu lernen, wie man am beſten daheim ſey. Mir deucht wir haben alle gefunden was Pope ſuchte, wenn wir nur vergnügt ſind in unſerm Hauſe, und Alles lieben was uns da umgiebt bis auf Hund und Katze.

Alles ſpitzfindige und mühſelige Streben nach äuſſerlicher Freude und Vergnügung, erhält doch am Ende nur durch die Betrachtungen ſeinen Werth, die wir bey unſerer Rückkehr zu uns ſelbſt machen. Da erfährt man noch am beſten, wo dann auch eigentlich die wahre Glückſeligkeit liegt; ob in Dingen auſſer uns, die wir nicht ändern und nicht umbilden können, oder in uns ſelbſt? Da lernt man das Uebertriebene in unſern Erwartungen kennen, alle die falſchen Vorſtellungen, und alle die betrügeriſchen Hofnungen. Mir ſchrieb einſt eine ſehr junge und ſehr artige Dame, noch am Abend als ſie von einer groſſen Redoute kam: Sie ſahen, wie heiter ich hingieng, aber es befiel mich da ein Gefühl von Leerheit bey dem Anblick dieſer freudenloſen Jagd nach Freude, daß ich hätte mögen meine Blumen vom Kleide reiſſen.

Alles Weltglück iſt nichts, wenn es uns in uns ſelbſt, und in unſerm Hauſe, nicht glücklicher macht.

Bayerische Staatsbibliothek München

Alles Unglück wird endlich erträglich, wenn es vorerſt nur gemildert werden kann durch Ruhe auf unſerer Kammer, und unter unſern Büchern. Dieß iſt ſchon groſſes Glück, denn es wäre eitel und nicht in der Natur, wenigſtens von uns ſelbſt mehr zu verlangen, als vorerſt blos die Willigkeit unſer Herz und unſere Wünſche in Ordnung zu halten. Ein groſſer Philoſoph hat darum ſehr wahrhaft geſagt: es ſey ſtolzes Vorgeben, nicht Wahrheit, wenn man behaupte, wir können vollkommen glückſelig werden, und blos durch uns ſelbſt.

Allerdings können wir uns ſelbſt, unſern Geſchmack, unſere Geſinnungen, unſere Neigungen, und Leidenſchaften ſogar, ändern; und dann ertragen wir nicht nur vieles das uns mangelt, ſondern wir finden Glückſeligkeit in einem Zuſtande, den andere für traurig und beklagenswerth halten. Geſundheit iſt ohne Zweifel eine groſſe Glückſeligkeit; aber es giebt doch Umſtände und Fälle, in welchen den Mangel derſelben wahre Ruhe begleitet. Ach wie oft habe ich Gott für eine Krankheit gedanket, die mich zwang zu Hauſe zu bleiben, und die mir erlaubte doch auch einmal meine Seele im Stillen zu ſammeln. Solches Glück hatte zwar ein Ende,

wenn ich beſſer ward. Aber wenn ich denn doch ganze und viele Jahre, mit einem ſichen Körper und zermalmten Gliedern, und zuſammengepreßtem Hirn, alle Tage meines Lebens mich durch alle Gaſſen mußte ſchleppen laſſen; wenn ich bey jedem kalten Winde die beſtändige und unausbleibliche Empfindung hatte, als wenn mir an Armen und Beinen das Fleiſch mit hundert Meſſern ſorgfältig von den Knochen weggeſchnitten würde; wenn ich mitten unter meinen täglichen Berufsgeſchäften, in Schmerz und Leiden ſo erfahren war, daß ich Gott mit Thränen für jeden erträglichen Augenblick dankte; o dann war es mir doch erlaubt, ein unausſprechliches Glück darinn zu finden, daß ich doch einmal in meinem Hauſe krank ſeyn konnte, und nicht mein Leben ausathmen mußte auf den Gaſſen! Bey immerwährendem Kummer für andere giebt es freylich auch Stunden genug, in welchen gewiß jeder menſchenfreundliche Arzt den Kummer für ſich ſelbſt vergißt; aber ach wie häufig ſind auch die Stunden der Verzweifelung, in denen man aufgefodert iſt, unter eigenem Schmerz und eigenen Leiden, Kräfte anszuüben die man nicht hat. Unter ſolchen Umſtänden iſt Krankheit, die mir den Kopf nur einigermaſſen frey läßt, Ruhe und unausſprech-

lich ſüſſes Einſamſeyn für mich, wenn dann nur keine Beſuche blos aus Höflichkeit mich quälen. Alle Segnungen Gottes wünſche ich alsdann jedem der mich alleine läßt, mich nicht mit Zeitverluſt und Langerweile foltert, und jedem der die Barmherzigkeit hat um mein Befinden ſich nicht zu bekümmern. Ein einziger heiterer Morgen, da ich zu Hauſe bleiben kann, aber da ich auch niemand ſehen und keine Briefe ſchreiben muß, iſt mir, wenn ich auch übrigens ſehr krank bin, mehr werth, als unſern Damen alle ihre Feſte, und den Groſſen der Welt alle ihre Freuden.

Solche Verminderung unſerer Leiden in der Einſamkeit iſt ſchon ein groſſer Gewinn, denn Ruhe der Seele für einen Knecht aller Menſchen, von dem man mannichfaltige Thätigkeit fordert, und der ſeine Tage in beſtändiger Marter hinbringet, iſt eine ſehr groſſe Glückſeligkeit.

Sich ſelbſt wird man eine gute Geſellſchaft, wenn man in frühen Jahren, und im ſpätem Alter, irgend ein angenehmes und nützliches Geſchäft in ſeiner Kammer ſich machen kann. Bey der übelſten Laune muß man ſich beſtreben doch in irgend einer Abſicht zu leſen. Zwecklos leſen wir nie, wenn

wir

wir nur immer Feder oder Bleyſtift beym Leſen in der Hand haben, immer die neuen Ideen anzeichnen, oder was die ſchon vorhandenen Ideen berichtigt. Alles Leſen wird man müde, ſobald man ſich oder andern nicht zueignet was man lieſt, und dabey nicht ſelbſt auf eigene und neue Gedanken kommt. Zweck und Uebung geben leicht dieſe Fertigkeit, und man erheitert dadurch ſeine traurigſten Stunden.

Bleibt nur immer die Aufmerkſamkeit rege, ſo bleibt uns auch die Gewalt alle unangenehmen Zwiſchenideen zu verſcheuchen. Jeder groſſe und intereſſante Gegenſtand, jeder wahrheitreiche Theil aus irgend einer Wiſſenſchaft, jeder Blick in die Geſchichte der Menſchheit, jeder Fortſchritt in irgend einer Kunſt, kann die Aufmerkſamkeit feſſeln, und allen Unmuth wegzaubern. So wird der Menſch geſellig mit ſich ſelbſt, ſo findet er ſeinen beſten Freund in ſeinem eigenen Buſen.

Jedes auf ſolche Art erlangte geiſtige Vergnügen übertrift gewiß, bey weitem, alle Vergnügungen der Sinne. Gewöhnlich verſtehet man unter geiſtigen Vergnügungen blos die Anwendung groſſer Geiſteskräfte auf erhabene Betrachtungen, ſchwere

Ausarbeitungen, oder auch die leichten Geburten des Witzes. Aber es giebt geiſtige Vergnügungen, zu deren Genuß weder Gelehrſamkeit noch groſſe Fähigkeiten erfordert werden. Dieſe ſind die Vergnügungen der Geſchäftigkeit und des Fleiſſes, die dem Ungelehrten und dem Handwerker eben ſo wohl offen ſind, als dem gröſten Weltweiſen, und die eben ſo ſüſſe Freuden gewähren. Man muß darum auch keine Handarbeit verachten. Ich kenne deutſche Edelleute, die ihre Taſchenuhren repariren könnten, die Mahler, Schlöſſer, und Zimmerleute ſind, die beynahe für alle Handwerke das Werkzeug haben, und zu gebrauchen wiſſen; ſie kümmern ſich nie um Geſellſchaft, und ſind die glücklichſten Menſchen in der Welt.

Alles was man in irgend einer Wiſſenſchaft oder Kunſt, mit Liebhaberey anfängt, und mit Leidenſchaft zu einem gewünſchten Zwecke treibt, macht den Menſchen geſellig mit ſich ſelbſt, und hält den gröſten moraliſchen Uebeln das Gegengewicht. Jede Schwierigkeit, ſie ſey groß oder klein, gegen die man anſtrebet und die man überwindet, gewähret Vergnügen. Jede Minute in der man fortſchreitet zu irgend einem Zweck, da man mit Befriedi-

friedigung zurückſieht auf vollbrachte Arbeit, endigt ſich in Ruhe der Seele, in Freudenfähigkeit, und in Luſt an dem Tage der kommt.

Alle Vergnügungen des Herzens ſind allen Menſchen offen, die ihr Gemüth in Zufriedenheit, Ruhe, geſetzter Heiterkeit, und Liebe gegen andere erhalten. Ach um wie viel iſt dadurch Glückſeligkeit auf dem Lande gröſſer als aller Glückswähn in Palliſten, und alles mit ſo vieler Mühe, mit ſo vieler Schickerey, Künſteley und Lügen, erjagte und erhaſchte Glück einer Viſite in der Stadt. Das wiſſen aber auch die Weltmenſchen wohl, die man oft ſo herzlich über Langeweile klagen höret. In den Thälern der Alpen kennet man ſie nicht, auf keinem Gebirge wo die Unſchuld noch wohnt, und das kein Fremdling ohne Thränen verläßt.

Langeweile haſt du aber auch in keiner Stadt, wenn du nur dem gewöhnlichen Weltleben in Städten entſagſt. Jede tugendhafte Handlung bringt Heiterkeit ins Haus, und ſtille Freude glühet auf deinen Wangen auch in deiner Kammer, nach jeder zum Beſten deines Nächſten ausgeübten Pflicht. Da wir doch alle bey der Erzählung unſerer Knabenſtreiche mit Gefalen verweilen, und bey den

muthwilligen Poſſen die wir in der Schule ausübten, ſo kann auch jeder Blick in die erſten Perioden deines Lebens, in die nichtsbedeutenden Zeitvertreibe, in die kleinen Bekümmerniſſe und Wünſche deiner Kindheit dich beluſtigen. Ach mit welchem Lächeln der Gefälligkeit, mit welcher zärtlicher Wehmuth, ſieht auch darum das weiſſe Haupt auf die Zeiten zurück, da die Wange von Geſundheit glühte, da wir alles mit Kraft und Lebhaftigkeit unternahmen und alles ausführten mit Muth, und da wir Schwierigkeiten aufſuchten, blos weil uns das Gelegenheit gab zu rauhem und kühnem Kampfe.

Vergleichen wir dann dieß Alles was wir waren, mit dem was wir itzt ſind, und finden wir, daß dieß alles eingewirket hat noch in den frohen Stunden unſerer ſpätern Jahre, und daß es auch zuweilen itzt noch einwirket, in alle Kämpfe mit unſern Schickſalen, in unſere Tugenden und in unſere Fehler, und in alle Auftritte und Abwechslungen unſers Lebens. Vergeſſen wir auch uns ſelbſt, und werfen wir unſere Blicke auf alle Weltbegebenheiten zurück, die wir ſchon erlebet haben, auf den Gang Gottes zur Erhebung und Demüthigung der Völker; auf die Fortſchritte zu ſo manchem Guten

und

und Schönen, auf die Rückfälle in ſo manche uralte Thorheit, auf die verdrängte Barbarey, auf den unterjochten Aberglauben, und auf alle Barbarey unter der wir noch ſchmachten, und auf allen Aberglauben der noch mitten unter uns grünet und gedeyt; auf die Rieſenſchritte in Wiſſenſchaften und Künſten; auf die Flüge des Geiſtes der Zeit, und auf ſeine unbegrenzten Albernheiten. Erwägen und durchdenken wir dieß alles bey unſerm Ofen, nehmen wir dann noch immer den wärmſten Antheil an allem was geſchieht: o ſo iſt alle Langeweile verbannt, und ſo herrſchet Ruhe, Frieden, und gute Laune im Hauſe.

Solche Befriedigung gewähret Einſamkeit im Alter wie auf jeder Stufe des Lebens, durch Nachdenken; und ſolcher Genuß übertrift alle ſinnlichen Freuden. Sind dann aber auch die Kräfte des menſchlichen Geiſtes durch Uebung und Culter erweitert und erhöhet, ſo ſoll man um ſo mehr zu allen Zeiten, bey geſundem Körper und Ruhe und Freyheit der Seele, fähig ſeyn, aus ſich ſelbſt erhabene Vergnügungen zu ziehen, wenn das Herz den Frieden der Unſchuld genieſſet.

Luſt zur Arbeit belebet alle unſere Seelenkräfte, und dieſe werden, bey der gehörigen Achtſamkeit auf uns ſelbſt, immer mehr geſchärft. Lebhafte Köpfe müſſen immer gegen etwas anſtreben. Inniges Bewußtſeyn ihrer ſelbſt, ihrer Kräfte und ihrer Würde, giebt dann auch jeder unverdorbenen Seele, in dieſer Unruhe, die edelſte Richtung. Hat man aber aus Pflicht und Noth mit vielen Menſchen zu thun, muß man gegen ſeinen Willen auch mancher kahlen und ermüdenden Zerſtreuung ſich unterwerfen, ſo lodert, eben nach ſolchem Gewühle, das Feuer, die Luſt, und die Kraft am meiſten wieder auf, alle die Feſſeln zu zerreiſſen, kühn und muthig allen Zeitverderb, und jede Zerſtreuung, und alles Getümmel von ſich zu entfernen. Erhabener, glückſeliger, erquickender, und inniger, fühlen wir nie, daß wir leben, daß wir denken, daß wir verſtändige, ſelbſtthätige, freye, groſſer Dinge fähige, und unſtärbliche Geſchöpfe ſind, als in dem Augenblicke, da wir vor dem geſchäftloſen, kalten, trägen, läſſigen, und leeren Viſitenmacher unſere Thür abſchlieſſen.

Alle Stürme unſerer Schickſale ſind erträglicher, als das geiſtloſe Viſitenweſen, und ewige Vorfah-

 ren,

ren, und Kartenabgeben, alle die langweilige Beſuche und Gegenbeſuche ohne Abſicht und Zweck, womit ſchale Menſchen ihr Leben wegtändeln. Meine Gedanken kommen wenn ſie wollen, und nicht wenn ich will, ſagte Rouſſeau; darum nahm er ſie auch an, wenn ſie kamen. Darum waren ihm alsdann auch alle Beſuche von Fremden und Unbekannten ſo verhaßt. Darum ſträubte Er, der ſo ſelten eine heitere und ſchmerzenfreye Stunde hatte, an jedem Orte ſeines Aufenthaltes ſich ſo ſehr gegen alle Zudringlichkeit, gegen das läppiſche Fragen nach ſeinem Befinden, gegen alles das einfältige und kahle Ausfüllen der Converſation, ſo ſehr Er auch ſonſt guten Umgang liebte, und pries (*).

Wie viele Funken zu guten Gedanken werden durch kahlen Umgang erdrücket, und wie ſchal wird man ſelbſt, wenn man immer unter ſchalen Menſchen lebt. Durch den Odem des Himmels werden jene Funken in der Einſamkeit angefacht und belebet, und dann Geiſt und Charakter immer durch Selbſtdenken mehr erhöhet und gebildet.

Tugen=

(*) Je n'ay jamais pû ſupporter, ſagt Rouſſeau, ce ſot et niais rempliſſage des converſations ordinaires; mais les converſations utiles et ſolides m'ont toujours fait grand plaiſir, et je ne m'y ſuis jamais refuſé.

Tugenden gedeyen in der Einſamkeit, zu denen man in dem liebenswürdigſten Umgange nicht gelanget. Unſere Freunde werden von uns getrennet, wir ſehen uns ihres belebenden Umgangs auf ewig beraubt, und ſolches Unglück wird oft eine Veranlaſſung, daß wir uns in der Einſamkeit zu wahrer Geiſtesſtärke abhärten, und zu weit kühnern Entſchlüſſen erheben. Wenn Freundſchaft und Liebe immer für uns ſorgen, alles für uns thun, und ſtets in ihren Armen tragen, ſo verlernen wir oft ganz dabey das Vermögen uns ſelbſt zu regen, ſelbſt zu handeln, ſelbſt zu waden durch alle Widerwärtigkeiten des Lebens. Muß man darum auch wider Willen einſam und verlaſſen leben, ſo erlanget doch die umhergeworfene Seele neue Feſtigkeit, und gewinnet ihren Frieden wieder, wenn man nur herzhaft und unermüdet gegen ſein Unglück kämpfet. Wir finden Hülfsquellen in uns ſelbſt, an die wir niemals dachten, und ſtoiſchen Muth wenn der Geſichtskreis unſers ganzen Lebens ſich trübt.

Charakter und Geſinnungen erlangen immer mehr Eigenthümlichkeit und Kraft, durch das Zurücktreten aus dem Getümmel, die Einkehr in ſich ſelbſt, und die freye Ueberſchauung der Welt und

unſer ſelbſt im Stillen. Eure Seelen laufen nur darum immer auf der Heerſtraſſe, weil ihr zu ſchwach ſeyd, euch zum Selbſtdenken zu erheben; immer erſt zu euren elenden Orakeln lauft, um zu erfahren, wohin der groſſe Haufe ſich lenket, und was euch, dem Orakel zufolge, obliegt zu denken und zu thun (*).

Unköpfe glauben, man laufe immer ſicher mit dem groſſen Haufen. Sie urtheilen nie, bevor der Haufen geurtheilt hat, ſie folgen allen ſeinen Entſcheidungen über Menſchen und Sachen. Darauf kommt es ſolchen Geiſtern nicht an, wo Wahrheit und Recht liegt; Billigkeit iſt von keinem zu erwarten, als von dem, der ſich nicht ſcheut alleine zu ſtehen. Kein ſchaler Weltmenſch nimmt die Partey des Schwächern und des Unterdrückten. Haſt du den Gewaltshaufen der Dummheit auf dem

(*) „Einfalt iſt Schwäche, ſagt Herr Garve, und jede „Schwäche macht, daß wir anderer bedürfen, ſie „deſto mehr ſuchen, ihren Unwillen ſcheuen, uns um „ihre Liebe bewerben. Verſtand hingegen macht „unabhängig; er giebt dem Menſchen mehr eigene „Hülfsquellen. Wer ſich deſſen bewußt iſt, glaubt „andere immer weniger nöthig zu haben, und verfolgt alſo, ohne Schonung derſelben, ſeine Endzwecke.“

dem Nacken, biſt du durch die Allmacht des Irrthums und der Vorurtheile beſchimpft und verſchryen, ſo ſuche auch keine Unterſtützung bey ſchalen Köpfen die immer nur der Nachhall des Windes ſind, der heute durch die Stadt bläſt.

Allein leben, ſich allein fühlen, macht nur inſofern furchtſam, als es darauf ankommt, körperliche Gewalt mit körperlicher Gewalt abzutreiben. Geiſtesſtärke hingegen vermehret ſich, eben dadurch, daß man ſich mehr aufraffet, wenn niemand ſich mit uns vereinigt, niemand für uns kämpft. Eben darum muß man alleine leben, damit man dürfe alleine ſtehen, damit man weniger leide von gegenwärtigen Eindrücken, erhaben ſey über die Vorfälle des Lebens, und beherzt gegen die Gefahr. Wie ruhig wird ſchon das Leben, wenn man nie fragt, was ſagt der, und was ſagt dieſer? Wie viel elende Vorurtheile und Leidenſchaften werden durch Selbſtdenken aus der Seele verbannet. Wie verſchwindet dann die abgöttiſche, ſchändliche, und knechtiſche Verehrung für alles was nicht verehrenswerth iſt. Mit welcher Erhabenheit der Seele ſtößt man dann die Furcht vor Menſchen von ſich weg, die blos ihrer Ahnen wegen ſich einbilden,

Tyran-

Tyrannengewalt ausüben zu können gegen anders Menſchen, und immer über die am meiſten ſich erheben, die das gröſste Recht haben ſie zu verachten.

So wie der Weltmann nichts thut als was gefällt, ſo ſcheut hingegen der Einſame ſich vor nichts, das durch ſeine Wahrheit beleidigt. Einſame handeln darum oft ſo edel, und oft ſo unklug; darum ſind ſie ſo oft der Spott der Welt, bald durch ihren Trotz und bald durch ihre Schüchternheit, bald durch ihre Keckheit und bald durch ihr linkiſches Weſen. Aber niemand hat doch das Recht, ſo wie ſie zu ſagen: Sie reden was ſie wollen; mögen ſie doch reden! Was kümmerts mich?

Ein bekannter ſcharfſinniger Beobachter der Natur des Menſchen und der Dinge, belehret uns: in Muſſe und Stille entſtehe am leichteſten die ruhige Erhabenheit der Seele über Zufälle, über Glück und Unglück, über Lob und Tadel, ſelbſt über Leben und Tod; da werden die Ideen die Grundſätze gefunden, die den groſſen Mann machen, und ihn unterſtützen. Selbſt die Philoſophie, ſagt dieſer vortrefliche deutſche Philoſoph in ſeinen Anmerkungen und Abhandlungen über den Cicero, welche der Erhabenheit des Staatsmannes zur Grundlage

dient,

dient, welche ihn in den Stand ſetzt, ſeine groſſe Rolle gut zu ſpielen, bilde ſich in der Einſamkeit, und in der Entfernung von dem Schauplatze der groſſen Welt.

Charakter und Geſinnungen gewinnen alſo in der Einſamkeit, nicht nur mehr Eigenthümlichkeit und Kraft, ſondern wirkliche und wahre Erhabenheit. Aber auch nirgends wird Bekanntſchaft mit unſerm eigenen Herzen ſo gut befördert. Wir ſind uns da viel näher, und leben viel vertrauter mit uns ſelbſt. Etwas Gutes läßt ſich zwar auch im Weltgeräuſche immer noch denken, wenn man nicht ganz ohne alle Grundſätze in die Welt kommt; aber es iſt doch viel ſchwerer da gut zu ſeyn. Wie mancher gefällt blos durch ſeine Fehler und Laſter; wie mancher Böſewicht, wie mancher niedlicher Schurke findet allgemeinen Beyfall, nur weil er ſich gehörig mit allen Schwachheiten, Lächerlichkeiten, und Laſtern, ſolcher Herren und Damen zu benehmen weiß, die in allen Geſellſchaften das groſſe Wort führen. Aber wie ſoll Er gewahr werden, bey allem Weyrauch der ihm duftet, in welche Claſſe er gehöret? Zu Hauſe würde er lernen was er iſt und was er ſeyn ſoll, wenn er fähig wäre ſich ſelbſt

zu beobachten, wenn er Unglück hätte, wenn er ſich gezwungen ſähe zur ernſthaften Einkehr in ſich ſelbſt, und zur Durchforſchung der Beſchaffenheit ſeines Herzens.

Manche nützliche Entdeckung kann man machen, wenn man zuweilen ſeinen gewöhnlichen Weltverhältniſſen ſich entreiſſet, oder auch nur aus denſelben ſich herausdenkt. Man muß nur mit Aufrichtigkeit in ſich ſelbſt hineingehen, dann mit der höchſten Unparteylichkeit alle ſeine Handlungen prüfen, und alles Gute oder Böſe das man in der Welt dadurch wirket. Mit Schrecken ſähe dann mancher, daß er ein elender Sklave iſt, ein Sklave des Wohlſtandes, der Gewohnheit, des Publicums, der hergebrachten Sitte; daß er freylich mit der gewiſſenhafteſten Steifigkeit, und dem beſten Anſtande, alles thut was Weltmanier und Ortmanier, allgemeine Höflichkeit und Provinzialhöflichkeit von ihm verlangen; daß er gegen nichts, ſo unſinnig und unſittlich es auch ſeyn mag, ſich empöret; daß er in zahmer Unterwürfigkeit allenthalben mitläuft, alles mitglaubt, und alles mitmacht; und daß er nie unrecht findet was keiner nie unrecht finden darf. Aber wenn man dann doch zu Hauſe ehr-

lich unterſuchet, und frey überleget, ob man nicht unzählige Dinge, täglich, nur aus Menſchenfurcht und Menſchengefälligkeit ſage und dulde; wenn dann ſo vielen ihr Gewiſſen bezeuget, welche ſchlechte Kerle ſind ſie, zumal in den Zimmern der Fürſten und Groſſen; wie viel Böſes ſie da aus Wohlſtand thun, nur um nicht zu widerſprechen, um keine Meynung zu äuſſern, aus Furcht ſie möchte misfallen. Wenn man dieß alles zu Hauſe, im ſtillen Umgange mit ſich ſelbſt beherzigt: ſo ſollte man doch fühlen, es ſey Zeit, daß man nun für eine Weile in der Einſamkeit lebe, mit Menſchen aus einer andern Welt, von edlerer Denkart, und ſtärkern Köpfen.

Erſchütternde Abwechslungen von Freude und Traurigkeit, Hofnung und Furcht, Zufriedenheit und Verdruß, foltern doch in einem fort, wenn du die Kraft nicht haſt, ſo oft es nöthig iſt, dich mit ſtiller Erhabenheit des Herzens über alles wegzuſetzen, was du ſiehſt. Alle Tugend höret auf, wenn man ſich jedem Eindrucke überläßt, immer von der Geſchichte des Tages regiert iſt, und nicht auch zuweilen ſelbſt ſeinen Tag regiert. Auch bey dem von Menſchen ganz regierten Weltling höret ſie

auf,

auf, deſſen ganzes Thun und Laſſen immer eigenſüchtig, immer abſichtvoll, immer eingerichtet iſt auf nahen oder entfernten Eigennutz. Einſam muß man leben, nicht bey den Vorfällen des gegenwärtigen Tages ſtehen bleiben, in der Stille den Werth aller menſchlichen Dinge und Handlungen prüfen, wenn man Herz genug haben ſoll, das Gute auch da zu thun, wo man zum Voraus ſieht, und gewiß weiß, es geſchehe mit unſerm Schaden. Weltknechte wiſſen nichts von dem Wegſehen über gegenwärtigen Vortheil, nichts von edler Aufopferung ſeines Ruhmes und ſeines Glückes. Sie berechnen keine Handlung nach ihrem innern Werth; ihr ganzes Thun und Laſſen iſt berechnet nach Procenten von elender Gnade, Gunſt, Ehre, und Beyfall. Sie machen Cour, ſchmeicheln, lügen, verleumden, und ſchmiegen ſich vor dem der ihnen ſchaden könnte, wenn er ſo niederträchtig wäre wie ſie, und ſind dann wieder um ſo viele Procente, Schurken hinter ſeinem Rücken.

An ſich ſelbſt erkennet der Menſch jede Leidenſchaft immer beſſer und tiefer, wenn er ſie zu Hauſe ganz leiſe überleget und prüfet. Die Seele kommt da viel weniger aus ihrer Faſſung, und

ſchwanket nicht ſo oft zwiſchen Verzagtheit und Trotz. Ach wie iſt man im Unglücke ſo gut. Wie geſchmeidig, wie nachgebend, wie nachſichtig, wie ſchmeichelhaft ſind wir, wenn die Hand Gottes uns züchtigt, wenn ſie unſere Wünſche vereitelt, unſere Hofnungen mislingen läßt, wenn die Allmacht uns vor ihr niederwirft, wenn ſie unſere Weisheit zur Thorheit werden läßt, und unſere überlegteſten Rathſchlüſſe zu offenbarem in die Augen fallendem Unſinn. Dann freut es uns, wenn uns ein Kind ein gutes Wort giebt, und wenn ein Bettler uns nicht verachtet. Aber wie verändert ſich gleich unſer Blick auf Alles was auſſer uns iſt, wie ſind wir gleich weniger ſanft und duldſam, wenn wir uns ſelbſt wieder für etwas halten, wenn das Bewußtſeyn unſerer Kräfte uns gleichgültiger über alle äuſſere Dinge macht, wenn wir unſere Stärke fühlen, und unſer Uebergewicht über alles was den Furchtſamen ängſtigt und den Schwachen niederwirft. Alles Aeuſſere greifet immer tiefer in die Seele, ſo lange wir unter Menſchen leben, die ſich freuen wenn man unglücklich iſt, und denen Muth und Unternehmungsgeiſt misfällt.

Weit weniger wird man in der Einſamkeit durch Unglück niedergedrücket, oder durch gute Erfolge ſchwind-

ſchwindlicht, weil man den Glücksfällen da nie ſo ſehr ausgeſetzet iſt, wo das Leben wie ein leiſer Schatten hingleitet. Ohne Unglück begreift man da, daß wir nichts ſind vor Gott, nichts als durch Gott; daß Stolz ohne Kraft das wahre Gift des Lebens iſt, eine Hölle im Herzen, und eine beſtändige Vergröſſerung unſers Elends. Aber wenn wir auch da noch in Hofnungloſigkeit und Verzweifelung verſinken, alles für verlohren halten, keinen Rath mehr wiſſen, ſo unterwerfen wir uns unſern Schickſalen gar viel leichter und mit weit mehr Gedult, zu Hauſe und im Stillen, wo alles rein und offen liegt vor unſern Augen, wo uns niemand unbillig verachtet, oder unvernünftig hochſchätzt.

Gehe darum doch jeder abſeite, und rede da mit ſeinem Herzen, wenn er beſſer und klüger will denken lernen, als er denket. Ach wie ſchlank und geſchmeidig, wird man durch ein klein wenig wahre Philoſophie, und nur um ein geringes mehr aufgeklärte Vernunft. Aber im Taumel unſerer Vorurtheile, in der Dürftigkeit unſerer Aufklärung, verfehlet jeder den rechten Weg, und alle ſuchen Glückſeligkeit in Dunſt und Nebel. Ruhig und abgeſondert muß man leben, um aus Menſchen und

Sachen nicht mehr zu machen, als ſie werth ſind. Wegwerfung aller Vorurtheile des geſelligen Lebens, iſt der erſte Schritt zur Vernunft, mit der man in ſteter Prüfung des Wahren, und in ungehinderter Uebung praktiſcher Philoſophie, nur das hochſchätzen lernt, was Hochſchätzung verdient.

Solche Vortheile hat die Einſamkeit zur Prüfung ſeiner ſelbſt, zur Wegwerfung der Vorurtheile des geſelligen Lebens, und zur wahren Erhöhung des Herzens. Aber dieß alles macht uns noch nicht bekannt genug mit uns ſelbſt. Wie unbillig und parteyiſch beurtheilen wir, deſſen ungeachtet, noch ſo oft in der Einſamkeit unſern eigenen Werth; wie mancher böſen Leidenſchaft geben wir auch da noch Gehör; und wie vieles mangelt uns noch immer zu dauerhaftem Vergnügen und wahrem innerm Glück.

Einſamkeit giebt dieſes Glück, wenn da, wo wir alleine ſtehen vor Gott, und nicht mehr unter den Augen der Menſchen, die ſtille Sprache des Gewiſſens uns nur genug wiederholet, wie wenig wir das ſind wofür man uns hält, wie viel uns an dem noch mangelt was wir billig ſeyn ſollten, und welche Berge wir zu überſteigen haben bis wir es ſind.

ſind. In der Welt betrügt doch eigentlich immer einer den andern. Man prahlet mit Einſichten, und heuchelt Geſinnungen, die man nicht hat; einer bethöret den andern, und jeder zuletzt ſich ſelbſt. In der Einſamkeit wird dann von einer guten Seele dieß alles genauer unterſuchet und beurtheilt. Fern von Schmeichlern und Schurken, lernt man da Aufrichtigkeit und Einfalt des Herzens ſchätzen. Da fürchtet man nicht, daß dieſe Tugenden uns ſchaden; denn nichts Gutes iſt da lächerlich und verächtlich. Da vergleicht man alſo das, was man in der Welt vorſtellt, mit dem was man iſt; und dann zerplatzen alle die Vorzüge die man uns zutraut, und alle Scheintugenden, wie Seifenblaſen. Jede Lücke in unſerm Wiſſen, jeder Fehltritt unſers Verſtandes, jeder Mangel von Scharfſicht, jede ſchwache Seite unſers Herzens, entwickelt ſich da dem unparteyiſchen Auge. Alle Gebrechen unſerer Tugend, alle verwundbare Seiten in unſern beſten Geſinnungen und Thaten, alle Prahlereyen unſerer Eigenliebe erſcheinen da in ihrer Nacktheit. Aber dieß alles ſieht man an ſich ſelbſt nicht im Taumel der Welt, nicht im Menſchengewühl, nicht unter allen Fallſtricken des geſelligen Lebens.

So laſſen ſich denn böſe Leidenſchaften, bey ſolcher genauer Prüfung ſeiner ſelbſt, auch in der Einſamkeit verdrängen. Man darf auch nur andern Vorſtellungen und andern Leidenſchaften in derſelben nachhängen, wenn man irgend eine böſe Leidenſchaft dahin bringet, oder ſchädliche Triebe die in uns gähren. Unerſchöpflich ſind in der Einſamkeit die Hülfsquellen zu neuen Empfindungen und Gedanken; ungehindert wirket da die Kraft der Seele nach jeder beliebigen Richtung. Kann die Einſamkeit bey Müſſiggängern jede Verführung der Begierden begünſtigen, so gewähret ſie auch hingegen bey groſſer Geſchäftigkeit gegen jede böſe Begierde den Sieg.

Allen gewöhnlichen Weltverhältniſſen entriſſen, ſieht man in der Einſamkeit völlig ſo gut wie in den Kammern der Betrübniß, der Krankheit und des Todes, alles in ſeiner wahren Geſtalt. Da entdecket man am beſten die Nichtigkeit aller nur äuſſerlichen Vorzüge, und ſo verlieret ſich dann bald alle Ungebundenheit der Gedanken, und alle Heftigkeit der Begierden. Da verſchwindet aller Schein; und wer in der Welt um ſo viel weiter über andere emporgehoben iſt, je niedriger er ſeiner Mängel

und Laſter wegen ſtehen ſollte, wird da gewahr was ihm ſeine Schmeichler nicht ſagen, und was ein Heer elender Sklaven, wenn er nur vornehm genug iſt, vielleicht ganz entſchuldigt.

Dauerhaftes Vergnügen und wahres inneres Glück findet alſo derjenige, der ſich aus dem Leben ein ernſthaftes Geſchäft macht, nach Freuden ausgeht die nicht jeder Zufall zerknicket, und mit Mitleid und Erbarmen jenes Völklein dort betrachtet, das ſo wild und kindiſch durch das Leben fährt und läuft. Solche Menſchen hingegen haben nichts von der Einſamkeit zu hoffen, die unbekannt ſind mit ihrem eigenen Herzen, die an kein Nachdenken, an keine Arbeit, an keine Stetigkeit im Guten, an keine Vorſtellung der Vernunft ſich gewöhnen. Verwelket und todt ſind alle ihre Freuden, wenn ihr Blut nicht mehr kocht, wenn ihre Sinne ſatt ſind, und ihre Kräfte geſchwunden; wenn jeder Hauch eines Windes ihre Nerven umwirft, und ſie nichts mehr fühlen als tauſendfache Angſt, und die ſchreckhafteſten Vorſtellungen, und alle Torturen der Imagination, auch bey der allergeringſten Unbehaglichkeit in ihrem Körper, und bey jedem Flohbiſſe des Schickſals.

Durch dieſe Betrachtungen ſind die allgemeinſten Vortheile der Einſamkeit noch nicht alle angezeigt. Es bleibt mir vieles für die zweyte Abtheilung dieſes Capitels übrig, das den Menſchen weit näher angeht. Vieles wird alsdann noch übrig bleiben, wenn ich auch angedeutet habe, wie in mancherley Fällen von Widerwärtigkeiten des Lebens die Einſamkeit nützlich wird; wie ſie uns aufhilft in Krankheiten; in Melankolie; in Betrübniß über Todesfälle, oder Trennung von geliebten Freunden; ſodann die groſſen Vortheile religiöſer Entfernung von der Welt, und heiliger Stille, wo alles Gute das wir aus der Welt mitbringen ſich tiefer in die Seele eingräbt; wo man einer Welt den Rücken kehret, in der man unmöglich weiſe werden kann; wo man die größten Hinderniſſe der Frömmigkeit bezwinget; wo man ſich jeder ſtillen Tugend weihet; wohin man oft durch einen unerklärlichen Ruf ſchon in früher Jugend hingezogen wird; wo gewiß jeder in den letzten Stunden ſeines Lebens gelebt zu haben wünſchet; wo die Vortheile unausſprechlich wichtig ſind, wenn man die Denkart des religiöſen Einſamen vergleichet mit der Denkart irreligiöſer Weltlinge; wenn man betrachtet wie dieſe leben und ſterben, und wie

ſanft

ſanft und leiſe hingegen religiöſe Seelen ſich hingeben und ſchmiegen unter jede Fügung Gottes um Himmelfreude; und wie wir darum alles verſuchen ſollen, um Kraft zum Leiden und Sterben zu finden, durch ſtille Einkehr in uns ſelbſt, und religiöſen Umgang mit Gott.

Groß ſind die Vortheile der Einſamkeit in mancherley Fällen von wahren Widerwärtigkeiten des Lebens. In Krankheit, in mancherley Veranlaſſungen zur Traurigkeit, in wahrer Menſchenſcheu ermannet man ſich oft in der Einſamkeit.

Leidende und Betrübte würden mit Schrecken ſich von der Einſamkeit entfernen, wenn ihre Schatten ihnen nicht Hülfsmittel darböten, die ſie in den Häuſern der Freude nicht finden. Verſchwunden iſt für ſie der feine Duft, den Sinnlichkeit und Einbildungskraft, für Geſunde und Glückliche, an alles hängen was ſie umgiebt. Verſchwunden iſt für ſie das Angenehme, das nicht in den Dingen liegt, ſondern das man ſich in die Dinge denkt. Alles iſt roſenroth für Glückliche, und ſchwarz für den Betrübten. Unrecht haben beyde. Aber beyde werden auch ihr Unrecht gewahr, wenn die Decke fällt, wenn die Scene ſich ändert, wenn das Blendwerk

ver=

verſchwindet. Beyde erwachen aus ihrem Traume, ſobald die Einbildungskraft ſchweigt. Für dieſe wird nun offenbar, daß Gott auch alsdann für unſer Beſtes ſorget, wenn wir glauben, daß es uns am übelſten geht; und für jene verlieren alle im Taumel der Welt genoſſene Freuden und Vergnügungen ihren eingebildeten Werth bey ernſthaftem Nachdenken über ſich ſelbſt, ſeinen Zuſtand, ſeine Beſtimmung, und die Wege zur einzigen Glückſeligkeit.

Wie elend wären wir, wenn Gott alle unſere Wünſche erfüllte. Eben in der Zeit, da mancher Menſch glaubt, alles Glück ſeines Lebens ſey vernichtet, hat Gott vielleicht etwas Auſſerordentliches mit ihm vor. Neue Umſtände erwecken neue Kräfte. Ein nur zehnfach thätig geweſenes Leben, wird oft hundertfach und zu den edelſten Abſichten thätig, wenn man an der Hand der Fürſehung, in Einſamkeit und Stille, alles verſucht um Unglück zu überwinden. Feuer und Leben kommt wieder, wenn wir lange dachten, wir ſeyen zu ewiger Unthätigkeit verdammt, und alle Kraft unſerer Seele ſey verlohren.

Wenn wir auch traurig in die Einſamkeit gehen, ſo wird doch oft, durch geduldiges Ausharren in derſelben, die Seele wieder heiter und froh. Nie ſollten wir über die Zukunft urtheilen, da wir doch unfähig ſind, darüber anders zu urtheilen als falſch. Immer ſollten wir uns die ſo oft erprobte und ſo troſtreiche Erfahrungswahrheit wiederholen, daß manche Begebenheit, auf die der Menſch in der Entfernung mit einem bangen und furchtvollen Auge ſah, wenn ſie nun wirklich da iſt, alle ihre Schrecken verlieret, ſogar unerwarteten Segen in ihren Folgen mit ſich bringt. Wer alle Hülfsmittel verſüchet, gegen alle Schwierigkeiten kämpft, gegen alle Hinderniſſe anſtrebt, niemals läſſig iſt, immer Gott traut, der benimmt allen Trübſalen ihren Stachel, und der Melankolie ihren Sieg (*).

Kun-

(*) O möchten doch alle Menſchen folgende Worte eines ſterbenden Philoſophen, des ſeligen Herrn Profeſſors Hißmann in Göttingen, auffaſſen, die Er, vor dem Angeſichte ſeines Todes, niederſchrieb: „Gott heiſſet kein einziges ſeiner Kinder jemals einen Weg gehen, der nicht früher oder ſpäter zur „Glückſeligkeit führet; und nie erpreſſet Er den geheimſten Seufzer eines empfindenden Weſens, der „ſich nicht endlich in den entzückenden Wohlklang „der Dankbarkeit auflöſet!“

Kummer, Unglück, Krankheiten, machen uns leicht und geſchwinde mit der Einſamkeit vertraut. Wie bald entſagt man der Welt, wie gleichgültig wird man für alle ihre Ergötzungen, wie leiſe wird die innere Sprache der Begierde, wenn uns Schmerz und Unmuth niederdrücken, und alle unſere Kräfte uns verlaſſen. Ach wie bald ſieht man dann, wie elend alle die Stützen ſind, die uns die Welt darbietet; wie doch alles nichts war, was man Gutes that, und genoß; wie Kummer ſich in alles miſchet und Leerheit herrſchet in Allem; und wie manche nützliche Wahrheit, ſelbſt dem Groſſen und Vornehmen ſeine Krankheiten ſagen, da ſonſt übrigens alle Welt ihm lügt.

Kurz und ſchnell vorübereilend iſt freylich die Zeit, in der ein kränkelnder Menſch fähig iſt, ſeine Kräfte mit Leichtigkeit und gutem Erfolge, auf eine ſeinen Abſichten gemäſſe Weiſe anzuwenden. Geſunden allein iſt ſolches Glück vergönnet; nur dieſe können ſagen, die Zeit iſt mein. Aber biſt du immer leidend und krank, und dabey doch ein Knecht aller Menſchen, ſo kannſt du nie ſagen, dieſe Stunde iſt mein. Stehlen mußt du alsdann die Zeit, wo und wie du kannſt. Auch durch Zwang und An-

ſtren-

ſtrengung, mitten unter Diſteln und Dornen, Nervenzufällen, Kraftloſigkeit, übler Laune, und ſchneidendem Unmuth, mußt du dich gegen alle dieſe Uebel auflehnen, gegen alle Schwierigkeiten anſtreben und kämpfen, wenn nicht Alles liegen ſoll. Je weichlicher man ſich macht, deſto mehr macht man ſich krank. Mangel der Unterwürfigkeit und hartſinniger Widerſtand, iſt in ſolchen Fällen oft ein Ueberbleibſel von Kraft, und muthiger Kampf mit ſeinem Unglücke im Stillen, wenn er auch lange ohnmächtig iſt, bringt am Ende doch Gedeyen.

Durch Kränklichkeit wird man leicht weichlich, und zu ſehr auf ſich ſelbſt achtſam. Man giebt leicht jedem unangenehmen Gefühle das Uebergewicht über die Kräfte, die man doch hätte, daſſelbe nicht zu achten, und zu vergeſſen. So verſinket dann allemal die Seele in Aengſtlichkeit, und alle Vernunft und jeder Ueberreſt von Kraft wird zerdrücket. Zu wenig hat man auch immer Zuverſicht auf das, was man bey beſtändigem Schmerz und Leiden unternimmt. Wenn darum der kränkliche Menſch, in langwierigen Uebeln, nur mit Gewalt ſeine Aufmerkſamkeit der Betrachtung ſeines Körpers entreiſſet, wenn er gleichſam ſeine Seele

ent-

entkörpert, ſo findet er gewiß unerwartete Linderung, und er verrichtet Dinge, die ihm unmöglich ſchienen. Aber dazu muß er auch alle Aerzte verabſchieden, die ihm durch das ewige Laufen nach ſeinem Befinden, durch das tiefkluge Pulsfühlen und Kopfnicken und jede Geſichtsverziehung der Fakultät, durch das Sehen von dem was nicht iſt, durch Nichtſehen wo ſo vieles zu ſehen wäre, durch das Nichtgefühl von allem was Geiſt und Seele betrift, oder ſelbſt durch die weinerliche und erkünſtelte Mitempfindung ſeiner Leiden, immer mehr aufmerkſam auf das machen, was er vergeſſen muß. Auch ſeinen Freunden und Vertrauten muß er verbieten ihm in ſeinen Schwachheiten zu ſchmeicheln. Er muß ſie um Gottes willen bitten, ihm nie alles zu glauben was er ſagt; denn wenn auch alle ſeine Empfindungen wahr ſind, ſo ſind doch ſehr viele von ſeinen Einbildungen falſch.

Auch alsdann noch iſt Rath und Troſt in der Einſamkeit übrig, wenn alles verlohren iſt, was uns Philoſophen und Theologen von Geiſtesſtärke und Geiſtesgröſſe lehren. Wenn deine Nerven gelähmt ſind, wenn dir der Kopf immer ſchwindelt, wenn du nicht die geringſte Denkkraft mehr haſt,

wenn du ohne Verzweifelung nicht vermagſt eine Seite herunter zu leſen, oder eine Zeile zu ſchreiben, wenn dich aus anerkannter phyſikaliſcher Unmöglichkeit wahre körperliche Todesangſt befällt, ſobald es auch nur darauf ankommt, die kleinſte Kraft deiner Seele in Thätigkeit zu bringen, dann mußt du vegetiren lernen. Dieß ſagte zu mir einer der helleſten Köpfe Deutſchlands, als er mich in Hannover in einem Zuſtande ſah, in welchem ich nichts mehr konnte und vermochte als das. O Garve, wie hab ich mich an dich geſchmieget, wie hieng ich an deinen Lippen, als du mir zeigteſt, daß ich mich ſelbſt, auch in dieſem Zuſtande, müſſe ertragen lernen; und als ich von dir hörte, du habeſt gelitten was ich litt, und gethan was du mich lehrteſt! (*)

Es

(*) Da erfuhr ich was einer der größten Wohlthäter der Menſchheit, Herr Johann Samuel Feſt, in ſeinem unerreichten Buche über die Vortheile der Leiden und Widerwärtigkeiten des menſchlichen Lebens ſagt; in einem Buche, das jeder Leidende und Betrübte leſen wird, und leſen muß, das ich in den Händen aller troſtloſen Kranken und Betrübten wünſche, und für das ſeinen unſterblichen Verfaſſer, ſo weit die deutſche Sprache reichet, alle Leidende und

Es war eine Zeit, da der erhabene Mendelsſohn ſich aus jedem Zimmer wegbegeben mußte, wo man von Philoſophie ſprach; denn er ward ohnmächtig, wenn er nicht weggieng. Lange verbot Er ſich darum alles Denken. In dieſem Zuſtande kam einſt, wie dieſer groſſe und liebenswürdige Philoſoph mir ſelbſt in Hannover erzählet hat, ſein Arzt zu ihm, und fragte: was machen ſie dann, wenn ſie ſo in ihrer Stube ſind, und nicht denken dürfen? Ich gehe ans Fenſter, erwiederte Mendelsſohn, und zähle die Ziegel auf meines Nachbars Dache.

Ohne deine ruhige Weisheit, o werther edler Mendelsſohn, ohne ſolche Ergebung in die Hand Got-

und Betrübte ſegnen werden. „Ich weiß, ſagt Herr Johann Samuel Feſt, „aus eigener Empfindung, „wie viel mehr Gewicht eine einzige Miene des Mitleids, und ein einziger noch ſo bekannter, zu unſerer Beruhigung erwähnter Gedanke aus dem Munde desjenigen hat, der einen Theil des menſchlichen Elends ſelbſt getragen, und den Gehalt ſeiner „uns mitleidig zugeſprochenen Tröſtungen ſelbſt geprüfet hat, als jemals eine wohlgeſetzte Rede haben „wird, welche nur erlernte Wahrheiten deklamirt, „und die eitle, obgleich noch ſo feurige Thräne, welche „nur zur Ehre einer guten Lebensart und der Empfindſamkeit des Herzens fließt.“

Gottes, gelanget aber auch kein Menſch zu ſolcher Gröſſe, zu ſolcher erhabenen Unterwürfigkeit im Leiden, zu ſolcher Stoiſchen Kraft, zu ſolcher heitern, wolkenfreyen Unabhängigkeit von ſeinem Körper und ſeinem Schickſal! Entzückend iſt dein Beyſpiel, und die Menſchheit muß ſich freuen, ſo oft ſie ſieht, wie ſtark man im Leiden wird, durch Gelaſſenheit.

Gelaſſenheit in völliger Unfähigkeit, ſanfte Anſtrengung bey dem kleinſten Sonnenblicke von Kraft, müſſen ſich alſo wechſelſeitig zu Hülfe kommen. So lange der Menſch noch den allergeringſten Anſpruch auf Tugend macht, wird Er auch nie ſo tief verſinken, daß er gar nichts mehr von Selbſtüberwindung hören will, wenn er auch in unglücklichen Augenblicken der Verzweifelung, an nichts mehr glaubt was lindert und tröſtet. Jeder hypochondriſche und nervenſchwache Menſch kann über ſehr ſchmerzhafte Gefühle des Körpers hinwegſehen, wenn er nur nicht müſſig und läſſig iſt, wenn er nur in der Welt auch mit etwas anderm ſich beſchäftiget als mit ſich ſelbſt; wenn er ſich auch nur ſehr mittelmäſſig anſtrenget, um das Uebergewicht irgend einer edlen und herzerhöhenden Neigung oder Leidenſchaft über jeden traurigen Gedanken in ſei-

ner Seele zu erhalten. Jeden Keim von Thätigkeit muß man darum bey ſich ſelbſt pflegen; man muß ſogar zur Thätigkeit ſich zwingen, bis die Wärme der Leidenſchaft kommt, und anhaltende Wirkſamkeit ohne alle Anſtrengung folget. Nächſt der ſo nöthigen, kindlichen, gänzlichen Unterwürfigkeit unter die Fügungen Gottes, halte ich ſtille Thätigkeit, mitten im Ueberdruß den Nervenſchwäche erzeuget, für das beſte und wirkſamſte Gegengift der Langenweile, der üblen Laune, und der Melankolie (*).

Gott erhalte doch in jeder leidenden Seele den tröſtlichen Gedanken, daß der Geiſt etwas über den Körper vermag. Nie iſt man bey dieſem Gedanken

(*) In Thätigkeit kommen, wenn man durch Hypochondrie und Nervenſchwäche alle Thätigkeit verlohren hat, deucht mir bey weitem nicht ſo ſchwer, als von einem Sclavenleben bey dem man aus Melankolie und Ueberdruß allen Geiſt verlieret, in Arbeiten hinein kommen, wozu man ſogar Luſt hat, die uns gelingen, die man mit Erfolge treibt, bey denen man ſich erheitert, bey denen man alſo ſeine Thätigkeit angenehm fühlet, alſo geneigt wäre ſie lange fortzuſetzen; aber, wobey man ſich dann auch in der unglücklichen Lage befindet, daß man von dieſen angenehmen Arbeiten, jede Stunde und oft jede Minute im Tage, weggejagt wird.

ken ganz niedergeworfen; nie verlieret alsdann die Religion ihre Kraft; und nie macht man dann die traurige Erfahrung, daß oft ein aufgeklärter und geiſtvoller Kopf in Trübſalen und Leiden vielleicht ſchwächer iſt, als der gemeinſte Menſch. Will man auch dem Campanella nicht glauben, Er ſey fähig geweſen ſeine Aufmerkſamkeit ſo mächtig von jedem ſchmerzhaften Gefühle abzuziehen, daß er hätte wollen die Folter ohne vielen Schmerz aushalten, ſo traue man doch wenigſtens meiner Verſicherung, daß auch bey der größten Unruhe der Nerven durch eine ſtarke Ableitung der Aufmerkſamkeit das Uebel immer gelindert wird, und oft unerwartet verſchwindet.

Viele bekannte Leidende haben ihren Geiſt, durch dieſe Ableitung der Aufmerkſamkeit, nicht nur in der größten Unruhe beruhigt, ſondern auch ſelbſt ſtark gemacht unter der größten körperlichen Schwäche. Rouſſeau ſchrieb viele ſeiner unſterblichen Werke faſt unter beſtändigem Schmerz. Gellert ward durch ſeine angenehmen, milden, und lehrreichen Schriften, ein Lehrer Deutſchlands, und gewiß ſich ſelbſt in der tiefſten Hypochondrie der beſte Arzt. Mendelsſohn, der zwar nie melanko-

liſch war, aber doch lange an einer unglaublichen Nervenſchwäche litt, ſchwang ſich durch ſeine Unterwürfigkeit im Leiden, durch Gedult und Warten, in ſeinen ſchon beträchtlichen Jahren ganz wieder zu der Geiſteshöhe der ſchönen Tage ſeiner Jugend empor. Garve, der Jahrelang nicht mehr ſchreiben, nicht mehr leſen, nicht mehr denken konnte, ſchrieb ſeit dieſer traurigen Zeit ſein Werk über den Cicero; und dieſer bey allen ſeinen Ausdrücken ſo äuſſerſt vorſichtige Vernunftmann, dem es leid thäte wenn ein einziges zu ſtarkes Wort ſeiner Feder entgienge, dankt doch Gott in dieſem Werke mit einer Art von Entzückung ſelbſt für die Schwäche ſeines kränklichen Körpers, weil ſie ihn gelehret hat, was der Geiſt über den Körper vermag (*).

Erträglich wird auch der höchſte Schmerz, durch Entſchloſſenheit, und edles Hinſehen auf einen groſſen Zweck. Heroiſcher Muth iſt äuſſerſt natürlich im

(*) Die Worte dieſes Weltweiſen ſind eben ſo rührend, als lehrreich: „O geſegnet, ſagt Er, ſey auch ſelbſt „die Schwäche eines kränklichen Körpers, die mich „öfter, wenn auch nicht deutlicher, als andere gelehret hat, daß der Geiſt etwas über den Körper vermag. Ja ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß „die Anſtrengung der Geiſteskraft, auch einen matten

in groſſen Gefahren; und da viel gewöhnlicher als Gedult bey den kleinen Neckereyen des Lebens. Aber ſchon ſelten iſt ausharrender Muth in langwierigen Qualen, zumal wenn Melankolie die Seele lähmt, und wenn dieſe, wie es gewöhnlich geſchieht, ſich ihren gegenwärtigen Zuſtand als ewig, und ſich als ganz unglücklich vorſtellt. Von allen Uebeln, unter denen die Menſchheit ſeufzet, reicht daher keines an Melankolie, und von allen Mitteln gegen Melankolie iſt doch keines ſo zuverläſſig lindernd, wie Geſchäftigkeit im Stillen.

Einſamkeit vermindert gewiß, durch gelinde Anſtrengung und ſanftes Gegenſtreben, die Melankolie, ſobald man es ſich zum Geſetze macht, in derſelben niemals müſſig zu ſeyn, mit Gedult ſein Leiden zu tragen, und im Stillen immer etwas, ſo gering es auch ſeyn mag, zu unternehmen. Unterwürfigkeit und ſanftes Hingeben, Gelaſſenheit

auch

„ten Körper unterſtützen, und bis auf einen gewiſſen „Grad beleben könne, daß hinwiederum, wenn die „Seele ganz ruhig, ganz gelaſſen bleibt, das tobende „Blut anfange ſanfter zu flieſſen, die in Aufruhr „gebrachten Lebensgeiſter niederſinken; und daß der „Schmerz ſelbſt, wenn er nicht zu heftig iſt, der aus„haltenden Gedult einer gegen ihn ſich aufbäumenden Seele, weiche.“

auch in den tiefſten Schmerzen der Seele, führen oft zu neuer und unerwarteter Geiſteskraft, wenn man ſich nur dem Ekel gegen alle Wirkſamkeit nicht überläßt, und nie aufhöret durch einen gelaſſenen aber fortwährenden Widerſtand ſein Uebel zu bekämpfen. Jeder kleine Sieg führt zu einem gröſſern, und auch die kleinſte daher entſtehende Freude unterbricht ſchon wenigſtens das Gefühl einer immerwährenden Unluſt. Man mache ſich, wenn auch alle Erforderniſſe der Vernunft und der Tugend gegen Krankheit und üble Laune nichts mehr gelten, ſelbſt aus Dingen die nicht wichtig ſind und nicht viel umfaſſen, ein Geſchäft, denn tauſendfacher Unmuth wird oft plötzlich durch eine ſehr geringe Anſtrengung verdränget. Die Wolken der Melankolie verſchwinden, wenn man nur einiges Intereſſe an irgend etwas findet, das man mit dem größten Widerwillen unternimmt. Scheint auch bey äuſſerſt ſchwachen und äuſſerſt empfindlichen Nerven, bey dem größten Unmuth, und dem allervollkommenſten Ueberdruſſe, alles Vermögen zur Regſamkeit ganz vernichtet; erliegen auch die Nerven unter der kleinſten Anſtrengung, ſo iſt doch gewiß ſehr oft, bey völliger Verzweifelung an aller Hülfe, die unüberwindlichſte Abneigung gegen al-

len Rath und allen Troſt, dieſe Unregſamkeit des Körpers, dieſe Lähmung der Seele, nichts als eine Bemäntelung unſerer üblen Laune, und alſo eine wahre Krankheit der Imagination, die man blos durch einen feſten und geſtählten Willen gegen alle Erwartung überwindet (*).

Ein-

(*) Imaginationskranke thun darum heute das mit Leichtigkeit, wovon ſie geſtern mit tobendem Widerſtande ſagten: es iſt mir ganz unmöglich! Hat ſich etwa von geſtern zu heute das Spiel ihrer Nerven verändert? Mir deucht, ſie haben nur heute einen feſtern und ſtärkern Willen; denn bey der größten Schwäche iſt dieſer doch zuweilen überaus feſt und ſtark.

Blendwerk und Trug ihrer Imagination iſts darum, wenn ſolche Kranke wähnen, daß andere, die unter gleichen Leiden nicht auf gleiche Art verſinken, mehr Kraft und angebohrnen Muth haben als ſie. Das haben ſie nicht, aber ſie haben einen feſtern und geſtähltern Willen, und alſo im Grunde nicht mehr körperliche Kraft.

Nun ſo zwinge dann, auch in der größten Schwachheit, nur jeder ſeinen Willen zu allem was ſeyn muß; denn wie leicht wird der Imagination ſonſt, irgend ein nachtheiliger Wahn eingewehet, und in wie manche Thorheit verfällt man bey ſchwachen Nerven. Wie mancher überredet ſich ſelbſt, daß er gar nichts kann, da er alles vermag; wie mancher glaubt, daß ihm alles ſchadet, da er vielleicht alles aushalten könnte, wenn er nur nicht mit Perſonen umgeben wäre, die alles wähnen was er wähnt.

Einſamkeit iſt nicht nur Bedürfniß, ſondern wahre Pflicht, für Menſchen von einer zarten Empfindlichkeit, deren Nervengebäu, oder deren Imagination, ſich nicht genug mit der Welt verträgt, und die immer über die Menſchen und die Dinge etwas zu klagen haben. Wenn dich alles erſchüttert, was einen andern kaum bewegt; wenn du über fürchterliche Schmerzen klagſt, wo ein anderer kaum die Naſe rümpſt; wenn du über alles verzweifelſt, was dich nicht auf der Stelle froh und glück-

Raffe dich auf, ſage ich darum zu jedem Kranken, von dem ich vermuthen kann, er habe einen Willen. Dieſer allein locket jeden Funken von verborgener und gedrückter Kraft hervor. Was durch Heftigkeit nicht gelinget, kommt doch langſam zu Stande, durch einen nur immer fortwirkenden Willen. Sollte man mir auch nicht zugeben, daß Richtigkeit des Urtheils durch Kränklichkeit oft geſtöret wird, ſollte man auch dem Rufe der Tugend nicht mehr Gehör geben, ſollte man durchaus Furcht und Verzagtheit nie überwältigen wollen: O ſo höre man doch, wie ein ſcharfſinniger Kenner der Seele, und alles deſſen was der Menſch kann und iſt, auch hier alles Schwere leicht macht, und uns gewiß nichts räth, als was Er ſelbſt bey ſeinem äuſſerſt kränklichen Körper, und einer oft ganz niedergedrückten Seele, that und vollbrachte.

Dieſer Weltweiſe, Herr Garve, nimmt alles, was man hier noch einwenden könnte, hinweg; und ſagt äuſ-

glücklich macht; wenn dich Trug und Phantaſie in einem fort peinigen und quälen; wenn du dich nur darum unglücklich findeſt, weil dir das Glück nicht von ſelbſt entgegen läuft; wenn du gegen alles murreſt, weil du nie weißt was du willſt; wenn du immer von einem Wunſche in den andern verfällſt, und von einer traurigen Leidenſchaft in die andere; wenn du alles fürchteſt und nichts genieſſeſt: ſo taugſt du nicht in die Geſellſchaft der Menſchen; und wirſt du in der Einſamkeit nicht geheilet,

äuſſerſt wahr, treffend, und lehrreich, was ich auch ſelbſt ſo oft ſah und erfuhr: „Dem einen gelingt „nichts, was er nicht mit lebhafter ſchneller Kraftäuſſerung anfängt, was er nicht mit einem gewiſſen Ungeſtüm gleichſam mit ſich fortreißt; ein anderer hingegen muß ſich, ſo zu ſagen, in jede Sache „hineinſchmeicheln. Jede lebhafte Aufwallung benebelt ihn; jeder zu hitziger Angriff einer Sache macht „ihn gleich ſtumpf. Ein langſam in einem fortgehender Zug hingegen, eine ſanft anfangende und „nach und nach ſteigende Anſtrengung der Kraft, „bringt ſeine Fibern in das rechte Spiel. Hier iſt „alſo Pflicht was für jeden das Zuträglichſte iſt. Der „darf, der muß in ſeine Unternehmungen eine gewiſſe Heftigkeit bringen, welcher ohne dieſelbe ſchläfrig und unthätig wäre. Der muß mit Sanftheit „und Gelaſſenheit zu Werke gehen, der ſeine verborgene Kraft, dadurch am beſten hervorlocket.“

let, ſo findet ſich gewiß für dich kein Rettungsmittel in der Welt.

Niedergeſchlagenheit der Seele, und ſchreckliche Aengſtlichkeit, foltert freylich auch ſonſt ſehr vernünftige, fromme, und gute Menſchen, gerade gegen ihre Grundſätze, aber nicht ganz ohne ihre Verſchuldung. Wenn ſie alſo bey ſolchen Menſchen Niedergeſchlagenheit gar zu oft auf kindiſche Beſorgniſſe gründet, wenn ſie geneigt ſind über jede nichtswürdige Unbehaglichkeit, und jeden äuſſerſt unbedeutenden Mangel in ihrer Geſundheit unbändig ſich und andere zu quälen, wenn ſie immer bey dem Arzte ſuchen was man nirgends findet als im geſunden Menſchenverſtande, wenn ſie ihrer Phantaſie nicht mit Gewalt den Zaum anlegen, wenn ſie groſſe Leiden und groſſes Unglück mit Gedult getragen haben, und ſich doch durchaus nicht gewöhnen können und wollen an die allerkleinſten Nadelſtiche und die unerheblichſten Ungemächlichkeiten im menſchlichen Leben, an eine kleine Blähung im Unterleibe, an das geringſte Prickeln im Maſtdarm, dann iſt ſolche Niedergeſchlagenheit ihre eigene Schuld; und wer durch eine kleine Wendung ſeiner Imagination, ruhig vor einem Cano-

nen-

nenfeuer ſtünde, erlieget alsdann, wenn er glaubt man ſchieſſe nach ihm mit Erbſen.

Alle dieſe nöthigen Eigenſchaften der Seele, Steifſinn, Entſchloſſenheit, und Stoiſche Härte des Charakters, erwirbt man gewiß viel leichter im Umgange mit ſich ſelbſt, als im Menſchengewühle, wo immer hunderttauſend Bedenklichkeiten an uns necken und zupfen, wo Pflichtswahn, Courmacherey und Menſchenfurcht alle Energie erſäufen, wo alles ſich verbindet gegen jede Art von Stärke, und wo darum die kleinſten Seelen immer regſamer und thätiger ſind, immer mehr Achtung, Gehör und Beyfall finden, als die größten.

Einſamkeit ſtärket uns deſto mehr in Leiden und Trübſalen, weil alle Schattenbilder und aller Tand, wodurch die Seele von ſich ſelbſt abgezogen und in der Eitelkeit herumgeworfen wird, in der Einſamkeit verſchwinden. Wir entſagen da ſchon ſo manchem Genuſſe, wir ſind da ſchon ſo ſehr gewohnt weniger zu bedürfen, wir haben da vielleicht ſchon ſolche Fortſchritte in der Kenntniß unſer ſelbſt gemacht, daß es uns weit weniger befremdet, wenn Gott durch Leiden uns demüthiget, unſern ſtolzen eitelen Sinn bezwingt, die Heftigkeit unſerer Lei-

den-

denſchaften bändigt, und uns zum lebendigen Gefühle unſerer Schwachheit und Nichtigkeit bringet. Wie manche wichtige Ueberlegung machen wir da, an die der Weltling nicht denkt, und die der Strom der Eitelkeit in ſeiner zerſtreuten Seele erſticket. Wie viel bekannter werden wir da mit dem menſchlichen Zuſtande, durch jeden ſchärfern Blick in uns ſelbſt, und in Alles was geſchieht. Ach wie vieles erſcheint uns im Stillen in einem andern Lichte, wie mancher tugendhaftern Empfindung öfnet ſich das Herz, wie lernen wir uns ſchämen vor uns ſelbſt, und wie werden wir dadurch aufgewecket zu gröſſerer Beſonnenheit, kräftigern Entſchlüſſen, und beſſerm Verhalten.

Betrübte die den Tod einer geliebten Perſon beweinen, haben das nützliche Verlangen ſich abzuſondern von den Menſchen, und doch arbeitet man demſelben von allen Seiten entgegen. Man will nicht, daß man Traurigen von ihrem Verluſt ſpreche. Lieber umgiebt man ſie mit einem Schwarm gleichgültiger und eiskalter Alltagsgeſichter, die ſich einbilden, man müſſe Traurigen nur Viſiten machen, und ſie vom Morgen bis in die Nacht mit nichts unterhalten, als mit Stadtneuigkeiten; ihre Traurigkeit

rigkeit werde ſich dann ſchon geben, denn jeder Schnack ſey Balſam in die Wunden eines Betrübten.

Laßt mich alleine, dachte ich tauſendmal, als ich in weniger als zwey Jahren nach meiner Ankunft in Deutſchland, die innigſt geliebte Gefehrtinn meines Lebens verlohr. Immer umſchwebte mich die abgeſchiedene Seele, und das ſüſſe Andenken von allem was ſie mir war, und der Schrecken über alles was ſie für mich in dieſem fremden Lande litt. In Abgründe qualvoller Zweifel warf mich die felſenfeſte Ueberzeugung ihrer Reinheit und Unſchuld vor Gott, und ihres ſanften Sinnes für alle Menſchen; und dann dieſes Ende eines ſolchen Lebens! (*) Todesmarter umgab ſie, fünf Monate hindurch in jeder Stunde! (**) Ich las einſt vor ihrem

(*) Noch erinnere ich mir, mit innigſtem Danke, wie mich Lavater aus dieſem Abgrunde, durch ein einziges Wort gerettet hat, das ich nie vergeſſe, und bey dem ich ſtehen blieb, ohne weiter zu grübeln, weil es ſo troſtvoll für mich war. Wie der kleine Schmerz eines Lanzettenſtichs bey einer Aderläſſe, ſchrieb Er mir, zu der darauf folgenden Befreyung von einer groſſen Krankheit ſich verhält, ſo verhält ſich alles überſtandene Leiden dieſer Zeit, zu der darauf folgenden Freude in der Ewigkeit.

(**) Vom Februar bis in den Junius 1770.

ihrem Bette Rammlers Tod Jeſu; Sie ſah mit mir in das Buch, und wies ſprachlos auf folgende Worte: mein Odem iſt ſchwach, mein Leben iſt abgekürzet, meine Seele iſt voll Jammers, mein Leben iſt nahe bey der Hölle! Ach, wenn ich mir dieß alles erinnere, und dazu die Unmöglichkeit die Welt in jener trüben Zeit zu fliehen, da ich noch ein Sklave war von jedem, der mich dazu machen wollte; da ich ſelbſt den Tod in meinen Eingeweiden trug; da ich nicht mehr Kraft hatte, als ein Wurm, indeß ein fürchterlicher Gewaltshaufen von Vornehmen und vom Mittelſtande, und zumal vom ſchönen Geſchlechte, mit der unerhörteſten Hitze und Parteyſucht, mir täglich auf dem Nacken lag, und täglich gegen mich ſchrie. Ach, wenn ich mir dieß alles erinnere, und wie ich zermalmet war durch Schmerzen, und wie mir das Herz von allen Seiten blutete, ſo verſtehe, ich wenigſtens, mit welchem Gefüle man, in ſolcher Noth, ausrufen kann: laßt mich alleine!

Alleineſeyn, weit weg vom Menſchengewühle, weit weg von allen Geſchäften mit Menſchen, iſt der erſte und letzte Wunſch des Herzens, wenn man das Unglück hat, oft unter Menſchen zu kommen, die ſolches Leiden nie gewahr werden, und keine

Marter begreiſen, die ſie mit Augen nicht ſehen, und unter der ſie mit ihren Ohren nicht ſchreyen hören.

Alleineſeyn, weit weg vom Menſchengewühle, lebendig begraben in irgend eine öde und wilde Gegend, ach, dieß wäre Troſt, in allen Leiden die das Herz nicht erträgt. Wenn ewige Trennung von geliebten lebenden Freunden, eben ſo ſchmerzhaft und ſchrecklich iſt, als Abſchied aus des Todes kalter Hand, denn lindert nichts ſolche Marter, als Einſamkeit. Zittert dein Herz, glaubſt du, die Erde verſinke unter deinen Füſſen, bey der ſo ſchauerigt und ſchnell, und immer näher kommenden Trennungsſtunde von Freunden, die dir in vielen Jahren deines Lebens einzig alles waren, die du in keiner Minute deines Daſeyns vergiſſeſt, nach deren Verluſt dir vor aller Weltzerſtreuung ekelt, und immer ekeln wird, ach ſo kann dir auch nichts mehr helfen, als Alleineſeyn. Aber nur geſchäftiges, abſichtvolles, und von Gedanken zu Gedanken fortſchreitendes Alleineſeyn, lindert die Todesangſt, die uns bey dem Gedanken dieſer Trennung umgiebt, den Schmerz der itzt an unſerm armen Leben nagt, durch alle unſere Eingeweide wühlet, und durch alle unſere Geſichtszüge ſpricht.

Ach es giebt ſo viele Fälle von Leiden und Traurigkeit, die die Welt nicht ſieht, die man mit eigenen Kräften tragen muß, und die man nirgends erträgt, als fern von der Welt, und alleine.

Wenn du in einem Lande, wo du ſchüchtern ankamſt, wo dir Alles ſo fremd war, wo dich jeder Blick niederſchlug, wo dich Unglück von allen Seiten traf, wo dich in jeder Stunde Verzweifelung umgab; wo dir verſchiedene Jahre hindurch, bey jeder Beugung deines Körpers, und ſo oft du ſitzend nur einen Brief ſchriebſt, der Tod unter grauſamen Schmerzen drohte; wo man dich faſt gar nicht verſtand; wo keiner, der deine Leiden nicht kannte, dich verſtehen konnte; wo man dir aus fanatiſcher Parteylichkeit alle deine Wege mit Diſteln und Dornen beſtreute; wo du das liebſte was du in der Welt hatteſt, von deiner Seite weggefoltert ſahſt; wenn du, in dieſem Lande und unter dieſen Umſtänden, eine Hand gefunden hätteſt, die ſich liebreich zu dir ausſtreckte; wenn du dabey eine Stimme gehöret hätteſt, die aus dem Himmel zu kommen ſchien, und die zu dir ſagte: Komm ich will deine Thränen abtrocknen; ich will Muth aus deiner kranken Seele hervorrufen; ich will dich pflegen; ich will die Ver-

traute aller deiner Seelenleiden ſeyn; ich will ſie alle tragen helfen; ich will dich leiten aus deiner Traurigkeit, dort ins Grüne, zum Anſchauen der ſchönen Natur, und zu dem Gotte der auch hier wohlthätig iſt, auch hier über unſer Leben, Roſen ausſtreut; ich will dann, an deinem Arme, zurückgehen in mein Haus, da mit dir leſen, mit dir denken, mit dir empfinden; da mit dir meine Hände zu Gott erheben, wenn du verſchmachteſt; da wenn du ruhig biſt, dir neue Ausſichten zeigen; da jedes Blümchen auffaſſen, das ich auf dem Pfade deines Lebens finde; da dir jede freundſchaftliche Seele nennen, die mit Liebe an dich denkt, mit Achtung und Vertrauen von dir ſpricht; da dir beweiſen, daß die Menſchen um dich her nicht ſo böſe ſind, als du glaubſt, vielleicht gar nicht böſe, dich nur nicht kennen; ich will dir alle häusliche Sorgen abnehmen; ich will alles für dich thun was dich erleichtert, und was dir Freude macht; ich will dir alle Segnungen des Friedens und der Ruhe zeigen; ich will an der Verbeſſerung aller deiner Fehler arbeiten, du ſollſt dafür auch meine Fehler beſſern; du ſollſt meinen Geiſt ausbilden, und mir alle deine Kenntniſſe mittheilen; du ſollſt mein Leben, meines Gatten und meiner Kinder Leben, retten durch Gott

 und

und deine Kunſt; uud dann wollen wir zuſammen unſern Nächſten lieben, zuſammen Hülfsbedürftigen helfen, zuſammen Leidende tröſten. Und wäre nun dieß alles geſchehen ſehr viele Jahre hindurch; hätteſt du täglich allen dieſen Troſt genoſſen unter den drückendeſten traurigſten Umſtänden deines Lebens, in jeder Noth, und in jedem Leiden; hätteſt du itzt, da deine Haare grau ſind, deine Todesfurcht immer durch den Gedanken überwunden, ich werde in dieſen lieben Armen ſterben; und nun hätte dieſe heroiſche Seele aus den edelſten Grundſätzen von Mitleiden und Erbarmung, ſich weggeriſſen für die ganze Zeit ihres Lebens, aus den Armen aller die ſie verſtanden und liebten, und wo jeder für den Verluſt einer ſo thätigen und geſchäftigen Freundſchaft klaget und weint; und ſie gienge fort, muthig weil Gott ſie heißt, an einen Ort an den ſie nie ohne Zittern und Grauen dachte: was bliebe dir dann, wenn Sie weg wäre; wohin flöheſt du Verlaſſener? In die Einſamkeit, um da gegen dein Unglück zu kämpfen, und deine Schickſale tragen zu lernen mit Muth.

Labſal iſt nirgends als in der Einſamkeit, für ein Herz das noch nicht weiß wo ſich anſchlingen,

wie

wie ſich mittheilen, und ſich durch die Scheidewand des Schickſals weggeriſſen ſieht von dem Herzen das ihm ſo milde entgegen gekommen, und es aus der Ferne noch ſo milde begleitet. Alleineſeyn muß jeder Betrübte lernen. Einſamkeit iſt auch dann, noch dein letzter und einziger Troſt, wenn du unter der Folter der Abſchiedsſtunde rufeſt: bey allem was ich etwa Gutes gethan, hoffte ich niemand zu gefallen als dir; bey allem was mir Gutes geſchah, freute mich nur deine Freude.

Fälle von Schmerz und Traurigkeit giebt es alſo, die nichts lindert als Einſamkeit und Menſchenflucht. Eben darum iſt es auch melankoliſchen Menſchen öfters gut, daß ſie alleine bleiben; weil ſie, wie man ſehen wird, auf unzähligen Wegen Troſt finden können in der Einſamkeit, und reiche Hülfsquellen für ihren Geiſt und für ihr Herz.

Kranke und Geſunde, Glückliche und Unglückliche, Hohe und Niedrige, alle Menſchen ohne Ausnahme, finden zumal unendliche Vortheile in einer öftern religiöſen Entfernung von der Welt. Ach nicht in den Häuſern der Freude, nicht in den Sälen dort wo jeder die Schale des Leichtſinns rein austrinket, nicht auf jenen Gelagen grober Luſtig-

keit, nicht auf euren glänzenden Aſſembleen und an euren prunkvollen Tafeln, wird man mit jenen zärtlichen und ſtillerhabenen Gefühlen bekannt, die jede ſinnliche Begierde zähmen, den Genuß von allen Gütern dieſer Welt veredeln, die Anhänglichkeit an alle mäſſigen, jeden gegenwärtigen Augenblick durch ſeinen Zuſammenhang mit einem künftigen wichtig machen, und alſo doch wohl fähig ſind, unmäſſige Weltluſt aus einem Leben zu verbannen, das dahinfährt wie ein Schatten.

Näher und inniger ſehen wir in der Einſamkeit, das Auge, das uns alle ſieht. Allgegenwärtig wirket da, wo alles umher ſchweigt, dieſer hohe Gedanke, dieſes ſüſſe, und reine, und ſeligſte Gefühl, daß Gott uns ſieht, umgiebt, über uns herrſchet, und alles um uns her lenket durch ſeine Macht, und Güte. Ueberall erblicken wir Gott in der Einſamkeit. Nicht mehr unter ſinnlichem Geräuſche verſunken, mit gereinigten Neigungen, mit geiſtiger Freude, denken wir da ernſthafter und lebhafter, zutraulicher und freyer an unſere höchſte Glückſeligkeit, und fülen ſie, indem wir daran denken. In ſolcher heiligen Stille verſchwinden alle unedlen Gedanken, alle niedrigen Angelegenheiten und Sorgen.

Ein=

Einſamkeit hat uns Gott genähert, wenn ſie nicht nur alle menſchlichen und zärtlichen Gefühle, ſondern auch alle ſo ſchnell vorübergehenden Anwandlungen des ſo heilſamen Mistrauens zu uns ſelbſt, in uns feſthält, da ſie ſich in der Welt ſo leicht und bald verwiſchen. Wenn ich vor dem Bette eines Sterbenden geſehen habe, wie das arme Leben ſich ſträubet gegen ſeine Vernichtung, und welche Folter doch jeder dem Tode abgewonnener Augenblick iſt; wie die kalten Hände zitternd ſich ausſtreckten zum letzten zärtlichſten Dank; wenn alle Kräfte meiner Seele ſchwanden; als ich das Wimmern hörte, und die abgebrochenen Worte unter Herzſtößen; als die in Mitleid verſunkenen Blicke aller Umſtehenden meine Gebeine zermalmten, und ich ſprachlos abſeite gieng, um meine Thränen auszuſtrömen über das Loos der Menſchheit, und meine Ohnmacht, da ich ſo feurig, ſo zärtlich, ſo innig wünſchte, daß ich doch helfen könnte! Ach wenn ich mit dieſen Trauerbildern im Herzen, in meiner Kammer mich niederwerfe vor Gott, wie ſchwindet da alle Zuverſicht auf das Leben, alles Vertrauen auf eitele Kunſt, jede Hofnung womit Menſchen ſich tröſten! Nie ſtehe ich auch darum des Morgens aus meinem Bette auf,

ohne zu denken, es iſt doch ein Wunder Gottes daß ich lebe. Nie zähle ich meine Jahre, ohne mit dem feurigſten Danke auszurufen, wie unerwartet weit hat mich Gott gebracht; wie unbegreiflich hat er mich geführet durch Meere voll Gefahren. Und was bleibt mir itzt übrig, als zu verſtummen, und anzubeten, wenn ich noch jeden Augenblick meine Schwäche fühle, und dann doch den Kraftvollen vor mir hingeraffet ſehe, der vor wenig Tagen keine Gefahr kennen wollte, und ſich vielleicht auf einen unabſehbaren Zeitraum hinaus geſichert hielt gegen die Allgewalt des Todes.

Wie können wir weiſe werden, und allen dieſen Klippen entgehen, als wenn wir fleiſſig von dem alles Gute verwiſchenden Weltleben zu uns ſelbſt zurückkehren. Erſt da können wir recht überdenken, was wir täglich hören und ſehen, und was wir doch nie mit dauerhaftem Nutzen ins Herz faſſen, wenn wir nicht unſere Gedanken darüber im Stillen ſammeln.

Weiſe wird man nicht durch das Treibjagen nach immerwährender Beluſtigung, durch das gedankenloſe Herumflattern von einer leichtſinnigen Geſellſchaft zur andern, durch das beſtändige Reden und

Fliſtern über Kleinigkeiten, und durch alles Nichtsthun bey ſo vieler Geſchäftigkeit. Wer überhaupt weiſe werden will, ſagt ein groſſer Weiſer, der muß auf eine gehörige Art einſam zu ſeyn wiſſen. Jene ununterbrochenen Zerſtreuungen der Sinne, zerdrücken jeden guten Gedanken. Man wird in dieſem Taumel kaum ſeiner Vernunft mächtig; ihre Stimme wird gar nicht gehöret, ihre Kraft wird gar nicht erfahren. Keine Verſuchung wird überwunden, die Fallſtricke jeder Leidenſchaft werden nicht ausgewichen, ſondern geſucht. Nirgends wird Gott mehr vergeſſen, als unter den gewöhnlichen Zerſtreuungen des geſellſchaftlichen Lebens. Unter ſo vielen abgeſchmackten Beſchäftigungen, in dem Gewirre von Thorheit und Tändeley, das alle Leidenſchaften in Bewegung ſetzet, alle Begierden aufwiegelt, in dieſer beſtändigen Trunkenheit, werden alle Verbindungen mit unſerm Schöpfer aufgehoben. Wir entſagen dieſer erſten und einzigen Quelle aller unſerer Glückſeligkeit, allen unſern vernünftigen Fähigkeiten, und denken an unſere Religionspflichten nur flüchtig, gleichgültig, ohne Eindruck und Rührung. Wer hingegen durch eine ernſthafte Einkehr in ſich ſelbſt, und ſtille Ueberlegung, ſein Herz überall zu Gott erheben kann, wer ſeinen ganzen Wirkungs-

kreis unter den Menſchen, wie das Gewölbe des Himmels, wie die beblümte Erde, wie jeden Berg und jeden Wald, für einen Tempel Gottes hält, wer überall ſein Herz zu dem Urheber und Regierer aller Dinge richtet, immer ſeines allſehenden Auges ſich erinnert, der muß oft in einer heiligen Einſamkeit gelebet haben, und in beharrlichem, innigem, und feurigem Gebet.

So kann Einſamkeit die größten Hinderniſſe zur Frömmigkeit bezwingen, wenn man auf dieſelbe täglich auch nur ſo viel Zeit anwenden will, als etwa zum Schmucke ſeines Körpers, und auf die lieben Karten. Jede Stunde von ruhiger Sammlung des Gemüths, und ernſthafter Einkehr in ſich ſelbſt, giebt unſerm Geiſte mehr Feſtigkeit und Stärke, mehr Widerwillen gegen übermäſſige Verwicklungen mit Menſchen, mehr Ekel gegen ihre Einladungen. Man kann gut geſinnet ſeyn gegen alle Menſchen, gerne jedem beyſtehen in ſeiner Noth, gerne jedem Gutes thun wo man es in ſeinem Vermögen hat, und doch ihre Feſte und Gelage fliehen, und doch keine Freude haben an ihrem flatterhaften Leben.

Geräuſchvolle Tugenden, Handlungen von ausgebreitetem Nutzen und hoher Wohlthätigkeit, können

nen wenige ausüben. Aber zu wie mancher ſtillen Tugend hat jeder Menſch, in jedem Tage ſeines Lebens, wenn er auch nicht aus ſeiner Kammer kommt, Veranlaſſung und Ruf. Wer thätig in ſeinem Hauſe iſt, kann das ganze Jahr hindurch zu Hauſe ſeyn, und jeden Tag dieſes Jahres die Glückſeligkeit anderer Menſchen befördern, ihre Klagen anhören, ihren Jammer erleichtern, rund um ſich her und in ſehr groſſer Ausbreitung, Gutes thun, wenn es auch die Welt nicht ſieht, und nicht weiß.

Ein ſteter Ruf zur Einſamkeit iſt zuweilen ein früher Ruf zu Gott. Wir denken erſt alsdann aufrichtig, redlich, und wahrhaft, von uns und über uns ſelbſt, und über alles was wir ſeyn ſollten und nicht ſind, in jener namenloſen unbeſtimmten Melankolie, die viele Menſchen in der erſten Jugend befällt, die aber auch beſtimmt und darum noch kräftiger, in reifern Jahren, die Seele wecket. In jenen Stunden da vielleicht durch eine Veränderung im Körper die Seele eine neue Richtung nimmt, das Gewiſſen aufwacht und mit allen Drohungen Gottes ſpricht, werfen wir uns am eifrigſten und feurigſten nieder vor Gott. Melankolie iſt die Schule der Demuth, und Selbſtverachtung

die

die erſte Stufe zur Selbſtkenntniß. In den einſamſten, traurigſten Stunden einer aufrichtigen Selbſtprüfung, verſchwindet jede Sophiſterey unſerer Leidenſchaften. Gehen wir alsdann auch zu weit, werden wir zu ängſtlich, verfallen wir auf übertriebene Grundſätze, ach ſo wird doch dieſes nur zu bald und nur zu leicht verwiſchet. Aber auch dieſer Fehler wäre ein Glück, in Vergleichung mit der entgegengeſetzten alles Gute vernichtenden Sorgloſigkeit. Tiefe Betrübniß über ſich ſelbſt, verwandelt ſich dann doch beym Lichte eines vernünftigen Glaubens in ſelige Ruhe; und am Ende ſteht höchſt vermuthlich der ſchwärmeriſche Selbſtbeobachter bey Gott doch weit über dem witzigen Kopfe, der ſein Tagebuch verlachet.

Selbſtbeobachtung iſt ſo ſelten, daß jeder Wink zu derſelben uns wichtig und theuer ſeyn muß. Schmerz muß uns wecken. Traurigkeit muß uns abziehen von der Welt, tief und lange müſſen wir getrunken haben aus der Schale der Widerwärtigkeit, wenn Rückkehr in uns ſelbſt uns geläufiger werden ſoll, als Wegwanderung der Gedanken, und beſtändiges Herumirren unter fremden Gegenſtänden. Ruhig und heiter ſagte darum einer der größ-

ten

ten Lehrer der Philoſophie in Deutſchland, Herr Garve, zu dem herrlichen und frommen Religionslehrer Spalding und zu mir (*): ich habe von meiner Krankheit den Vortheil, daß ſie mich zu genauer Beobachtung meiner ſelbſt geleitet hat (**).

Philo-

(*) Den 16. Julius 1781 in Pyrmont.

(**) Herr Garve hat ſeitdem, in ſeinem Werke über den Cicero, dieſen Gedanken in ein gröſſeres Licht geſetzet. Er ſagt: „Die moraliſche Selbſtkenntniß hängt mit „der diätetiſchen ſehr zuſammen. Wer an ſich ſelbſt „zu denken gar nicht gewohnt iſt, kann an ſeinem „Körper und Geiſt weder etwas verbeſſern, noch den „ſchlimmen Folgen zuvorkommen.“

„Wer aber einmal ſeine Augen auf ſich ſelbſt zu „kehren Anlaß bekommt, wird doch ſeinen Körper „noch eher als ſeine Seele gewahr werden; er wird „auf die Unbequemlichkeit einer gehinderten Verdauung, eines ermüdeten Kopfs, eines durch Uebermaaß oder Unachtſamkeit verurſachten Schmerzens noch eher aufmerkſam werden, als auf die moraliſchen Uebel, welche der Mangel gewiſſer Tugenden, oder die Unterlaſſung gewiſſer Pflichten nach „ſich zieht.“

„Und eben weil dieſe beyden Sachen ſo genau „mit einander verbunden ſind, trägt ein kränklicher „Körper zuweilen dazu bey, den Menſchen moraliſch „beſſer zu machen. Er zieht die Achtſamkeit deſſelben von den äuſſern Gegenſtänden ab, die ſonſt ihn „entweder blos zerſtreuen, oder die ihn ganz feſſelten, er giebt ſeinem Verſtande die Richtung über

„ihn

Philoſophie und Religion machen hier ein ſchönes Band. Sie führen uns beyde in uns ſelbſt. Beyde ſagen zwar auch, man könne die Gefahren der Schwärmerey nicht genug fürchten, und nicht fürchterlich genug beſchreiben. Aber wenn das Gute in uns, ohne Convulſionen der Seele nicht bewirket werden kann, ſo wollen wir auch dieſe nicht fürchten. In Tagen der Frölichkeit und des Wegſehens von Gott und Ewigkeit haben wir nicht ſolche Convulſionen. Selbſt die Religion mit ihrer Allmacht, bewirket ſie nicht ſo gut wie phyſiſche Schwachheit, und fürchterlich uns im Bette umherwerfende Melankolie. Aber kommen wir auch dann nicht, auf der Heldenbahn der Tugend ſo weit wie Carl Borromius, verlieret ſich im Gewirre der Welt dieſe Schnellkraft des Gewiſſens, ach ſo gehe doch jeder, ſo oft als es ihm möglich iſt, in die Einſamkeit, und verſinke da vor Gott und ſeinem eigenen Herzen.

In

„ihn ſelbſt nachzudenken; die Urſachen ſeines jetzigen „Zuſtandes zu erforſchen, den künftigen vorauszuſe„hen, und Anſtalten darauf zu machen. Es iſt un„möglich, daß zwiſchen zwey ſo innigſt mit einander „verbundenen Geſellſchaftern, als Leib und Seele, der „erſte unſere ganze Aufmerkſamkeit und Sorge haben „könne, ohne daß auch der andere daran einigen „Theil nehme.“

In den letzten Augenblicken unſers Lebens werden wir doch alle wünſchen, mehr einſam gelebet zu haben, mehr mit uns ſelbſt, mehr mit Gott. Umringet ſind wir da, von allen unſern Sünden; und Sünder wurden wir, weil wir die Fallſtricke der Welt nicht genug flohen, nicht genug in der Einſamkeit uns vorbereiteten zur Behütung unſers Herzens unter den Menſchen und in der Welt.

Wiegt man die Denkart eines Einſamen der mit Gott lebt, gegen die Denkart der geiſtloſen Schwindelgeiſter und der ſchalen Köpfchen, die nie an Gott denken, und ihr ganzes Daſeyn zum Genuſſe des heutigen Tages verſchwenden; wiegt man den Geiſt der mit Würde an die Ewigkeit denkt, gegen jenes Dämchen dort, das an nichts denkt, als an die nächſte Redoute; wiegt man gegen alle Aſſembleen, Pikenike, und Bälle, die Worte des Engels in der Offenbarung, der auf der Erde und dem Meere ſtand, und ſeine Hand zum Himmel hub, und bey dem Lebendigen von Ewigkeit zu Ewigkeit ſchwur, es ſoll hinfort keine Zeit mehr ſeyn: o ſo bringet doch wol Sehnſucht nach Einſamkeit und erhabener Ruhe, und das Verlangen an ſich ſelbſt einen Freund eine Geſellſchaft zu haben, hier in

dieſer Zeit mehr wahres Vergnügen, und verſpricht dann auch im Tode und für die Ewigkeit mehr Troſt, als alle Aſſembleen und Bälle.

Ganz anders ſieht man wenigſtens den Menſchen ſterben, der oft mit Gott im Stillen gelebet hat, als den Weltling, der an nichts dachte als an die Befriedigung ſeiner Leidenſchaften und Lüſte. Wie ganz anders endigt ſich ein geräuſchvolles und gedankenloſes Weltleben, wenn es auch nicht mit jedem Laſter beflecket war, als das ſtille Leben der Unſchuld und der Sanftheit.

Weil Exempel mehr rühren als Lehren und Grundſätze, weil Beyſpiele aus unſerer Zeit durch die Neugier eher aufgefaſſet werden als Beyſpiele der längſt vergeſſenen Vorwelt, ſo will ich es wagen, hier die mir aus England mitgetheilte Geſchichte eines vornehmen Weltlings zu erzählen, der ſich vor einigen Jahren in London erſchoſſen hat, und aus der man ſehen wird, daß man auch bey guten Eigenſchaften des Herzens höchſt unglücklich werden kann, wenn man dabey ohne Kopf, und alſo ſo vornehm als möglich, in der Welt lebt.

Herr Damer, älteſter Sohn des Lords Milton, war fünf und dreiſſig Jahre alt, als er ſein Leben

mit den Grundſätzen ſchloß, nach welchen er gelebet hatte. Er war mit der einzigen Tochter des Generals Conway, einer äuſſerſt reichen Erbinn, verheurathet. An Talenten mangelte es ihm nicht, und wären dieſe beſſer benutzet worden, ſo hätte auch vielleicht ſein Tod tiefern Eindruck gemacht; aber die unerhörteſte Liebe zur Verſchwendung, vernichtete alle ſeine übrigens guten Eigenſchaften und Kräfte. Sein Haus, ſeine Wagen und Pferde, ſeine Kleider, übertrafen alles was man in London ſah, durch ihre Pracht und Eleganz. Seine ſehr reichen Einkünfte waren bey weitem nicht hinreichend, dieſe Ausgaben zu beſtreiten; er borgte hundert und zwanzig tauſend Pfund Sterling. Einen ſehr groſſen Theil dieſes Geldes verwendete er auf Freunde, die er in Noth ſah, denn er war ungemein mitleidig. Seine äuſſerſt geübten Gefühle für anderer Noth, erweckten ihm endlich auch das Gefühl ſeiner eigenen. Seine Lage brachte ihn in Verzweifelung. Er gieng alſo in ein berühmtes Hurenhaus, ließ vier Damen von dieſem Gelichter dahin kommen, brachte verſchiedene Stunden mit ihnen zu, dem Scheine nach mit der gröſsten Luſtigkeit. Um Mitternacht bat er die vier Damen, ſie möchten weggehen; und zwey Minuten nachher,

zog er eine geladene Piſtole, die er den ganzen Nachmittag bey ſich getragen hatte, aus der Taſche, und ſchoß ſich todt.

Er hatte ſeinen Abend mit dieſen Damen hingebracht, wie er unzählliche Abende mit unzähllichen Damen dieſer Art hinzubringen pflegte, ohne von ihnen zu verlangen, was ſie ſehr gerne geben. Ihre Converſation, und höchſtens ein Kuß, war alles was er, für ſein Geld, von ihnen wünſchte und bey ihnen ſuchte. Sein Dank für ſolchen Umgang gieng in wahre Freundſchaft über. Eine berühmte Schauſpielerinn, und in London allbeliebte Hure, die ihn, durch ihre Converſation, um vieles Geld gebracht hatte, bat ihn drey Tage vor ſeinem Tode, ihr fünf und zwanzig Pfund Sterling zu ſchicken. Er antwortete ihr, ſo viel Geld habe er nicht, denn ſein Beutel enthalte itzt nicht mehr, als acht oder zehn Guineen, die er ihr ſchickte; aber er gieng ſogleich aus, um den Ueberreſt des verlangten Geldes zu borgen, und ſogleich wurden auch die fünf und zwanzig Pfund der Schauſpielerinn entrichtet. Kurz vor ſeinem Tode hatte dieſer Unglückliche an ſeinen Vater geſchrieben, und ihm ſeine ganze Lage entdecket; in der Nacht da Er ſich todtſchoß kam

der

der gute Lord Milton nach London, um alle Schulden ſeines Sohnes zu bezahlen.

So lebte und ſtarb dieſer Weltmann; und wie verſchieden iſt dagegen der Lebensgang und der Tod der Unſchuld! Man verzeihe es mir daß ich dieß durch die Geſchichte einer jungen Perſon zeige, deren Andenken ich gern erhalten möchte, weil ich mit Wahrheit von ihr ſagen kann, was Petrarcha von ſeiner Laura ſagte: die Welt kannte ſie nicht, ſo lange ſie ſie hatte, und nur denen iſt ſie bekannt, die hier blieben ſie zu beweinen.

Einſamkeit war ihre Welt, und Eingezogenheit ihre Freude. Sie unterwarf ſich mit heiliger Gelaſſenheit jeder Fügung Gottes, und hatte die größte Leidensfähigkeit bey tiefer angebohrner Schwäche. Sanft und gütig, liebreich und doch immer ſtille gepreßt, furchtſam und zurückhaltend, und ſelten anders als durch eine Art von kindlichem Enthuſiaſmus mittheilſam war die weibliche Seele, von der ich hier ſpreche, und die mir durch ihr ſtilles Leiden unter der größten Marter gezeiget hat, welche Kraft die Seele, oft bey der größten Schwäche des Körpers, in der Einſamkeit erwirbt. Alles Gute machte ihr Eindruck; aber ſie war läſſig in allen

ihren Aeuſſerungen, und in allem ihrem Thun, bey wenigen guten Freundinnen ausgenommen, wo Furcht ſie nicht niederhielt. Sie hatte einen aus Naturkräften mir unerklärbaren Heldenmuth zum Dulden und Leiden. Auch ſo oft ſie wollte, einen über die Welt weggehobenen Sinn, und, zu meinem gröſsten Erſtaunen, eine ſelbſtſtändige Erhabenheit, und ein Wegſehen über allen Flitter den die Menſchen ſchätzen und fürchten. Göttlich freudig ſah ich ſie immer, wenn ſie vom heiligen Abendmahl kam. Sie traute Gott ganz, ſich ſelbſt durch eigenen Antrieb, in nichts; und doch alles was ich wollte daß ſie thue, das that ſie. Sie war ein äuſſerſt folgſames Kind, das mich unausſprechlich liebte, und es mir nie ſagte. Ich hätte mein Leben für ſie hingegeben, und ſie das ihrige für mich. Es ward meinem Herzen wohl, wenn ich ihr eine Freude machen konnte. Das höchſte, was ſie zu meiner Freude wagte, war, daß ſie mir etwa eine Roſe brachte; aus ihrer Hand, einen Schatz. Ganz unvermuthet, und ſchrecklich anhaltend, befiel ſie ein ungewöhnlich groſſer Blutſturz aus ihren Lungen, von deſſen tödtlichem Ausgang ich bey ihrer Leibesbeſchaffenheit, in der erſten Stunde gewiß war. Zwölfmal in dieſem Tage ſtürzte ich nieder,

von

von einem krampfhaften und wütenden Schmerz, der mich zu tödten ſchien. Das wußte ſie nicht. Sie wußte auch nicht, daß ich ihren Zuſtand für ſo gefährlich hielt; aber ſie fühlte die Gefahr, und ſagte es mir nie. Sie lächelte wenn ich kam, ſie lächelte wenn ich gieng. Die ganze Krankheit hindurch, unter tief verwickelten erſchrecklichen Leiden, klagte ſie niemals. Auf alle meine Fragen gab ſie mir eine kurze, ſanfte, liebreiche Antwort; aber ſie erzählte nichts. Ihr Körper fiel in Trümmern, unter Blicken der ſüſſeſten Milde, und der innigſten Liebe.

Sie, ach Sie, mein Kind, meine einzige Tochter, ſtarb vor meinem zitternden Antlitz, in ihrem fünf und zwanzigſten Jahre, im neunten Monat ihrer Krankheit. In ihrem Leichnam fand ſich, auſſer den gewöhnlichen Todesurſachen der Schwindſucht in beyden Lungen, die Leber ungewöhnlich groß, der Magen ungewöhnlich klein, und in einen ganz unnatürlich kleinen Klump zuſammengepreßt; und das Gekröſe voll Verhärtungen. Alſo Uebel genug, um die Seele zu binden, zu hemmen, und zu preſſen! Zufälle verſtopfter Eingeweide hatten ſich, von ihrer erſten Jugend an, bey ihr geäuſſert. Eine

beynahe gänzliche Unfähigkeit zum Eſſen, behielt ſie bis in ihren Tod, ſeitdem ſie zärtlich, liebreich, und ohne den allergeringſten Schein einer Abneigung, an meiner Hand, vor einigen Jahren die Schweitz verließ; und einige Wochen nachher, ihre erſte und letzte Liebe, ein ſchöner, blühender, ſanfter, edler Jüngling, ſich dort eine Kugel durch den Kopf ſchoß.

Aus ihren heiterſten Tagen, die ſie ſeitdem in Hannover hatte, wo man ihr ſehr viele Liebe erzeigte, fanden ſich in ihren Papieren die feurigſten von ihrer Hand geſchriebenen Gebete zu Gott, daß ſie ſterben könne, daß ſie bald ſterbe, bald hingenommen werde zu ihrer heiligen Mutter! Es fanden ſich, in eben dieſen Zeiten geſchriebene, erhabene und äuſſerſt rührende Briefe, voll Sehnſucht, nach einer ſchnellen, täglich gewünſchten Vereinigung, an dieſe geliebte Todte! Meines Kindes, meiner geliebten Tochter, letzte, mit namenloſer Agonie ausgeſprochene Worte, waren: Himmelsfreude heute!

Solches Unterrichtes wäre der nicht werth, der ſolche Leiden tragen ſah, in ſolchen Jahren, bey ſolcher Schwäche, und dann mit ſtärkern Anlagen verſinken

ſinken wollte, wo Muth überwindet. Sie, die niemals ausgeſprochene Leiden trug, und überwand; Sie, die ſich hingab und ſchmiegte, unter jede Fügung Gottes, um Himmelsfreude; Sie, die hier ſo unvollkommen und doch ſo groß war, iſt itzt durch Himmelsfreude vollkommen, ewig mittheilſam, ewig thätig. Und wir, die wir noch hier ſind, uns erinnern an unſere geliebten Todten, an alles was ſie uns gelehret haben, auf ihrem Krankenbette, und in den langen und bangen Stunden ihres Todes; wir, die ſo oft hinausſahen nach dieſen Wohnungen des Friedens; wir wollten nicht alles hingeben, alles wagen, alles verſuchen, um Kraft zum Leiden zu finden, und geduldige Unterwürfigkeit, bey jeder ſtillen Einkehr in uns ſelbſt, in jeder einſamen Unterredung mit Gott?

Geliebte Traurige, alles trübt itzt eure Seelen; und doch, ach glaubt es mir, es giebt auch ſüſſe Schmerzen! Dieſe erheben über die Erde, und geben Kraft, die euch itzt unmöglich ſcheint. Heute ſeyd ihr in Abgründe des Leidens und der Schwermuth niedergeworfen; aber es kommt eine Zeit, in der ſich der Traurige in einer ſeligen Mitte ſieht, zwiſchen Erde und Himmel. Dann wird man ru-

 hig.

hig. Dann genieſſet man wahre, erhabene Freude, in der Entfernung vom Menſchenhaufen, und bey dem ſüſſen liebevollen Andenken der Geſtorbenen.

Alleineſeyn iſt freylich nicht für jeden Traurigen gut. Herausarbeiten kann ſich die Seele nicht immer, aus ihrem durch Krankheit niedergeriſſenen, und durch Schmerz, und Wehmuth zermalmten Körper. Aber dann ſegne Gott, unſerer Freunde heilende Hand; und vergelte, auch in der Ewigkeit, die Liebe, die uns beyſtand, und tragen half in ſolchen Leiden! Werden aber Trübſale, durch die beſtändige Richtung nach den geliebten Todten, nicht vergröſſert, zerflieſſen ſie gar in ſüſſe Melankolie; oder giebt es vollends Nerven, die unter ſolchem Drucke nicht erkranken: o ihr Glücklichen mit ſolchen Nerven, ſo ſuchet ländliche Stille, und abgelegene Gärten! Da werdet ihr Himmelsruhe finden, wenn auch die Schatten des Unmuths und der Betrübniß, über euch hängen; da werdet ihr kühner, muthiger, und freyer, über jedes kurze Leiden der Welt hinwegſehen, alleine ſeyn ohne Furcht, und Roſen pflanzen auf Gräber.

Zehntes Capitel.

Vortheile der Einſamkeit für den Geiſt.

Nur freye Seelen wiſſen, wie lieblich es iſt ſich frey zu fühlen. Slaven behagt ihre Knechtſchaft. Wer lange in der Welt herumgeworfen ward, und da erfahren hat, was Welt und Menſchen werth ſind; nun alles unparteyiſch überzählet, und ſein Glück auf dem ſteilen Wege der Tugend in ſich ſelbſt findet, der iſt frey.

Wüſte, dunkel, und rauh, iſt freylich dieſer Weg; aber er führet nach mühſamem Steigen, auf erhabene Ruheplätze, an friedſame Ufer, und in freye Himmelsluft. Einſamkeit gewähret die vollkommenſte Unabhängigkeit, wenn man frühe genug alle ihre Vortheile kennet, und liebt. Jünglingen, unbefangenen Menſchen, ach dieſen einzigen Menſchen denen ich nützlich ſeyn kann, will ich darum hier die Bahn zu ſolcher Glückſeligkeit auszeichnen. Klagen der Unzufriedenheit ſollen ſie nicht in die Einſamkeit führen, aber Gleichgültigkeit

keit für Zerſtreuungsſucht, Ekel gegen Zeitverderb, Mistrauen gegen das leutſelige Zuvorkommen im Hauſe der Freude, und Furcht vor dem ſeidenen Händedruck ſchmeichelnd lockender Verſuchung.

Groſſe Geisteskraft haben viele in der Einſamkeit geübt und erworben. Wie im Sturme eine Ceder ſteht, ſo ſtand mancher Held der Tugend, in ſeiner Höhle. Mancher Heiliger war zwar auch da noch Menſch, und dachte noch wohl an die ſchönen Töchter der Welt. Aber mancher hat auch da gezeiget, daß ein Weiſer, in der rauheſten Einſamkeit, nicht vergeht. Auch noch da hat er die Schatten der Geſtorbenen um ſich; er umfanget mit ſeinen Gedanken, was ſein Auge nicht ſieht, und in der Abſonderung von allem was lebt, ſpricht er da mit Gott alleine.

Groſſes Beginnen und groſſe Kräfte, muß man in keinem Einſiedler verachten. Jeder gutgemeinte und herzhafte Verſuch zu höherer Tugend, jedes Emporſtreben des Geiſtes, jedes heroiſche Unternehmen, reiſſet hin, und rühret. Ein edler kraftvoller Mönch iſt doch auch ein Held. Eine ſchöne Nonne, voll ſanfter Erhabenheit, und ſüſſer aber theuer erkaufter Ruhe der Seele, wirket noch tie-

fer

ſer auf unſer Herz, als jeder andre weibliche Engel. Ach wie oft empfand ich, alle Achtung und alles Wohlwollen, das jeder redliche Mönch verdient, alle Innigkeit der Ehrfurcht, für die Helden in dieſem Stande, für ihre auſſerordentliche Liebe zu Gott, für ihre Selbſtüberwindung, ihr Ausharren, ihre Treu. Wie oft ſchien mir doch ein Kloſter, in dem ich auch nur einige gute Menſchen fand, eine troſtvolle Zuflucht in groſſer Unruhe des Herzens. Nie verkannte ich, auch in der ſchauerichſten Mönchswohnung, die Vortheile einer rauhen und heldenmäſſigen Lebensart zur Beförderung ſtrenger Tugend. Nie vergaß ich, in den Wohnſitzen des Aberglaubens, die Pflicht das redliche Herz vom trüben Verſtande zu ſondern, dieſen zu entſchuldigen, jenes zu lieben. Freundlich und bieder, drückte ich manchem Mönch in ſeiner Celle die Hand; und aus keinem Nonnenkloſter gieng ich weg, ohne eine ſtille Thräne.

Aber da doch Mönchsgeiſt nicht der ächte Geiſt des Chriſtenthums iſt, ſo ſchreibe ich auch nicht über die Vortheile der Einſamkeit für Mönche und Nonnen. Einſamkeit kann zwar auch ihren Geiſt erheben, kann zwar auch ihr Herz beruhigen, wenn

man

man den Wuſt wegräumt der ihre Seelen drückt, und wenn man ihre Gelübde einſchränkt, und ihre Sklaverey erleichtert. Meine Betrachtungen über die Vortheile der Einſamkeit haben jedoch einen gröſſern, und ausgebreitetern Zweck. Das Gute was ich von der Einſamkeit denke, möchte ich der Welt anpaſſen, in der ich lebe, mit der ich in mancherley Verbindungen ſtehe, die am meiſten auf mich wirket, auf die ich auch wol wirken kann, weil es gewiß junge Herzen giebt, in denen ſolche Betrachtungen gedeyen.

Zweymal in ſeinem Leben muß man durchaus einſam ſeyn können. In der Jugend, um unendlich viele wiſſenswürdige Dinge zu lernen, und um da auf einmal eine Denkart zu erwerben, die den Stich halte durchs ganze Leben. Im Alter; um noch einmal den zurückgelegten Weg ſich zu erinnern, und alles zu überdenken was uns begegnet iſt, alle Blumen die wir pflückten, und alle Stürme unſers Schickſals.

Lord Bolingbroke ſagt, es finde ſich in des Kanzler Bacons Werken, keine tiefſinnigere und keine ſchönere Beobachtung als dieſe: wir müſſen uns frühe, für unſer Leben und unſere Handlungen,

recht-

rechtſchaffene, tugendhafte, und erreichbare Endzwecke wählen; und dann ganz unſern Sinn darauf heften, damit die Seele auf einmal, und mit einem Sprunge, zu allen Tugenden ſich wende und ausbilde (*). Bey der Bildung eines moraliſchen Charakters müſſe man nicht verfahren wie der Bildhauer bey einer Statue, der etwa an dem Geſichte meiſſelt, indeß da der übrige Körper ein roher und unbearbeiteter Klotz bleibt; ſondern wie die Natur, die, indem ſie eine Blume, ein Thier, oder irgend eines ihrer Werke hervorbringet, den Grund aller Theile mit einmal ſetzt, und darſtellt (**).

Lieber Jüngling, den die liſtige, gleiſſende, maulſpitzende Weiberwelt, noch nicht aus den Vorpoſten der Zucht getrieben hat, der durch ihren eitelen Müſſiggang noch nicht angeſtecket, durch alle Verfeinerung und Verſtellung verbuhlter Liſt noch nicht aller Luſt und Kraft beraubet iſt etwas Groſſes zu beginnen; der noch gerne bey manchem Frühſtück, bey mancher Aſſemblee, bey manchem Tanze, und bey jedem Petitſouper ihr entwiſcht; Einſamkeit

(*) Ut continuo vertat et efformet ſe animus, una opera, in virtutes omnes.

(**) Elementa partium omnium ſimul parit et producit.

keit iſt deine Welt. Auf deiner Studirſtube möchte ich dich feſthalten, da dich zu groſſen Abſichten erwärmen und ſtärken, da dir den edlen wünſchenswürdigen Stolz geben, mit dem du, nach wohlbenutzter, keck und kühn durchgearbeiteter Jugend, dann auch in männlichem Alter, in Amt und Bedienung, aus Welt und Menſchen nie mehr machen wirſt, als ſie werth ſind.

Du haſt recht, daß du dich herausreiſſeſt aus einer Welt, die zu klein iſt, um dir groſſe Beyſpiele zu geben. Männer mußt du kennen, Griechen, Römer, Engländer, durch die man Alles um ſich her übertreffen lernt. Oder wo haben wir berühmtere Beyſpiele menſchlicher Gröſſe? Wer hatte mehr kriegeriſchen Muth, mehr Kenntniſſe, mehr Liebe für die Wiſſenſchaften, mehr Menſchenverſtand? Glaube aber ja nicht, daß ein Deutſcher deswegen gleich ein Engländer ſey, wenn er ſich die Haare abſchneidet. Schneide du dafür alles weg, was thöricht an dir iſt, und ahme nichts nach, als das Groſſe. Freyheitsliebe, Muth, Einſicht, Geiſtesgröſſe, und Geiſteskraft, ſind das Eigenthümliche eines ächten Engländers, nicht der flache Hut und die halben Stiefeln. Tugend erhebet; eure deut-

ſchen

ſchen Quartiere erheben niemand. Sechszehn Quartiere ſind ein Vortheil, aber kein Verdienſt. Deine Anlagen ſind gewiß gut, weil dir alles das nicht ſchmeckt; denn du weißt ſchon zu wohl, daß der nie groß wird, der immer nur das Kleine ehret. Laß Weiber ihre Ahnen zählen, die vor ſiebenhundert Jahren ſich durch nichts auszeichneten, als daß ſie im Kriege ritten, indem der Bürgersmann gieng. Zähle du, die Ritter deines Geſchlechts, die nicht davon geritten ſind in der Schlacht, keinen Reiſenden beraubt haben auf der Landſtraſſe. Zähle die Ritter deines Geſchlechts, die groſſe Dinge gethan haben, deren Namen glänzen in der Geſchichte Deutſchlands, und genannt werden in den Jahrbüchern fremder Völker; aber denke immer, daß man durch nichts groß iſt, als durch das was man ſelbſt thut.

Zwey Wege haſt du vor dir. Jenen dort, der zwiſchen düftenden Gärten und Luſtwäldern hinleitet, der dir die ſchönſten Ruheplätze anbietet, von mannigfaltigem Grün, und mit Roſen bewachſen. Muſik, Tanz, und Liebe, locken da überall; jenen Weg gehen die meiſten. Wenige trifft man auf dem zweiten Wege an, der holperigt iſt, und ſteil;

man

man kommt nur langſam darauf fort, und fällt oft von den Felſen herab, wenn man glaubt, man ſey ſchon weit. Wilde Ochſen begegnen dir da brüllend; das Geſchrey der Waldeſel hallet durch Berg und Thal; allenthalben umgiebt dich das Gekrächze der Raben, und das Geziſche der Schlangen, und ein ganzes Fliegenvolk, Horniſſen, Weſpen, und Mücken; eine weite ſchwarze Einſamkeit macht dir jede Ausſicht ſchauerlich. Der ſchöne Weg dort, zwiſchen den Gärten, iſt der Weg der Welt; der rauhe Weg hier, iſt der Weg der Ehre. Jener führet mitten in das geſellſchaftliche Leben, in Aemter und Bedienung, bey Hofe und in der Stadt; dieſer immer tiefer in die Einſamkeit. Auf jenem wirſt du, ein ſüſſer allbeliebter Mann, auch wol ein Schurke; auf dieſem wirſt du verhaßt, miskennt, und ein Mann nach meinem Herzen.

Mit Kraft und guten Anlagen wirſt du ein groſſer Mann, wenn du auch alle Jugendfreuden wegbrummſt. Jugendfreuden ſind Arzeney, nicht Speiſe. Allerdings mußt du deinen Körper durch Luft und Bewegung abhärten, alles wagen, und alles thun, damit er jede Geiſtesarbeit aushalte. Aber Geiſtesarbeit unternimmſt du nie mit Eifer,

dieſe Heldenarbeit hältſt du nie aus, ohne einge-wurzelten Haß gegen alle Zeitverſchwendung. Viele groſſe Deutſche die ich kenne, lebten in ihrer Jugend auf Univerſitäten einſam, und ungeſellig. Sie flohen vor dem guten Ton der Univerſitäten, und erhielten ihre Sitten. Durch ihre ſtoiſche Lebensart, durch ihre Enthaltſamkeit, ihre Keuſchheit, und ihren Fleiß, wurden ſie Männer, die itzt Staaten regieren; Schriftſteller, die ſich ihr Leben hindurch gegen alle Vorurtheile ſchlugen; und Philoſophen, die ſchon als Knaben den allgemeinen Leiſten wegwarfen.

Dank ſey der edlen Seele, die geſagt hat: Seht ihr einen Jüngling von tiefem Verſtande ſich von der Welt abziehen, trübſinnig werden, ſchnödd und dürr reden, wenig über ſchlechte Menſchen klagen, aber dieſen bittern Gram eingraben in ſeine Felſen-ſtirn; ſeht ihr ſeinen groſſen Geiſt hervorbrechen nur wie Blitz aus der Nacht, und ſich dann wieder ver-hüllen in langes Stillſchweigen; leſt ihr den na-genden Gram auf ſeinem Geſicht, das Schmachten nach Kraft die ihm genug ſey, ſich mit der ſeinigen vereine; ſeht ihr, daß er Leerheit findet überall, und darum alles anſpeyt, wegwirft, zermalmt; o ſo ſeht ihr eine edle Pflanze, die nur ihres Entwick-

lers wartet. Schonet ſie; heilig ſey ſie euch; und ein Mörder, der ſie zertritt.

Meine Freude und meine Luſt wäre dieſe edle Pflanze. An meinem Herzen würde ich ſie wärmen, ſie mit Liebe pflegen, ſie verbergen vor dem Amtsgeſicht dort, das ſeine Zornſchale ausgieſſet über jeden Jüngling, der mehr Geiſt zeigt, als ein Amtsgeſicht hat. Mit einem Hauch würde ich auch alle das ſüſſe, ungeſalzne, lendenlahme Herrchengeſchmeiß, von meiner ſchönen Pflanze verjagen. Aber den lieben Jüngling, wenn er nicht Offenheit, Schlankheit und Weltmanier zur rechten Zeit annähme, würde ich dann doch zuweilen mit dem Kopfe gegen Felſen anſtoſſen laſſen, und ihn da ruhig fallen ſehen, wo ein Mann von Erfahrung nicht einen Augenblick ſchwanket, wenn er auch nicht alles kann was ein Jüngling will.

Einſamkeit erzeuget dieſe widerharige Sinnesart, aber am Ende wird dann doch durch Weltumgang alles geſichtet und geläutert. Der Menſchenhaß ſolcher Jünglinge, ihre Verachtung, ihr Trotz, veredeln ſich, wenn die Zeit der Reife kommt, in gänzliche Entfernung von aller Menſchenfurcht. Ihre Satyren ſind dann, nur milde gerügter Con-

traſt,

traſt, zwiſchen dem was ſeyn ſollte, und dem was geſchieht. Aus ihrer Schurkenverachtung wird vis d cendi; und nach langem Kampfe endigt Alles in Welterfahrung, und Güte, die nur warnt, und niemals ſchadet.

Es giebt aber auch eine oft verſäumte Wiſſenſchaft des Herzens, mit der man in den Jünglingsjahren ſo frühe als möglich bekannt werden muß, und die dann auch frühe dem Geiſte alle Rauheit benimmt. Dieſe Wiſſenſchaft iſt die Philoſophie, welche Menſchen bildet, ſie mehr durch Liebe gewinnt als durch Lehrſätze, ihre Begriffe durch Geſinnungen erhellet, ſie vor jedem Irthum warnt, zu jeder Tugend treibt, und erwärmet. Dion war in einer niedrigen und ſklaviſchen Hofwelt erzogen, er war an weiche und furchtſame Sitten gewöhnt; und was noch ſchlimmer als alles übrige iſt, an Pracht und Ueberfluß, Reichthum und alle Wollüſte; aber kaum hörte er den Plato reden, kaum hatte er die Philoſophie geſchmecket die zur Tugend führet, ſo entflammte ſich auch für dieſelbe ſein ganzer Geiſt.

Was Plato für den Dion that, das thut manche Mutter für ihren Sohn, oft ohne daß es der Vater

gewahr wird. Philoſophie aus dem Munde einer klugen und mit der Menſchheit bekannten Mutter, fliesſet durch das Herz in den Kopf. Wer geht nicht gerne, auch auf rauhen Wegen, an einer geliebten Hand. Welcher Unterricht auf Erden, überwiegt die holden Lehren einer Frau von erhabener Denkart, tiefem Blicke, liebeathmendem und liebevollem Herzen (*).

Einer ſolchen Frau wünſche ich einen Sohn, der ſich gerne mit ihr in ihrer Kammer verſchliesſet, gerne

(*) Mein verewigter Herzensfreund Iſelin ſagt dieß irgendwo ſo unübertreflich und ſo herzlich, daß auch jeder ſchale Kopf, der mit Verachtung von Mutterſöhnchen ſpricht, die Worte dieſes jedem Menſchenfreunde unvergeßlichen Weiſen mit Rührung leſen wird. „Wir halten es für unſtreitig, ſagt Herr Iſelin, „wenn man die Geſchichte aller Männer genau wüßte, die ſich durch Rechtſchaffenheit und „durch Tugend ausgezeichnet haben, daß man unter „zehnen immer neune finden würde, welche dieſen „Vortheil ihren Müttern ſchuldig wären. Es iſt „noch nicht genug anerkannt, wie wichtig eine unſchuldig und untadelhaft zugebrachte Jugend für „das ganze Leben eines Menſchen iſt; wie faſt alle, „die dieſen Vortheil genoſſen haben, ihn niemand „ſchuldig geweſen ſind, als ihren Müttern; und wie „ſehr überhaupt die Vollkommenheit und das Glück „der Menſchheit ſich auf Weiberverſtand und Weibertugend gründet.“

gerne mit einem Buche in der Taſche Felſen anklimmet um da alleine zu ſeyn, oft ſich und ſeine Bůchſe unter eine Eiche hinwirft, um lieber da nach den groſſen Månnern in ſeinem Plutarch ſich umzuſehen, als nach den Vôgeln im Gebůſche. Alles iſt mit ihm gewonnen, wenn Ruhe im Walde, und Einſamkeit, ſeine Gedanken heben und ſchårfen (*); wenn er dann ſieht, daß es auch ſchon grôſſere Månner in der Welt gegeben hat, und noch giebt, als Bůrgermeiſter und Rath in ſeinem Ståbtchen, oder den ſtiftsmåſſigen Junker dort oben im Dorfe; daß dieſe Månner hôhere Freuden kannten, als die Freuden der Spieltiſche und der Schmauſerey; daß ſie auch in ihren Ruheſtunden gerne einſam waren; daß Einſamkeit und Liebe zur Litteratur und Philoſophie, ihre erſte Jugend ausbildete, und in reifern Jahren noch immer ihre Herzen erwårmte; und daß ſie, in den grôßten Gefahren, dieſer Liebe nicht entſagten, durch die Trůbſinn aus der dunkelſten Hôhle verbannet wird, und Langeweile aus einer Wůſte.

Aber

(*) Mirum eſt, ſagt der jůngere Plinius herrlich, ut animus agitatione motuque corporis excitetur. Iam undique ſilvae et ſolitudo, ipſumque illud ſilentium, quod venationi datur, magna cogitationis incitamenta ſunt.

Aber wenn ein wohlerzogner Jüngling endlich in einer kleinen oder groſſen Stadt ſich häuslich niederläßt, ſo ekelt ihm dann doch vor vielem, und vieles macht ihn unglücklich. Es iſt darum der Mühe werth, daß man ſehe, wie jeder Menſch von feinem und ſcharfem Gefühle, welches Standes er ſeyn mag, in jedem Alter, in jedem Lande, ſich in kleinen und groſſen Städten vor ſchalen Geſellſchaften, und elendem Zeitverderb, durch Einſamkeit rettet.

Kleine Städte haben einen unläugbaren Vorzug vor groſſen Städten, in Abſicht auf Umgang mit ſich ſelbſt. Welchen Gewinn macht man da von Zeit und Muſſe, Freyheit und Ruhe; und wie fliehet ſolches Glück von groſſen Städten, wo unter dem Unkraut das uns jeder zuwirft, jeder Gedanke erſticket. Man genieſſet da ſeine Zeit, und wird nicht den ganzen Morgen im Haufen von Billetten und hundert Vorſchlägen zur Abtödtung des Tages gequälet. Da klagt niemand, daß wenn einer geht der andere kommt. Da muß man nicht des frühen und ſpäten Viſitenwirbels wegen, jeder häuslicher Sorge entſagen, jeder Geiſtesarbeit, und ſelbſt dem milden Beyſammenſeyn mit Freunden ſeiner Wahl. In kleinen Städten kann man ſeinen

Empfin-

Empfindungen und Gedanken nachgehn, und den Gehalt von beyden unterſuchen, eh etwas in That übergeht. In groſſen Städten iſt mehrentheils That der Anfang, und Denken das Ende. In kleinen Städten hebt und bewahret man jeden Eindruck beſſer auf. In groſſen Städten iſt man mit nichts beſchäftiget, als nur immer ſich Vergnügungen zu erſchaffen, die verſchwinden, ſobald man danach greift. Da genieſſet man keine Ruhe, und ſtößt ſie immer von ſich, indem man danach ſeufzt; und iſt immer herumgetrieben durch Anſpruch, Hofnung, Verlangen, Ehrgeitz, Pflicht, Langeweile, Ekel, und ewige Reue über jeden weggeflogenen Augenblick.

Aber in der Todtenſtille kleiner Städte, iſts dann in den Köpfen zwar auch oft, eben ſo wüſt und leer, als auf den Gaſſen. Nicht jeder benutzet da, zu ſeinem Vortheile, die herrliche Zeit, die unbezahlbare, und unglaubliche Muſſe. Wenige retten in dieſen Einſamkeiten ſich durch vernünftiges Einſamſeyn. Erſchreckliche Langeweile haben da zumal Vornehme, welche wähnen, ihre Geſellſchaft ſey allzuvornehm und allzuadelich für bürgerlichen Pöbel. Man müſſe darum ſich zurückziehen, ſich zwingen, und lieber mit hochadelicher Langerweile

ſich quålen, als mit vernůnftigem Unadel ſich ſei-nes Lebens freuen. Gerade das Gegentheil ſollten dieſe Vornehmen thun, wenn ſie des Umganges mit ſich ſelbſt ganz unfåhig ſind; ſie ſollten mit allen guten Menſchen leben, und alle lieben, um von allen geliebet zu ſeyn. Wer doch auch nur einen einzigen guten Gedanken, ein einziges angenehmes Gefůhl erwecket, iſt immer gut genug fůr einen Edelmann, der itzt eben keine Gedanken hat, und gefoltert iſt von Langerweile und ůbler Laune. Leute die allem aufbieten um die Zeit zu tödten, ſollten vor keinem Menſchen die Naſe růmpfen. Edelmann und Bůrger ſollten Hand in Hand ſchla-gen in jeder kleinen Stadt, und da allen großſtåd-tiſchen Thorheiten von Standesunterſchied entſagen. Klůger wåre wenigſtens dieß, als wenn der Bůrger den erbårmlichen Einfall hat, ſich adeln zu laſſen, damit die Edelleute ſeiner kleinen Stadt ihm den Eingang in ihre Aſſembleen nicht verſperren.

Mir deucht die wahre Kunſt zu leben, fůr Per-ſonen vom erſten Range in kleinen Stådten, ſey friedlich und freundlich ſich zu betragen mit jeder-mann; allgemeines Wohlwollen fůr alle zu fůhlen, und zu zeigen; und dann ůbrigens ſo viel Freyheit

und

und ſo viel Muſſe vor ſich zu behalten, als erfordert wird, um allenfalls an einem geiſtloſen Orte den Geiſt nicht aufzugeben.

Es iſt unglaublich wie viel der Geiſt in kleinen Städten durch Einſamkeit gewinnt, wenn uns Ekel gegen langweiligen Umgang in denſelben ergreift. Nirgends wird man ſeines Lebens ſo froh; nirgends werden die ſchönen Tage der Jugend beſſer benutzet; nirgends ſind die Verſuchungen zum Zeitverderb, für verſtändige Köpfe ſo klein; nirgends lernt man beſſer die Gefahren der Einſamkeit kennen und vermeiden. Jede kleine Stadt muß man als ein Kloſter betrachten, wo man, in einer kleinen Geſellſchaft von der Welt entfernter und abgeriſſener Menſchen, auf wenige Ideen eingeſchränket iſt; wo daher alle Leidenſchaften kleiner oder böſer Menſchen fürchterlicher gähren und toben, und wo ſich eine gute Seele nirgends rettet, als unter guten Seelen, oder in ihrer Celle.

Kleine Städte kommen in gewiſſen Hauptzügen alle mit einander überein; durch die Art wie ſie regiert werden, ſind ſie von einander verſchieden. Mehr Tyranney und Seelenſklaverey ſieht man nicht leicht, als in ſolchen kleinen republikaniſchen

Städten; wo nicht nur ein Bürger ſich zum Herrn über ſeine Mitbürger aufwirft, ſondern wo dann auch der Verſtandskreis dieſes kleinen Volksführers der Verſtandskreis des ganzen Städtchens wird, wenn niemand dagegen ſich empöret.

Kleine republikaniſche Städte ſind ſich ſelbſt genug. Um alles Auswärtige bekümmern ſie ſich wenig. Der allmächtige und allgenügſame Volksführer hält ſein Städtchen für das Univerſum. Wie eine immer ſprudelnde und unerſchöpfliche Waſſerquelle, überflieſſet ſein lauter Mund in einem fort, von allem was auf dem Rathhauſe vorgeht. Uebrigens hängt ſeine Seele an nichts, als an Behauptung ſeiner Allgewalt über die ganze Denkart ſeiner Mitbürger, an Familiengeſchichten, an abergläubiſchen Mährchen, am Kornpreiſe, an Zehnten und Bodenzins, an Heuerndte und Weinleſe, und am nächſten Markt. Nach dem lieben Gott iſt ein ſolcher groſſer Mann in einer kleinen Stadt, auch der gröſte Mann in der Welt. Seine Worte ſind Worte die das Herz erhöhen, und die Wangen bleichen. Mancher ehrlicher Bürger kommt nie anders als mit Furcht und Zittern vor eine ſolche Majeſtät, weil er immer denkt, ſie könnte ihn doch bey dem erſten kleinen Rechtshandel gefährden.

Rathsherriſcher Zorn iſt ſchrecklicher in einer kleinen Stadt als der Donner des Himmels; denn dieſer geht bald vorüber, und jener nie. Spricht man mit einem Volksführer, oder eines Volksführers Sohn, in einer ſolchen kleinen naſenlangen Welt von dem Engliſchen Parlement, ſo ſagt Er, der ehrſame kleine und groſſe Rath ſeines Stadtweſens habe völlig eben ſo viel zu bedeuten. Vornehme Rathsherrenweiber, brüſten ſich in ſolchen kleinen Städten, ſehen über die Achſeln, zäumen den Mund zurück, machen Fratzengeſichter, regieren, befehlen, ſchelten, und ſchimpfen alles entzwey. Ihre Gnade oder Ungnade vertheilet durch das ganze Städtchen, Ehre und Schande, Etwasſeyn oder Nichtsſeyn, Glück und Untergang. Wenn ein armer Teufel dort glaubt, die Herren im Rathe haben etwas verſehen, ſo ſagt er nur ſeinen beſten Freunden ins Ohr, das haben die Groſſen der Erde verſehen. Für einen witzigen Kopf, hält man da eines Volksführers Sohn, der euch das Schnupftuch aus der Taſche nimmt ohne daß ihr es merkt, oder euch den Stuhl unter dem Leibe wegrückt wenn ihr ſitzen wollt. Die größte Liebhaberey der Einwohner ſolcher Städte iſt gewöhnlich die Proceßſucht; jeder Advocat iſt für ſie ein Genie. Die Beherrſcher

ihrer

ihrer Denkart rufen den geſunden Menſchenverſtand ins Recht, und von allem was dieſer behauptet, glauben ſie nichts, als was ſich vor Gerichte beweiſen läßt. Sie achten keinen Menſchen, der auf ihrem Rathhauſe keine Achtung hat, und kennen keine andere Ehre und keinen andern Ruhm auf Erden. Etwas uneinig ſind ſie doch zuweilen; denn der Herr Nachbar und die Frau Nachbarinn leben zuſammen bald eben ſo vertraut, und bald eben ſo laut, wie die Katzen im Februar. In der Theologie ſind ſie ſtark, denn ſie halten die größten Heuchlerinnen für Pfeiler der Kirche Gottes, und ein langes ruchloſes Leben wird in ihren Augen durch ein paar auf dem Todtbette ausgeſprochene chriſtliche Sprüchlein vergütet. Wenn einer unter ihnen ſich von ihren Gelagen entfernet, und zu Hauſe mit einiger Ausbreitung denkt und handelt; ſo glauben ſie, er ſitze da und gähne. Sie können nicht begreifen, daß ein Menſch ſtudirt, wenn er kein Geiſtlicher iſt, und in ihrer Sprache hat man kein Wort, das ihre Verachtung für den Menſchen ausdrücken könnte, von dem man ſagt, er ſchreibe ein Buch. Sie wiſſen gar nicht, daß Aberglauben und geſunde Vernunft ſich widerſprechen. Sie halten es für unmöglich Religion zu haben, und doch

dar=

darüber zu lachen, daß ſie groſſes Unglück in banger Furcht erwarten, wenn ein ſchwarzer Hahn ſich ſeines kleinen Stuhlganges vor ihrer Hausthür entledigt, oder ein Rabe über ihr Dach fliegt, oder eine Maus durch ihre Stube läuft. Sie wiſſen nicht, daß man deswegen noch gar kein Freygeiſt iſt, wenn man demüthig zweifelt, ob häufige Flecken in der Wäſche den Tod eines nahen Anverwandten verkündigen, oder wenn man wenig Hochachtung für einen hagern Saufpfaff hat, der allen abergläubiſchen Mährchen der dummſten Jahrhunderte ſeinen ehrwürdigen Beyfall nickt, und daß man wirklich einige Funken von geſundem Menſchenverſtande haben, und doch glauben kann, es gebe keine Hexen. Sie wiſſen nicht, daß man doch in der Welt vielleicht noch zu etwas gut iſt, ob man gleich da, wo ſie den Ton angeben, den Mund nie öfnet; und daß man allenfalls bey wahren Groſſen der Erde, noch einſt ganz gut fortkommen würde, ob man gleich den Groſſen der Erde in ihrem Städtchen misfällt. Sie wiſſen nicht, daß es Menſchen giebt, die nirgends kriechen; und daß nur ſie dieſer elenden Unterwürfigkeit gegen ſauerſehende Mitglieder ihrer höchſten Landesobrigkeit fähig ſind, aber dann auch, wenn ſie aus der Hauptſtadt der Republik wieder

nach

nach Hauſe kommen, vor ihren armen Mitbürgern deſto mehr dicke thun, und für jene tiefe Bücklinge dort, ſich an ihnen hier pauſtbackigt rächen. Sie wiſſen nicht, daß ein rechtſchaffener Mann ſich nur vor Gott, vor den Geſetzen, vor Talenten, vor Verdienſt und Tugend beugt, und dann geruhig lächelt, wenn ihm ein hohes Mitglied ſeiner Landesobrigkeit ein grimmiges Geſicht macht, oder ihm beym Eintritt in ſein Zimmer mit tief in die Stirne gedrücktem Hute bewillkommet, oder in ſeiner Gegenwart einem Prediger nur vom Fenſter herab Audienz giebt, weil dieſe Männer doch gewohnt ſind von ferne zu reden. Sie wiſſen nicht, daß die in kleinen Städten äuſſerſt grauſame Schmähſucht, doch am Ende nur ein Bedürfniß kleiner und leerer Köpfe iſt, die dann freylich in ihres Nachbars Hauſe herum ſchnüffeln, und mit jedem unerheblichen, und nichtsbedeutenden Fehler in ſeiner Wirthſchaft, ſeiner Küche, und ſeinem Hünerſtall ſich befaſſen. Und endlich wiſſen ſie auch nicht, weil ſie ſo vieles nicht wiſſen, daß man kein Vergnügen findet an kleinſtädtiſchen Klatſchereyen und Treibereyen, ſich nicht verweilet bey ſeines Nachbars Hünern und Gänſen, wenn man die Vortheile der Einſamkeit kennt, mit erhitzter Bruſt in den Wiſſen-

ſchaf-

ſchaften fortgeht, und weit über die Pfeile klein-ſtädtiſcher Scheelſucht und armſeliger Verleumdung weggehoben, ſeinen eigenen Gang feſt und unverdroſſen behält (*).

Hartnäckige Einſamkeit iſt das einzige Rettungsmittel in einer ſolchen kleinen Stadt. Das gröſſte Wohlwollen für alle Menſchen, wird da nicht verſtanden, weil man immer glaubt, es habe politiſche Abſichten. Alſo lebe man da lieber ganz unpolitiſch, und kehre mit Ausnahme der Perſonen, die man ehret und liebet, allen übrigen den Rücken.

Nichts

(*) Dieſen Schattenriß kleiner republikaniſcher Städte, verzeihen mir gewiß alle verſtändigen, aufgeklärten, mit der Welt bekannten, und guten Menſchen in ſolchen Städten. Sie werden begreifen, daß das, was ich von dem gröſſern Häuflein und einigen Volksführern aus alter Zeit ſage, gewiß nicht von Allen geſagt iſt, und ganz und gar nicht von der gegenwärtigen Zeit. Eigentlich rede ich hier nur von den übelerzogenen Bäuchen in kleinen Städten, die nichts geleſen haben, nichts verſtehen, und nichts wiſſen, und dann doch Tyrannengewalt ſich erwerben, und alles um ſich her ſo klein machen wollen, als ſie ſelbſt ſind. Auch in ſolchen kleinen Städten kommt endlich die Zeit der Aufklärung, da Abderitheit zertreten wird durch Weltverſtand und Menſchenverſtand, und da nur diejenigen auf Kopf und Herz ihrer Mitbürger am meiſten wirken, die allgemeines Zutrauen verdienen, allgemeine Ehre, und allgemeine Liebe.

Nichts hilft in einer ſolchen kleinen Stadt einem Jüngling auf, der etwa in der Welt noch weiter ſtrebet. Er wird in keiner angeſehenen Geſellſchaft belehret, ermuntert, erwärmt, gekannt, geliebt, gehört, verſtanden. Er iſt ſchon dadurch ein Thor in den Augen aller Abderiten, weil er glaubt, ſein Geiſt wäre getödtet und vernichtet, wenn ſie ihn zum Rathsherrn machten. Sie halten ihn für toll, weil er, anſtatt den Groſſen in ſeiner kleinen Stadt gefallen zu wollen, lieber zu Hauſe lieſt und ſchreibt. Er ſoll leben, ſagen ſie, wie jeder lebt, Theil an jedem Stadtgeſchwätze nehmen, an jedem Proceß, und an jeder Hexen= und Geſpenſtergeſchichte, damit er ſich beliebt mache. Er ſoll den Geiſtesabgang der Demagogen in dieſer kleinen Stadt, allenthalben wo ſie ſich für zehn Stunden an eine reichlich gedeckte Tafel hinpflanzen, mit eben ſo vieler Devotion genieſſen helfen, als die Prieſter des Lama den leiblichen Abgang dieſes Götzen. Auſſerdem ſoll er, in der ganzen Welt, nichts ehren und ſchätzen, nichts für köſtlich halten, und an nichts Geſchmack finden, als an dieſem Geiſtesabgang.

Niedergeworfen, und zerdrücket, iſt darum in ſolchen kleinen Städten, jeder Jüngling, der an

der

der Bruſt der redlichſten, aufgeklärteſten, und freyeſten Menſchen aufgewachſen iſt, Unterricht und Bildung von den gröſsten Männern ſeiner Zeit erhielt, und durch immer fortgeſetzte Correſpondenz mit aufgeklärten Menſchen immer noch erhält. Was verſteht und fühlet man hiervon in einer unaufgeklärten kleinen Stadt! Wie viele Menſchen werden ihm da gewogen bleiben, wenn ſein Verſtand nicht auf beyden Seiten hinkt? Verſtöſst ſich geſunder Wahrheitsſinn, auch bey der gröſsten Sorgſamkeit und dem demüthigſten Verhalten, nie gegen einen brüllenden Abderiten? Und hat Abderitheit da vollends Tyrannengewalt; theilt ſie allein Brodt und Aemter aus; iſt ihr Alles unterworfen, und regiert ſie Alles; giebt, und vernichtet ſie, alle Ehre, alle Achtung, und allen Ruf: o ſo muſs der arme junge Mann, in zahmer Unterwürfigkeit, von zwey Dingen Eins glauben, entweder es gebe Hexen, oder Er ſey ein Eſel! Er darf nie von dem ſprechen, was er ſieht, fühlet, weiſs, und verſteht; aber immer muſs er von dem ſprechen hören, was er nicht wiſſen will. Er darf bey dieſem elenden Geplapper nie gähnen, und er iſt unwiderbringlich verlohren, ſobald er, durch ſein Stillſchweigen, auch nur einen Schatten von Langerweile verräth.

Man verachtet ihn immer, als wäre er ein Mann von Kopf, da er doch immer mit dem größten Anſtand glauben läßt, er ſey ein Idiot (*). Er darf nie die Stirne runzeln in einem ſolchen Fegfeuer. Er, und ſeine Freunde, müſſen ſich, unter ſo vielen Pucklichten, immer ihres graden Rückens ſchämen, auch wenn auf dem Rathhauſe über einen Schweinſtall länger geſprochen wird, als in den größten Staatscabinettern über das Schickſal von Europa; auch wenn man von ihm fodert, daß er vor Gerichte auf einen Rechtshandel, der keine Wandlaus werth iſt, eben ſo aufmerkſam ſey, als wenn er da, im Rathe der Götter ſäße.

Sieht er alſo, daß baurenſtolze Unwiſſenheit und allgenügſame Dummheit, da unendlich mehr gelten, als Verſtand; daß der engſte und dickſte Kopf, da immer der unverſchämteſte Waghals iſt, und daß ſein Gebrülle, allein die Gemüther lenket, und allein entſcheidet; haftet da ein fürchterlicher Trumpf auf allem litterariſchen Ruhme, auf jeder Spur von Aufklärung; hält man da, alle Philoſophie

(*) L'homme eclairé, ſagt Helvetius, avec quelque adreſſe qu'il ſe masque, ne reſſemble jamais ſi exactement à un ſot, qu'un ſot ſe reſſemble à lui-même.

ſophie für Unſinn, und alle Freyheit für Rebellion; gefällt nichts als immer Ja; beſänftiget nichts als unterthänige Unterwürfigkeit; finden da nur Wurmſeelen Achtung, erregen da nur wilde Ochſen und Poltergeiſter Furcht: o ſo flüchtet ſich jeder zu einigem Guten vielleicht in der Welt noch brauchbare Jüngling vors Erſte in die Einſamkeit.

Alles war dürr, kalt, todt, und öde, für den armen Dichter Martial, in ſeiner Vaterſtadt Bilbilis in Spanien. Er hatte vier und dreyſſig Jahre in dem gelehrten und aufgeklärten Rom gelebet, und kam nun frölich und friedſam zurück in das dumme Bilbilis. Die erſchrecklichſte Langeweile drückte ihn da. Er fand wenig Umgang, der ihm Gnüge that, wenig Geſchmack für die ſchönen Wiſſenſchaften, bey ſeinen meiſten Mitbürgern keine Cultur. Immer ſehnte er ſich nach Rom zurück, wo er den allgemeinſten Beyfall gefunden hatte, wo der jüngere Plinius ihn für ſinnreich, ſcharfſichtig, und durchſehend hielt, und in ſeinen Schriften eben ſo viel Aufrichtigkeit fand als Salz und Galle, und von denſelben ſchon ahndete, ſie ſeyen für die Ewigkeit geſchrieben; da hingegen in Bilbilis ſein Ruhm nichts für ihn wirkte, als was man in jeder einge-

ſchränkten Stadt erwarten muß, nemlich nichts als Neid und Verachtung (*).

Ueberhaupt gewinnt der Geiſt, in allen kleinen Städten von jeder Art, doch immer wieder durch Einſamkeit, was er etwa im Umgange verlieret. Wenn ihr auch dumm aus Höflichkeit seyn müßt, und blind mit Augen die ſehen; wenn ihr da auch immer, im Umgange mit ſchnöden Geſichtern, Ideen und Gefühle verhalten müßt; wenn man euch zwinget, immer zu hören, indem ihr immer wünſchet, ihr wäret taub; wenn man euch da an einem Spieltiſche gefangen hält, da es euch viel angenehmer wäre, nackt auf einem Haufen heiſſer Aſche zu ſitzen; wenn Verſtand, den Güte begleitet, ſich immer ſchmiegen muß, vor jedem dummen Stiefel und unter jeden albernen Pantoffel; wenn ihr jeden glücklichen Einfall, jedes treffende Wort, jeden etwas weit hinausſehenden Blick, jede vom hohen Himmel euch zum Beyſtand auf dieſe Unköpfe herabfallende Wahrheit, unterdrücken müßt, wie Hochverrath; wenn ihr die Kunſt zu gefallen und euch Liebe

(*) Accedit his, ſagt Martial in der Vorrede zum zwölften Buche ſeiner Epigrammen, municipalium rubigo dentium, et judicii loco livor — adverſus quod difficile eſt habere quotidie bonum ſtomachum.

Liebe zu erwerben verſchwenden müßt, bey Leuten, die keinen Sinn für euch haben; wenn ſie alle eure Gefühle erwürgen; wenn euch im Umgange nichts übrig bleibt als alle Kraft eurer Seele wegzuwerfen; wenn Impotenz des Verſtandes ſich immer an euch reiben will, und immer groſſe Dinge zu verrichten glaubt, indem ſie nichts verrichtet; wenn ihr überleget, daß aller Geiſt und alles Leben unter ſolcher Todeskälte ſich verbirgt, wie Feuer im Kieſel auf den leider kein Stahl ſchlägt; wenn ihr da oft viele Jahre ſchmachtet, ohne einen Funken von euch zu geben, den nur Gelegenheit und ein glücklicher Augenblick hervorruft: ach ſo müßt ihr alle Feſte und Gelage eurer kleinen Stadt fliehen, und Freyheit ſuchen, und mit euch ſelbſt leben, hier auf eurer Stube, oder dort im Walde.

Da fällt die Decke von eurem Geiſte weg. Jede Ausſicht erheitert ſich. Alles Schwere wird leicht. Da zanket ihr nicht mehr mit dem Unglück; ihr rufet alles hervor um es zu mildern. Da rechtet ihr nicht mit der Fürſehung. Da überleget ihr, mit heiterer, nachdenkender, und prüfender Seele, den Gewinn den Einſamkeit giebt. Da erſt wird das frohe Herz duldſam. Alles thut ihr dann um Liebe. Eure Galle lachet ihr weg. Alles wirket

frölich auf euch, die Sonne die dort hinter den roſenfarbenen Gipfeln der Schneegebirge niedergeht, die Vögel die zur Ruhe eilen, der ruffende Hahn, und die ſtampfenden Pferde. Jedes leere Alltagsgeſicht iſt euch dann willkommen, und ihr verſöhnet euch mit der ganzen kleinen Stadt, wenn ſie euch nur jeden Tag lange genug alleine läßt.

Freyheitsliebe allein erhebet und rettet alſo, in kleinen wie in groſſen Städten, den Geiſt. Geiſtesfreyheit findet man allenthalben in der Einſamkeit. Sie allein ſpannet den Verſtand wieder an, wenn er auch ſonſt überall im Umgange erſchlaffet und vergeht. Der Abderite ſetzt ſich zur Tafel, oder pflanzt ſich an ſeinen Spieltiſch, und iſt glücklich; denn mit etwas ſtumpfen Sinnen hat man in kleinen Städten nie den Aerger, der in denſelben jeden Menſchen von feinem und ſcharfem Gefühle ſo gewaltig in die Einſamkeit zieht. Aber wer auch jene Gefühle hat, und nur die Freyheit benutzet und genieſſet, die jede kleine Stadt giebt, der empfindet jeden Tag neuen Antrieb zur Tugend, und neuen Durſt nach Wiſſenſchaft, auf der Flucht vor trübſeliger Zeitvernichtung, und ewigem Einerley. Edle Ruhmbegier erfüllet auf dieſer Flucht den Jüngling, und den Mann; und Gefühl aller Kräfte ihrer

Seele

Seele die Frau, wenn ſie auch ſieht und erfährt, daß man in kleinen Städten über tauſend Dinge, von dummen Geſichtern misverſtanden, verhöhnet, und ausgelacht wird, über die man aus Ekel, Erſtaunen, und allzulebhaftem Wahrheitsgefühl, nicht ſprechen kann und mag.

Aus der groſſen Welt hat man noch weit gröſſere Urſache ſich in die Einſamkeit zu flüchten, als aus kleinen Städten. Die Irthümer und Fehler der groſſen Welt, ſind weit mehr anſteckend, als die Irthümer und Fehler des kleinen bürgerlichen Lebens. Wie leicht erſticket jeder groſſe Gedanke und jede Tugend, da, wo man Licht und Wahrheit haſſet, wo man groſſe Seelen fürchtet, und die Tugend als ein unbequemes Joch vom Halſe wirft. Wie viel Flachheit entſtehet bey allen Menſchen die ſich abſondern von allen Menſchen die ſie aufklären könnten. Wie verlieret ſich alles Emporſtreben der Seele zu irgend einem groſſen Zwecke, alle Kraft des Geiſtes und des Herzens, wenn der Edelmann an nichts Geſchmack und Vergnügen findet, als an Aſſembleen ſans oeuvre melée (*).

In

(*) Eine Aſſemblee ſans oeuvre melée heiſſet in der deutſchen Adelsſprache eine Aſſemblee von uraltem, ächtem, fleckenloſem, und ſtiftsmäſſigem Adel, mit

In jedem Lande hält man die ſogenannte groſſe Welt für die einzige gute Geſellſchaft. Aber leider iſt die vornehme Welt nicht immer die beſte Welt, ſo ſchlecht und elend es auch in den niedrigern Claſſen ausſehen mag. Haſt du ſechszehn Quartiere, ſo iſt dein Werth ausgemacht und entſchieden in Deutſchland, wenn du auch ſonſt übrigens ein ſehr armer Tropf biſt. Alle Höfe und alle Tafeln der Fürſten ſtehen dir offen, und beynahe allenthalben, wo es auf Verdienſt nicht ankommt, verdrängſt du jeden Mann von Verdienſt. Aber was du dann als Menſch werth biſt, mein gnädiger Herr, das erfährſt du in den Geſellſchaften, wo Verſtand und Vernunft den Menſchen adeln. Prüfe aber auch, wenn du etwa einen Augenblick in der Antichamber alleine biſt, und nun eben niemand wegzujagen haſt, der dem Fürſten und der Fürſtinn beſſer gefallen könnte als du, die Vorzüge, von denen du glaubſt, daß ſie ſo himmelhoch und ſeit der Erſchaffung der Welt (*) dich über andere Menſchen erheben?

der ſich nichts Unächtes vermiſchet, und die kein Adel von zweifelhafter Reinheit, und am allerwenigſten geſtern gekaufter Adel beflecket.

(*) Hochadeliche Perſonen irren ſich zuweilen in der Zeitrechnung. Eine junge, ſehr muntere, und ſehr lebhafte

ſehen? Du wirſt finden, Ahnentafeln ohne Verdienſt;

hafte Dame, vom uralteſten und reinſten deutſchen Blute, die ſich gut zu kleiden verſtand, gerne tändelte, viel lachte, viel ſprach, ſich immer die Cour machen ließ, und die man darum an dem Hofe wo ſie lebte, für eine Frau vom guten Tone, vieler Lebensart, Weltkenntniß, und Verſtand hielt, erzählte einſt in Geſellſchaft eine kleine Anecdote. In welchem Jahre trug ſich das zu, fragte ein Hofjunker aus der Geſellſchaft? Das weiß ich, eben ſo wenig, als ich weiß in welchem Jahre wir itzt leben, ſagte die Dame vom guten Tone! Man glaubte ſie ſcherze, und lachte über ihre angebliche Unwiſſenheit. Aber ſie verſicherte und betheurte aufrichtig und ehrlich, daß ſie von allen dergleichen Dingen, die nichts zum Vergnügen und zur Annehmlichkeit ihres Lebens beytragen können, nichts wiſſe, und nichts zu wiſſen verlange. Man ſagte ihr alſo, wir zählen itzt das tauſend ſiebenhundert und ein und achtzigſte Jahr. Was, das iſt ja eine erſchreckliche Zahl; alſo ſteht die Welt wirklich ſchon tauſend ſiebenhundert und ein und achtzig Jahre? Nun wollte der Hofjunker die Dame noch weiter unterrichten, und bedeutete ihr, daß wir unſere Jahre nicht von Erſchaffung der Welt an rechnen. Aber Sie fiel ein, und bat: „Er möchte ſich „keine Mühe geben. Sie würde das alles doch in „der nächſten Viertelſtunde wieder vergeſſen; ſie „habe oft in ihrem Leben Gelegenheit gehabt Allerley zu lernen, aber, wenn Sie nicht geſehen wie „Vergnügen oder Zeitvertreib daraus für Sie entſtehen könne, habe ſie ſich um nichts und am allerwenig-

dienſt, wirken wie Luftbälle; ſie heben blos durch ihren Mangel von Gewicht (*).

Ahnenprobe ſondert indeſſen in Deutſchland noch faſt überall den Adel, von allen übrigen aufgeklärten, klugen, guten, würdigen, und edlen Menſchen ab, wie den Kern von dem Spreu. Menſchen, denen nichts in der Welt, Anſehn, Rang und Gewicht giebt, als ihre oft ſo elenden Ahnen; die kein [illegible] Ver-

„wenigſten um Zeitrechnung bekümmert, und werde „ihre Töchter auch nie Zeitrechnung lernen laſſen.“

(*) Unzähliche adeliche Perſonen beyderley Geſchlechts in Deutſchland, hebt aber auch jede Art von Verdienſt. Nicht ihr Stand hebt ſie, ſondern ſie heben ihren Stand. Sie machen den Adel ehrwürdig. Sie machen ihn zum Gegengewichte eines weit gefährlichern Deſpotiſmus, als Adelsdeſpotismus in Deutſchland jemals war, und werden kann; zu einem gewiß nicht überall unkräftigen, und immer äuſſerſt ſchätzbaren Mittelſtande zwiſchen den Fürſten und dem Volke. Aus dieſem Stande kommen ſo viele kecke und kühne Miniſter und Landräthe, die beſten Rathgeber der Fürſten, und die eigentlichſten Väter des Volkes. Und wenn auch noch hie und da hochadeliche Thürhüter vor den Zimmern der Fürſten, aus guten Gründen, jedem unadelichen Verdienſt den Eingang verſperren, ſo giebt es dann doch an ſehr vielen deutſchen Höfen immer auch Edelleute, die ſich bey allen Gelegenheiten eine wahre Ehre daraus machen,

Verdienſt ſich erwerben, weil ihre Geburt das einzige Verdienſt iſt, das ſie haben und bedürfen; ſolche Menſchen ſtehen überall vorne an. Es iſt wahr, daß ſie dann oft auch wiſſen, was Geſchmack in Kleidern, Mode aus der erſten Hand, ſogenannter guter Ton, Sitte des Tages, und überall in Deutſchland Etikette iſt; daß ſie alle Hülfsmittel der Wolluſt, und alle Bedürfniſſe der Sinnlichkeit [illegible] beſitzen;

machen, jede Art von Verdienſt bey ihren Fürſten hervorzuziehen. Narren und Närrinnen giebt es übrigens, leider, in allen Ständen. Aber wenn ein Edelmann ſeine Quartiere gegen die Quartiere des andern abwiegt, wie einen Dukaten gegen den andern; oder wenn eine Dame von altem Adel in einer Geſellſchaft gut erzogener, vernünftiger, aufgeklärter, und artiger Perſonen vom Bürgerſtande, nur darum vor Langerweile zerberſtet, nur darum an keinen Spieltiſch ſich ſetzen will, weil niemand da von Familie iſt, als ſie: ſo deucht mir dieß nicht in einem höhern Grade thöricht, als wenn eine halbadeliche oder bürgerliche Frau den erbärmlichſten Umgang mit altem Adel jedem bürgerlichen guten Umgange vorzieht. Wenn ich darum überhaupt, als ein unparteyiſcher Ausländer, die Dinge rund und frey herausſagen ſoll wie ſie in Deutſchland ſind, ſo geſtehe ich: daß die allgemeinſte Krankheit des deutſchen Adels und des deutſchen Unadels nur dem Namen nach verſchieden iſt; denn bey dem Adel heiſſet ſie Rangſtolz, und bey dem Unadel heiſſet ſie Rangſucht.

beſitzen; und oft ſich einbilden, ſie ſeyen dazu mit beſſern Nerven, Organen, und Gefühlen begabt.

Langeweile hat man indeſſen auch mitten unter Menſchen die alle von Familie ſind, wo ächtes, altes, deutſches Blut, keinen Unadel zuläßt, oder wo ihm doch gewiß die Dame des Hauſes, wenn auch ihre ewige Seligkeit darüber verlohren gienge, keine Karte bietet. Unerklärlich ſcheint zwar ſolche Langeweile; aber eine ächtadeliche und vortrefliche deutſche Dame erklärte mir das Räthſel ſo. Auf unſern Aſſembleen, ſagte ſie, verſammeln ſich doch nicht immer Menſchen von einerley Geſchmack und einerley Gefühl, und hauptſächlich nicht immer Damen die ſich lieben. Es ſey ſo ziemlich allgemein das Loos der Vornehmen, ſagte ſie, gebohren zu ſeyn um viel zu beſitzen, mehr zu verlangen, und nichts zu genieſſen. Sie ſuchen ſich darum in Aſſembleen auf, ohne ſich im Grunde gut zu ſeyn; ſehen ſich, ohne ſich zu gefallen; und verlieren ſich unter der Menge, ohne ſich zu vermiſſen. Was vereinigt ſie dann, fragte ich? Der Rang, und dann die Gewohnheit, die Langeweile, das ewig gefühlte Bedürfniß beſtändig ſich zu betäuben, das immer unſerm Range anhängt, ſagte die Dame.

Wäre

Wäre es alſo im Ernſte möglich, auf Aſſembleen und bey den übrigen Adelsvergnügungen wahrhafte Langeweile zu haben, ſo möchte es dann doch auch einer Unterſuchung werth ſeyn, ob Einſamkeit nicht zuweilen, ſogar für Perſonen aus dieſer Claſſe, nützlich wäre?

Perſonen aus dieſer Claſſe haben behauptet, alle Freuden der Einſamkeit führen zu Menſchenhaß, oder was noch weit ſchlimmer iſt, Menſchenhaß verſchaffe ſie. Aber mir deucht, man bringe noch viel häufiger, Menſchenhaß von der Aſſemblee nach Hauſe, als aus ſeinem Hauſe in die Welt. Niemand hadert mit dem der alleine lebt. Wie viele gehen hingegen auf Aſſembleen, in der Abſicht da nichts als Vergnügen einzuerndten, und nichts umgiebt ſie da, als Täuſchung. Alle ihre Wünſche werden ihnen verſagt. Wie ſelten wird da eine vernünftige Seele ganz verſtanden. Wie oft redet man da in den Wind. Wie oft äuſſert man da Gedanken und Empfindungen, die niemand mitdenket, und niemand mitempfindet. Wie oft erreget man durch ſeine Zufriedenheit Neid, und durch ſeine Heiterkeit finſtere Mienen. Insgemein beſeelet das verſchiedenſte und nicht ſelten das entgegengeſetz-

geſetzteſte Intereſſe alle einzelen Glieder der Geſellſchaft. Oder man frage doch jedes junge, maulſpitzende, und verbuhlte Dämchen, ob ſie auf der Aſſemblee immer finde was ſie ſucht; ob ſie ſich nicht ärgere, wenn ein Herrchen ihr entſchlüpft, und eine andere verehrt; ob dieſe nicht mault, wenn Er an eine dritte ſich hält; und ob dieſe nicht brummt, wenn Er mit ihrer Buſenfreundinn liebelt? Man frage ſogar jede ehrbare Matrone, die weiland auch in der maulſpitzenden Claſſe ſtand, ob ihr nicht wahrer Grimm, jedesmal, durch die Seele fahre, wenn man alter Weisheit weniger Weihrauch ſtreut, als junger Schönheit? Ein Engländer, den ich in Deutſchland ſah, ſagt mahleriſch, und fürchterlich treffend: es gebe Weiber, die ewig darauf neidiſch ſeyen, daß man ihnen nicht genug Reſpekt erzeige, und die ſich deswegen einen Stolz anmaſſen, der an einer Kaiſerinn unausſtehlich wäre. Indeß da manche Dame mit einem Lächeln des Wohlwollens alles um ſich her glücklich mache, und Würde ihr ſo gut ſitze als ein wohlgemachtes Kleid, ſträube ſich die Würde jener Weiber, wie die Kiele eines Stachelſchweins, oder wie die Federn eines erzürnten Truthahns!

Solche

Solche Geſichter, ſieht wahrlich auch der feinſte Weltmann nicht ohne Ekel, und Menſchenhaß. Bedenket Er ſodann noch: für wie viele tonangebende Herren und Damen, Wahrheit und Irthum, Schein und Wirklichkeit, gleichgültige Dinge ſind; wie oft ſich die ſogenannte bonne Societé, nach dem Urtheile und der Ausſage ihrer billigſten und gutmüthigſten Beobachter, mit wenigern oder mit ſchlechtern Kenntniſſen und Einſichten befriedigt, als ſie nach ihren Fähigkeiten, nach ihrem Stande, nach denen ihr eigenen Mitteln und Gelegenheiten, dazu haben könnte und ſollte; wie ſie das Nachdenken, und die demſelben ſo günſtige und oft ſo unentbehrliche Stille und Einſamkeit ſcheut, und lieber dafür in einer immerwährenden den Geiſt betäubenden Zerſtreuung lebt; wie ſie ſo ſelten zu einem klaren innern Bewußtſeyn ihrer ſelbſt, und ihres innern Zuſtandes gelanget; wie ſie ihre Beſonnenheit und ihre Ueberlegungskraft ſo ſelten anwendet, und immer weit mehr auſſer ſich als in ſich, weit mehr in der Meynung und dem Urtheil anderer, als in dem mit Selbſtgefühl verbundenen Gebrauche ihrer innern Kräfte lebt und webt; wie ſie bey den beſten Mitteln und Gelegenheiten zur Menſchenbeobachtung und Menſchenkenntniß, blos

andern

andern nachdenkt, und nachſpricht; wie ſie ſich regieren läßt von lauter Vorurtheilen der Erziehung, des Adels, der Mode; wie ſie jede herrſchende Meynung blindlings ergreift, und vertheidigt; wie ſie ſich immer herumdreht in dem gleichen Kreiſe von falſchen, dunkeln, höchſt mangelhaften Vorſtellungen und Begriffen; wie ſie ihre natürliche Wißbegierde erſticket, und beſſern Unterricht weder ſuchet noch annimmt. Wenn der feinſte Weltmann dieß alles betrachtet, ſo muß er mit einem der beſten und weiſeſten Männer Deutſchlands ausrufen: zu dem Umgange dieſer bonne Societé genöthiget zu ſeyn, das iſt für ein ordentlich denkendes Gemüth, eine von den größten Plagen des Lebens; und wenn der beſſer geſinnte Menſch, eine ſolche Laſt darum über ſich nehmen muß, weil er ihr wegen anderer Gründe nicht entgehen kann, ſo lernet er eben dann aus der Vergleichung den hohen Werth einer weiſen Einſamkeit ſo viel höher ſchätzen.

Verachtung des rauſchenden und glänzenden Getümmels, Luſt zu Einſamſeyn, Geſchäftigkeit, gröſſerer Ausbreitung und beſſerer Richtung des Geiſtes, wird alſo gewiß auch jeden Weltmann ankommen, der dieß alles ſich ſagt, und mit redlicher

Aufrichtigkeit die Bonne Societé prüfet, und wiegt. In dieſem unſtätigen Tumulte des Lebens, in dieſem unaufhörlichen Wirbel äuſſerlicher Verwicklungen, unter dieſer beſtändigen Zerſtreuung, und bey dieſer ununterbrochenen Flucht vor ſich ſelbſt verdämpft doch alle Kraft des Geiſtes. Mit der genaueſten Beobachtung der Wohlanſtändigkeit in allen Dingen, mit dem endloſen Erkundigen nach dem Befinden, mit dem ewigen Vorfahren von Thür zu Thür, macht man zwar Vornehmen und Geringen die Cour, man ſchmeichelt dem groſſen Haufen, aber man verſchlendert auch ſchändlich das Leben. Die Spielſucht verſchlinget die Zeit, und zerdrücket den Geiſt. Die Galanterie, wenn man nicht Herr und Meiſter darüber bleibt, leget in ewige Ketten. Ein Denker entmannet ſich durch den beſtändigen Umgang mit ſchnackſeligen Weibern (*).

Alle

(*) Schnackſucht und Schnackſeligkeit ſetzet, wie mir deucht, immer eine gewiſſe Wenigkeit von Begriffen zum Voraus; denn wer viel zu ſagen hat, ſchwätzt gewöhnlich wenig. Warum verlöhre man auch, im Umgange ſchnackſeliger Damen, alle Gedanken, wenn nicht Etwas in der Converſation dieſer Damen wäre, das nicht nur bey einem andern keine Gedanken erzeuget, ſondern wirklich bey ihm alle Gedanken tödtet?

Alle übrigen Vergnügungen der Groſſen Welt ſind wenig mehr werth, als ſolcher Schnack (*). Eiteles Spielwerk ſind die meiſten, und elende, immer in derſelben Geſtalt wieder erſcheinende Befriedigung für den Ekel gegen alle nützliche Geſchäftigkeit.

tet? Dieſes Etwas iſt zuverläſſig nichts anders, als die Wenigkeit der Begriffe. Die Californier haben äuſſerſt wenige Begriffe, und eine ſehr arme Sprache. Sie können nur bis ſechs zählen, und aus Mangel an Worten nennen ſie Eiſen ſchwer, die Thür Maul, den Ochſen Hirſch, die Woche Wohnung; und deſſen ungeachtet ſchnacken dieſe guten Leute den ganzen Tag, bis in die ſinkende Nacht!

(*) Schnack, Schnickſchnack, Schnackſeligkeit, ſchnacken, Schnackſucht u. ſ. f. ſind Hannöveriſche Wörter, deren ich mich in dieſem Buche oft bediene, und die man vielleicht in Oberteutſchland und in der Schweitz nicht verſtehen wird. Ein paar Anmerkungen, die ich längſt hierüber im Hannöveriſchen Magazin mitgetheilet habe, werde ich hier wiederholen, weil ſie erklären, in welchem Sinn ich bisweilen dieſe Wörter gebrauche.

Chriſtian Ludewig ſagt in ſeinem deutſchengliſchen Lexicon, ſchnacken (oder wie es die Hannöveriſchen Damen ausſprechen, ſnakken) heiſſe Plattdeutſch oder Niederſächſiſch ſprechen.

Ich läugne dieß. Schnacken iſt urſprünglich ein plattdeutſcher, aber in Hannover hochdeutſch gewordener herrlicher Ausdruck, der zwar reden überhaupt bedeu-

ſigkeit. Ein Menſch, dem der Himmel nichts verliehen hat, als die Gabe gut zu tanzen, iſt ein erbärmlicher Geſellſchafter. Auch ein ziemlich trübſeliges Geſchöpf iſt der Höfling der auf der lieben Welt nichts weiß, als dieß iſt gegen die Etikette,

oder

bedeutet, aber reden ohne Komma und Punctum. Schnacken iſt ein vollſtrömendes herzliches reden, ein obſtructionsfreyer Guß, eine unaufhaltſame Ejakulation weiblicher Behaglichkeit. Drey oder vier redſelige Frauenzimmer zerflieſſen auch darum, in ſüſſeſter und innigſter Vereinigung, durch einen ächten und wahren Herzensſchnack, über alles was in der ganzen Welt, auf eine Viertelmeile Weges, vorgeht. Daher reicht an einen, auch allenfalls unter Damen beyderley Geſchlechts, gut verſchnackten Abend, keine andere Menſchenfreude.

Nach der wahren Bedeutung des Wortes wird aber auch bey uns ſehr gut geſprochen, wenn man von einer nichtsbedeutenden Sache, von einer unzuverläſſigen Nachricht, von einer unrichtigen Bemerkung, von einer grundloſen Rede, allenfalls auch von einer kleinen médiſance ſagt: das iſt ein Schnack!

Das Werkzeug des Schnackens, dieſer äuſſerſt regſame, und äuſſerſt reizbare Centralpunkt aller weiblichen Elaſticität, iſt freylich die Zunge. Aber eben deswegen hätte Chriſtian Ludewig, der Verfaſſer des deutſchengliſchen Lexicons, begreifen ſollen, daß unſere Damen auf Franzöſiſch eben ſo gut ſchnacken, als unſere Weiber auf Plattdeutſch.

oder dieß iſt itzt die neueſte Mode, ſo ſind nun alle Stickereyen in Sammet, Tuch, und Seide beſchaffen, und dieß iſt in jedem Monat, Galla und nicht Galla. Beliebt macht man ſich freylich bey der groſſen Welt durch ſolche Kenntniſſe, und dann durch das Hineingehen in tauſend kleine Angelegenheiten und Intereſſe, und die Billigung von jeder Leidenſchaft, jedem Vorurtheile, und jeder Thorheit. Aber dieß alles ſchrumpft den Geiſt zuſammen, und benimmt ihm alle Fähigkeit irgend etwas Groſſes zu überſchauen und zu ſchätzen. Alle Vergnügungen der groſſen Welt werden immer von vielen zugleich genoſſen, und alſo machen ſie auch immer von andern abhängig, da man hingegen Jahrelang mit dem größten Vergnügen leſen und meditiren kann, ohne dabey irgend eines andern Menſchen zu bedürfen. Als ein Miſanthrop würde zwar ein Weltmann deswegen verachtet, und er müßte oft hören, daß man ſich nirgends von der Miſanthropie curire, als in der groſſen Welt. Aber eben da wird man ein Miſanthrop. Geſelligkeit feilt nur etwas von unſerer Grobheit ab, ſie beſänftiget nur Wildheit, aber ſie macht Miſanthropen giftiger, denn ſie giebt ihnen Gründe zu ihrer Rechtfertigung. Am Ende iſt die Summe des Men-

ſchenhaſſes bey dem Miſanthrop nicht gröſſer als bey dem Weltmann, denn der heftigſte Miſanthrop haſſet doch nur Laſter und Thorheit. Jeder ſeichte, und müſſige, und von einer Schwatzgeſellſchaft zur andern, und von einem Spieltiſche zum andern ſchlendernde Weltmann, haſſet hingegen jeden Menſchen, der ſich durch Thaten oder Schriften Ruhm erwirbt; und indem Er über alles ſpottet was Ruhm verdient, giebt er doch eigentlich dadurch nur zu verſtehen, daß Er ſelbſt weder Ruhm noch Achtung hoffet.

Bey der aufrichtigen Beherzigung dieſer und vieler anderer Wahrheiten, könnte man alſo wol auf den Gedanken kommen die groſſe Welt bisweilen zu verlaſſen. Wenigſtens könnte man dabey anfangen, ſich in einen Cirkel guter Freunde einzuſchlieſſen, die etwa durch ihren Geiſt in Vergleichung mit andern Menſchen wären, was eine Secundenuhr in Vergleichung mit der Uhr am Thurme. Dieſe iſt freylich gut genug die Stunden anzuzeigen; aber jene, die mit gröſſerer Kunſt und Sorgfalt ausgearbeitet iſt, zeigt Minuten und Secunden. Wer alſo Menſchen und Bücher ſtudirt, oder ſtudiren will, findet wahrlich nur im Umgange ſcharf-

ſichtiger Menſchen Vergnügen; und wenn er dieſe auf ſeinen Wegen nicht findet, iſt ihm Einſamkeit Erſatz für Alles.

Ein ſehr vornehmer Mann, der jüngere Plinius, fand keine Befriedigung bey keinen öffentlichen Vergnügungen, keiner Feyerlichkeit, und keinem Feſte, da er ſich aller Vergnügungen eines denkenden Kopfes fähig fühlte. Er ſchrieb an einen ſeiner Freunde: alle dieſe letzten Tage hindurch, ſchrieb und las ich in der angenehmſten Ruhe. Du fragſt mich, wie iſt das mitten in Rom möglich? Es war die Zeit unſerer Schauſpiele im Cirkus, die mir auch nicht den allergeringſten Eindruck machen. Ich finde nichts Neues mehr darinn, nichts Abwechſelndes, nichts das man mehr als einmal ſehen muß. Deſto mehr bin ich erſtaunt, daß ſo viele tauſend Männer ſo kindiſch ſind, und da ſehen wollen, wie Pferde rennen, und wie Kerle auf Wagen ſitzen. Wenn ich bedenke, daß Männer, mit ſo vielem Theilnehmen, mit ſo vieler Emſigkeit, für ſo eitele, ſo froſtige, und ſo oft wiederkommende Dinge dort ſo unerſättlich ſich hinſetzen, ſo fühle ich doch eine gewiſſe Freude darüber, daß mich das nicht freut; und daß ich, in dieſen Ta-

gen,

gen, meine Zeit hier eben ſo herzlich auf die ſchö-nen Wiſſenſchaften verwende, als jene die ihrige dort elendiglich verſchleudern.

Aber wenn ein Weltmann aus ſolchen Grün-den, ſich den Vergnügungen der groſſen Welt ent-zöge, würde er ſich dadurch nicht entadeln, würde er in der Einſamkeit nicht ganz den guten Ton ver-lieren, und folglich Alles ablegen, was den eigent-lichen äuſſerlichen Unterſchied zwiſchen Adel und Unadel ausmacht?

Unſer guter Ton in Geſellſchaft kommt eigent-lich von den Franzoſen, und dieſe ſagen, der gute Ton ſey diejenige Art von Converſation die durch Gedanken und Ausdruck am meiſten gefällt. Ge-wiß haben die Franzoſen hierinn recht; aber mir fallen doch gleich ein paar Damen von hohem Adel ein, die allgemein dadurch gefallen, weil ſie alles, was ſie in Kopf und Herz haben, auf Plattdeutſch ſagen! Plattdeutſcher bon ton würde jedoch nicht allenthalben gefallen. Wahrer bon ton hingegen gefällt überall, und findet ſich überhaupt bey allen Menſchen von Verſtand, welches Standes ſie auch ſind (*).

Adel

(*) Dinge, die ſo ſchön, ſo frey, ſo wahr, und kühn, noch ſonſt aus keiner deutſchen Feder gefloſſen ſind, über

 enten

Adel und Unadel können alſo auch wol in Deutſchland, einer ſo gut wie der andere, den guten Ton haben. Was ſich davon in der Einſamkeit abſchleiſt, iſt blos etwa Sitte des Augenblickes, oder gewiſſe Eigenheiten die ein muthiger Denker behält, ob er gleich zuverläſſig weiß, daß ſie der Welt misfallen. Ein einſam Lebender kommt vielleicht in Geſellſchaft mit einem Kleide, deſſen veraltete Farbe nur im vergangenen Jahre die höchſte Mode war; oder man findet ſonſt in ſeinen Sitten und in ſeinem Benehmen etwas Beleidigendes für den Weltmann, der freylich in allen Dingen von ſolcher Erheblichkeit, immer mit ſeinem Jahrhundert fortgeht. Aber wer ſich auch in ſolchen Dingen an ſein Jahrhundert nicht kehret, wird doch durch die Unverlegenheit, durch die redliche Offenheit, durch die unge-

guten Ton und ſchlechten Ton, Weltton und Provinzialton, auch Univerſitätston in halb plattdeutſchen und halb ſtudentiſchen Städten, ſodann über das geſellſchaftliche Leben überhaupt, und zumal auch über das ganze deutſche Adelsweſen, findet man, wo man gewiß ſolche Dinge nicht vermuthet, in einem eben herausgekommenen, für alle Menſchen intereſſanten, und viel umfaſſenden medicinischen Werke vom erſten Range, im erſten Theile der Beſchreibung von Pyrmont, von Herrn Hofmedicus Marcard in Hannover.

zwungene Höflichkeit die aus einer freundlichen liebreichen Seele entſpringet, keinem vernünftigen und geſitteten Weltmann misfallen, wenn er mit Verſtand, Anſtändigkeit, und einem genugſamen Vorrath durch die ganze Welt gangbarer Ideen auch allenfalls bey Hofe erſcheint. Freylich wird er ſehen, daß es auch da auf einen groſſen Vorrath von Ideen eben nicht ankommt, weil oft der vollkommenſte Hofmann, bey allen ſeinen ſtudirten und feinen Manieren, nur allzugeſchwinde verräth, daß er nur wenige Ideen hat, und ſich nur mit kleinen Gegenſtänden beſchäftigt. Am allerwenigſten zeiget ſich ein Einſamer zu ſeinem Vortheil, unter Weltleuten die grobe und unverſchämte Luſtigkeit für das ſicherſte Merkmal eines treflichen Geſellſchafters und groſſen Kopfes halten. Solche Luſtigkeit lernt man nicht in der Einſamkeit, denn derjenige der Weltleute am meiſten lachen macht, iſt doch mehrentheils ein Mann der Verachtung auf alles Wahre, Schöne und Groſſe wirft, ein Schwätzer ohne Wahrheitsſinn, ohne Grunſätze, und ohne Sitten.

Alles was ich bis hieher in dieſem Capitel betrachtet habe, gehöret gröſtentheils noch nicht zu den innern und unmittelbaren Vortheilen der Einſamkeit

ſamkeit für den Geiſt. Es iſt freylich ſchon ein groſſes gewonnen, wenn man ſich in früher Jugend an Einſamkeit und emſige Benutzung der Zeit gewöhnet; es iſt gar nicht gleichgültig, daß man in einer kleinen Stadt von dem höchſten Ekel für alles durchdrungen ſey, was kleinſtädtiſch iſt; und es iſt gut, daß man bey der billigen Verehrung für jede Geiſteskraft und jede Tugend bey Edelmann und Edelfrau, dann doch auch die ſchwache und ſchlimme Seite des Tones ſich merke, den der Adel angiebt, damit man dadurch Geſchmack gewinne an der Flucht aus der Welt, am Umgange mit ſich ſelbſt, an gröſſerer Ausbreitung ſeines Geiſtes, und am Erwerbe von Ideen, die wahrlich nicht bey jedem Edelmann und jeder Edelfrau und jedem gnädigen Fräulein im Umlaufe ſind.

Es iſt wol der erſte inwendige und unläugbarſte Nutzen der Einſamkeit für den Geiſt, daß ſie uns zum Nachdenken gewöhnet. Die Imagination wird äuſſerſt lebhaft, und das Gedächtniß iſt äuſſerſt glücklich, wenn nichts unſere Sinne zerſtreuet, und kein äuſſerer Gegenſtand die Seele beunruhigt. Entfernt von dem betäubenden Getöſe der Welt, wo tauſend fremde Bilder und Vorſtellungen vor

den

den Augen und dem Gemüthe flattern, ſucht man in der Einſamkeit nur Eins. Man entreiſſet ſich allen äuſſerlichen Dingen, die nicht das ſind was man ſuchet und liebt. Ein Schriftſteller den ich jeden Tag leſen möchte (*), ſagt: es iſt die Kraft der Aufmerkſamkeit, die mehrentheils den Weiſen und den Groſſen von dem gemeinen und unbedeutenden Haufen der Menſchen unterſcheidet; dieſe haben in ihren unzuſammenhängenden Wanderungen weder Leitfaden noch Zweck; jede Sache ſchwimmt abgeſondert und ohne Haltung auf der Oberfläche ihrer Seelen, gleich Blättern die der Wind auf die Fläche des Waſſers hie und da hinwehet und zerſtreut.

Man gewöhnet ſich zum Nachdenken, wenn man ſeine Gedanken oft aus der Zerſtreuung ſammelt, ſie oft von äuſſerlichen Dingen abzieht, und dabey ſich in einer Lage befindet, die der Alltagslauf der Dinge nicht immer verändert. Wären wir in der Einſamkeit müſſig, ſo verſchwänden auch gleich

(*) Herr Blair, Verfaſſer der bekannten ſchönen Predigten, und eines unübertreflichen, und jedem, der die Kunſt zu reden und zu ſchreiben ſtudiren will, ganz unentbehrlichen Werkes, der in London im Jahre 1783 in zwey groſſen Quartbänden gedruckten Lectures on Rhetoric and Belles Lettres.

gleich alle Vortheile der Einſamkeit; denn Müſſiggang bringet gerade alle unſere niedrigſten Leidenſchaften in Gährung, und erzeuget bey Einſamen jede ausſchweifende Vorſtellung, und jede unordentliche Begierde. Wollen wir uns alſo im Nachdenken üben, ſo müſſen wir allerdings aus dem lermenden Haufen zurücktreten, und über ſinnliche Dinge uns erheben. So erinnert man ſich auch leicht, alles was man geleſen, geſehen, gehört, gethan, erfahren, und gedacht hat. Jeder Blick ins Stille, erzeuget dann neue Gedanken, und gewähret dem Geiſte die reinſten Vergnügungen. Man ſchaut zurück auf das Vergangene, ſchaut vor ſich hin auf die Zukunft, und vergißt auch wol Vergangenheit und Zukunft bey dem Genuſſe ſeines gegenwärtigen Glückes. Aber damit die Vernunft auch in der Einſamkeit ihre eigenthümliche Stärke behalte, müſſen wir immer unſern Thätigkeitstrieb auf irgend eine edle Beſchäftigung leiten.

Man wird mich auslachen wenn ich ſage, Einſamkeit ſey eine Schule der Menſchenkenntniß. Es iſt indeſſen anerkannt, daß wir in dem geſellſchaftlichen Leben mehr Stoff zum Nachdenken ſammeln, als unſere Denkkraft da in ihrer ganzen Stärke

üben.

üben. Wir gehen in der Welt eigentlich blos auf Beobachtungen aus, und dieſe werden dann in der Einſamkeit geordnet und benutzet. Ich ſehe alſo nicht, wie in dieſer Rückſicht, der ein Neidiſcher und ein Menſchenfeind genannt werden könnte, der jede verborgene Schwachheit der Menſchen ausſpähet, und alle ihre Unvollkommenheiten und Fehler ins Licht ſetzet. Kennen muß man einmal die Menſchen, und wenn man ſie kennen will, ſo muß man ſie beobachten. Alſo halte ich wahrlich, das ganz im Stillen genoſſene, oder auch zur allgemeinen Aufklärung angewandte Studium eines ſolchen Menſchen, nicht für ein höchſt betrügliches, ein verabſcheuungswürdiges, teufliſches Studium, ein Studium das den Menſchen zerrütte, erniedrige, beſchimpfe, das ihm früher oder ſpäter mit Reue oder Schmerz vergelte, das ihn tauſend edlerer Arten von Vergnügungen beraube, und zuletzt ganz unfähig mache. Alle angebliche Teufeley in einem ſolchen Charakter deucht mir doch weiter nichts, als Beobachtungsgeiſt.

Bin ich ein Neidiſcher und ein Menſchenfeind, wenn ich Krankheiten ſtudire; wenn ich den Spuren der verborgenſten Schwachheiten des menſch-

lichen

lichen Körpers nachgehe; wenn ich bey guter Gelegenheit alles Unvollkommene und Fehlerhafte in dem Geſundheitszuſtande der Menſchen ausſpähe und mir ins Licht ſetze; und dann mich ergötze, wenn mir klar wird, was manchem andern und mir ſelbſt dunkel war? Deswegen ſage ich aber doch keinem Menſchen, der und die haben dieſe Krankheit; aber was kann mich hindern, da wo es Nutzen ſchaffet, zu ſagen was ich von ihr weiß, alſo die Krankheit ſelbſt mit allen ihrer Verwicklungen und Schlichen in ihr Licht zu ſetzen?

Ziehet mir nun, meine Lieben, die Grenzlinie zwiſchen dem, was ihr dem Beobachter eures Körpers erlaubt, und dem was ihr dem Beobachter eurer Seele verbietet. Ihr werdet ſagen: der Arzt ſtudirt die Krankheiten des Körpers, um denſelben abzuhelfen, wenn er kann; aber das will der Seelenbeobachter nicht. Woher wißt ihr das? Eine gefühlvolle Seele iſt bey dem Anblicke der moraliſchen Gebrechen ihrer Mitmenſchen, eben ſo gepeinigt, wie bey dem Anblicke ihrer körperlichen Gebrechen. Warum gienge man ihnen ſonſt aus dem Wege; und warum begiebt man ſich in die Einſamkeit, als aus Furcht vor der Anſteckung? Aber

da

da es einmal tauſenderley moraliſche Schwachheiten, Unvollkommenheiten und Fehler giebt, die man da wo ſie doch beſtändig und täglich ausgeübet werden, gar nicht für Schwachheiten, gar nicht für Unvollkommenheiten, gar nicht für Fehler hält, ſo iſt es allerdings ein unläugbares Vergnügen, dieſe Fehler zu kennen, auch da, wo es nützlich ſeyn kann und wo keinem Menſchen der geringſte Schaden daraus entſtehet, in ihr wahres Licht zu ſetzen, ihnen ihren rechten Namen zu geben, ſie, in den Augen aller Welt, mit Feuer zu taufen. So wenig ſcheint mir dieſes Vergnügen teufliſch, daß ich vielmehr glaube, und noch in meiner Todesſtunde glauben werde, grade ſo entdecke man die Schliche, und grade ſo zerſtöre man die Werke des Teufels.

Einſamkeit iſt alſo eine Schule der Menſchenkenntniß, weil ſie den Beobachtungsgeiſt ſchärft; weil wir, nach ſtiller Ueberlegung, immer deſto beſſer wiſſen, worauf wir in der Welt zu ſehen haben; und zumal, weil wir in der Einſamkeit alle unſere Beobachtungen und Bemerkungen verdauen; da hingegen ſo mancher Weltmann und ſo mancher Höfling alles verkehrt einnimmt, und dann auch ſehr unverdaut wieder von ſich giebt.

Bonnet erzählet in einer rührenden Stelle der Vorrede zu ſeinem Werke von der Seele, wie ihm ſeine Augenſchwäche durch Einſamkeit vortheilhaft ward. Einſamkeit, ſagt er, führet natürlicher Weiſe zum Nachdenken; die Einſamkeit in der ich gewiſſermaſſen bisher lebte, nebſt den traurigen Umſtänden, in denen ich mich zugleich ſeit einigen Jahren befand und noch befinde, bewogen mich in meinem Geiſte eine Zuflucht zu ſuchen, und eine Zerſtreuung; der Zuſtand meines Gemüthes machte ſie nothwendig; mein Hirn ward mir ein ſtiller Aufenthalt, wo ich Vergnügungen genoß die meine Trübſale wegzauberten. Der groſſe und gute Bonnet war beynahe blind.

Ein vortreflicher Mann in einem andern Fache, der Jugenderzieher Pfeffel in Colmar, trägt ſeine völlige Blindheit, eben ſo rührend und groß, in einem weniger einſamen Leben; aber doch auch oft in einer Muſſe, die er der Philoſophie, der Dichtkunſt, und der Menſchheit heiligt.

In Japan war vormals ſogar eine Academie von Blinden, die vielleicht mehr ſah, als manche andere Academie. Ihre Mitglieder widmeten ſich der Geſchichte des Landes, der Dichtkunſt, und der

Muſik.

Muſik. Sie brachten die ſchönſten Züge aus den Japaniſchen Jahrbüchern in Verſe, und ſetzten dieſe in Muſik zu hohem und erweckendem Geſang. Giebt es auch im Ganzen, unter allen Einſamen deren Geſchichte ich im erſten und zweyten Theile dieſes Buches erzähle, mehr verwirrte Köpfe und Thoren, als Menſchen die eine weiſe Einſamkeit kannten, ſo ſteht man hingegen mit Vergnügen und Hochachtung bey dieſen Japaniſchen Blinden ſtille; das innere Auge der Seele war deſto mehr bey ihnen offen, je mehr ſie ihr trauriges Schickſal vom Genuſſe des körperlichen Lichtes ausſchloß; Licht, und Leben, und Genuß, quoll ihnen aus dem Schoſſe der Finſterniß, durch ſtilles Nachdenken, und einſame Geſchäftigkeit.

Einſam und frey ſey alſo unſere Lage, wie dort in dem Engliſchen Garten eines guten Mannes, meines verewigten Freundes von Himüber zu Marienwerder, wo alles zu ſtillen und frommen Gefühlen, und erhabenem Nachdenken einladet; oder wie dort unter deinen Tannen, geliebter Hapsburg (*), wenn wir wollen edlen Gegenſtänden nach-

(*) Beynahe an dem Fuſſe dieſes berühmten Berges, auf dem die Ueberbleibſel des Stammhauſes der Oeſter-

nachforſchen, damit uns nicht die Leerheit des geſellſchaftlichen Lebens aushüngere, niederwerfe, und vernichte.

So wie Einſamkeit unſere Gedanken ſchärft, ſo giebt auch Denken dem ganzen Triebwerk unſerer Handlungen den erſten Stoß. Man hat geſagt, Handlungen ſeyen nichts als zu Feſtigkeit und Selbſtſtändigkeit gereifte Gedanken; darum könne ein jeder von uns, durch unparteyiſche Erforſchung der Gedanken, denen er am liebſten nachhängt, das ganze Geheimniß ſeines wahren Charakters erforſchen; denn wer gewohnt ſey ſich zu entfernen, und mit ſich ſelbſt zu reden, werde zuweilen Wahrheiten hören, die ihm die Welt nicht ſagt.

Freyheit und Muſſe iſt alles was ein Kopf bedarf, der in der Einſamkeit nach Thätigkeit ſtrebet. Laß ihn alleine, ſo werden alle ſeine Kräfte rege; gebt ihm Freyheit und Muſſe, ſo wird ungleich mehr aus ihm, als wenn er täglich mit zerdrückter Seele unter euch herumſchlendert. Gelehrte die nie denken, die ſich immer nur erinnern, und nichts aus

ſich

Oeſterreichiſchen Kaiſer ſtehen, bin ich gebohren; und der Wald mit dem dieſer Berg bewachſen iſt, war mein liebſter Spaziergang.

ſich ſelbſt hervorbringen, compiliren da, und ſind glücklich. Aber es iſt noch ein weit höheres Vergnügen für den Geiſt, in der Einſamkeit immer etwas zu thun das Gutes hervorbringen kann, wenn es auch nebenherr Thoren wild macht, und böſe Menſchen beſchämet. Allgemeine Finſterniß und Stille ſetzen einen lebhaften Kopf in Ruhe, drängen die Gedanken auf einen Punkt, und ſchärfen die Seelenkräfte mit einem Muthe, den nichts zurückhält, wenn er nur trifft. Ganze Scharen von Widerſachern kümmern ihn nicht. Er weiß, daß er treffen kann, wenn er will; und daß jedem früher oder ſpäter ſein Recht widerfahre, iſt alles was er wünſcht. Schmerzen muß es ihn freylich, daß manches ſo verkehrt geht in der Welt, daß Schurkheit durch Volksgeſchrey oft ſo allgemein erhoben und geehret wird, daß Vorurtheil ſo allmächtig herrſchet, und daß ſo mancher Tropf befielt. Alſo ſagt er auch wol zuweilen, ſo ſollte es ſeyn, und ſo iſts nicht; und haut dann mit einem Federſtrich dem Schurken ein Zeichen in die Naſe, und wirft mit dem andern das Vorurtheil von ſeiner Höhe.

Weit gröſſere Wahrheit entfaltet ſich in der Einſamkeit dem groſſen Denker, dem vielumfaſſen-

den Kopfe, dem Manne von Genie. Ein groſſer und weiſer Mann, Herr Blair in Edinburg, hat geſagt: ſich gänzlich mit den alltäglichen Dingen des Lebens beſchäftigen, ſey das Kennzeichen kleiner und eitler Seelen. Dieſe ſtreben mit allen ihren Begierden nach ſinnlichen Gegenſtänden, ſuchen darinn allein die Unterhaltung, die ihnen nach ihrer groben Empfindungsart behagt. Aber eine mehr verfeinerte, mehr umfaſſende Seele, laſſe die Welt hinter ſich zurück, fühle in ſich einen Beruf zu höhern Vergnügungen, und ſuche ſie in der Einſamkeit. Zu ihr nehme der Patriot ſeine Zuflucht, um Entwürfe zum allgemeinen Beſten zu machen; der Mann von Genie, um ſich mit ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen abzugeben; der Philoſoph, um ſeinen Entdeckungen nachzuſpüren; der Heilige, um in der Gnade zu wachſen.

Eh Numa, Roms Geſetzgeber, zur Regierung kam, begab er ſich nach dem Tode ſeiner Frau aufs Land, und gieng da immer alleine. Seine Tage verlebte er in den Hainen der Götter, auf den geheiligten Wieſen, und in den einſamſten Oertern. Daher ward geſagt, nicht aus Melankolie, und nicht aus Verzweifelung, fliehe Numa den Umgang

der Menſchen. Er habe eine ehrwürdigere und heiligere Geſellſchaft in ſeiner Einſamkeit; die Göttinn Egeria habe ſich in ihn verliebt, und ſich mit ihm vermählt, und ſie überhäufe ihn nun mit Glückſeligkeit, indem ſie ſeinen Geiſt aufkläre, und mit hoher Weisheit erfülle. Eben ſo hieß es von den Druiden: ſie lehren auf Felſen und in abgelegenen Hainen die Edlen ihres Volkes Weisheit und Beredſamkeit, die Natur der Dinge, den Lauf der Sterne, die Geheimniſſe der Götter, und das Weſen der Ewigkeit. Wäre auch dieſer hohe Begrif von der Weisheit der Druiden nur eine angenehme Fabel, wie die Geſchichte des Numa, ſo ſieht man doch, wie man zu jeder Zeit, von einſamer Weisheit und ſtiller Würde erhaben dachte und ſchrieb.

Einſamkeit erwecket oft alleine das Genie, durch ſeine innere Kraft, ohne alle Hülfe der Groſſen, ohne alle Ermunterung, und ſelbſt bey der armſeligen Belohnung. Mitten unter allen Schrecknisſen der bürgerlichen Kriege, ſteckte ganz Flandern voll groſſer und armer Mahler. Corregio ward in ſeinem ganzen Leben ſo jämmerlich belohnt, daß ihm eine Bezahlung von zehn Piſtolen nach deutſchem Gelde, die Er in Parma holen mußte, vor Freude

das Leben koſtete (*). Inneres Bewußtſeyn ihres Werths, mußte dieſe Künſtler lohnen; ſie mahlten für die Ewigkeit (**).

Tiefes Nachdenken erreget zuweilen an einſamen Oertern die höchſten Kräfte des Verſtandes und der Imagination, und wecket zu den größten Empfindungen und Geſinnungen. Solche Befriedigung der Seele wird da beſſer genoſſen, iſt ungeſtöret und rein, und dauerhafter und fruchtbarer zu neuen Verſuchen, und neuer Kraft. Leben iſt da nichts,

(*) Die Zahlung ward ihm in Kupferthalern (Quadrins) gemacht. Die Freude, die Corregio hatte, eine ſolche Geldlaſt ſeiner lieben Frau zu bringen, machte ihn weder auf die Laſt aufmerkſam die er trug, noch auf die auſſerordentliche Hitze des Tages. Er hatte zwölf Meilen zu wandern, kam zu Hauſe, mit einem Seitenſtich, und ſtarb.

(**) Es iſt ein faſt allgemein angenommener und doch unrichtiger Gedanke, daß man die langſamen Fortſchritte der deutſchen Litteratur allein den deutſchen Fürſten zur Laſt legt, und immer klagt, alles Elend komme daher, daß die Fürſten den Dienern der Wiſſenſchaften nicht groſſe Gehalte angedeihen laſſen. Freylich könnten deutſche Fürſten manchem vortreflichen jungen Kopfe aufhelfen, der blos wegen Armuth und Nahrungsſorgen nicht ſo fortſchreitet wie er ſollte. Aber die Erfahrung hat auch genug gezeiget, daß deutſche Geiſteskraft von Fürſten oft nichts bedarf

nichts, als denken. Bey jedem Fußtritt geht die Seele durchs Unermeßliche (*), und glühet in dieſem freyen Genuſſe ihrer ſelbſt von Enthuſiaſmus, und ſchreitet immer höher im Durchdenken groſſer Dinge, und im Feſthalten heroiſcher Entſchlüſſe. Zu einer der merkwürdigſten Begebenheiten unſers Jahrhunderts, ward, wie die Sage geht, an einem ſehr einſamen Orte, auf einem ſchönen Berge bey Pyrmont, der Grund gelegt. Der König in Preuſſen trank da den Brunnen, entwich der Geſellſchaft, und

bedarf als Duldung. Der Geiſt der deutſchen Nation wird immer höher ſchreiten, wenn deutſche Kaiſer, Könige, und Fürſten, durch groſſe Thaten Phantaſie und Herz beſchäftigen; und übrigens nur jeden rechtſchaffenen Deutſchen ſagen laſſen was er denkt. Wenn alſo auch der groſſe König in Preuſſen, wie ich glaube, faſt kein deutſches Buch liest, ſo deucht es mir doch unläugbar, daß Er auch ſchon dadurch einer der allergrößten Beförderer der deutſchen Litteratur war, weil er wenigſtens jedem rechtſchaffenen Manne von Kopf und Geiſt in ſeinen Ländern erlaubet hat zu denken, zu ſchreiben, und drucken zu laſſen was er wollte.

(*) Unſer groſſe Theologe, Superintendent, Conſiſtorialrath, und Schriftſteller, Herr Jacobi, der oft und langſam durch Sand und Heide reiſen muß, und alſo Muſſe genug zu einſamen Spekulationen hat, ſagte mir neulich: „Der Sirius wirket in mich, und „ich wirke in den Sirius.“

und gieng immer auf dieſem damals noch ſehr wilden Berge, der itzt Königsberg heißt, alleine; und da, wo itzt ſo Mancher weiter nichts denkt, als wie er etwa dieſer oder jener ſchönen Dame auf den Leib kommen wolle, machte, wie man ſagt, der junge Monarch den Project zu ſeinem erſten ſchleſiſchen Kriege.

Einſamkeit lehret natürlicher Weiſe mehr als das unſtätige Weltleben, den hohen Werth der Zeit, den der Geſchäftloſe nicht kennt, und den man ohne die dazu gehörige Wirkſamkeit der Seele nie genug ſchätzet. Wer ſich mit Eifer beſchäftiget, um nicht ganz umſonſt gelebt zu haben, betrachtet nie ohne Schauer und Schrecken, den Flug einer Terzenuhr, das wahrhafteſte Bild unſers Lebens, den größten Erinnerer des erſchrecklich ſchnellen Laufs der Zeit.

Ein einziger Tag iſt ein Ocean von Langerweile für die alte Dame, die den ganzen Morgen winſelt, bis ſie durch alle ihre Schickereyen, Fragereyen, und Bittereyen erfährt, was jede Dame heute ſich vornimmt, und wo alle Damen heute den Tag ausathmen. Aber wie ſchnell glitten dieſer alten Dame ihre Stunden vorbey, wenn ſie dächte, jeder Augenblick unſers Lebens habe Folgen in der Ewigkeit!

Guter

Guter Umgang iſt freylich niemals Zeitverluſt, wenn er Geiſt und Herz in einer gewiſſen Höhe erhält, unſere Ideen erweitert, und unſere Sorgen verſcheucht. Aber wird er das einzige Bedürfniß der Seele, verwandelt er ſich in Liebe, macht er Stunden zu Augenblicken, verdrängt er alle Ideen für Eine, und wirft man dann alles weg um Liebe, o ſo verſchlinget auch Liebe die Zeit, und Jahre verſchwinden thatlos wie Minuten.

Wer die Zeit nach dem Zwecke ſeines Daſeyns, nach Beruf, Pflicht, Fähigkeit, Möglichkeit, immer zu einem guten Zwecke verwendet, dem iſt die Zeit niemals zu lang, ſondern zu kurz. Er ſchlendert nicht, er eilt. Ich kenne einen Fürſten, den ſechs Bediente in zwey Minuten friſiren, und ankleiden. Er fährt nie, denn ſein Wagen fleugt. An ſeiner vortreflichen Tafel hat man augenblicklich abgeſpeiſet. Man wird mir ſagen, dieß ſey ſo ziemlich die Art aller Fürſten: ſie wollen immer daß Alles geſchwind gehe! Aber ich habe geſehen, daß dieſer geiſtvolle, erhabengeſinnte Fürſt, alle Suppliken ſelbſt annimmt, und ich weiß, daß er ſie alle beantwortet. Ich weiß, daß er an jedem Tage, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit, alle ſeine Regie-

rungsgeſchäfte ſelbſt beſorgt; und durch das ganze Jahr, alle Tage ohne Ausnahme ſieben Stunden auf das Leſen der beſten Engliſchen, Italieniſchen, Franzöſiſchen und Deutſchen Schriftſteller verwendet. Dieſer Fürſt kennet den Werth der Zeit.

Alle Zeit die der Weltling verlieret, iſt für den Einſamen gewonnen; und für den, der die Zeit recht genieſſet, dauert kein Genuß auf Erden ſo lange. Aber das Tagwerk des Menſchen iſt groß. Was alſo Gutes geſchehen kann, muß gleich geſchehen, wenn der gegenwärtige Tag nicht als ein leeres Blatt aus dem Buche des Lebens herausgeriſſen ſeyn ſoll. Wir hemmen den Lauf der Zeit durch Arbeit, wir verlängern die Dauer unſers Lebens durch Gedanken und Thaten die wirken und gedeyen. Leben iſt, für den der nicht umſonſt gelebt haben will, denken und wirken. Man denkt nie ſo ſchnell, ſo viel, und ſo frölich, wie in den Stunden, die man gegen irgend eine zweckloſe und langweilige Viſite erobert hat.

Haushälteriſcher verfühfren wir immer mit unſerer Zeit, wenn wir nur immer bedächten, wie manche ſchöne Stunde uns gegen unſern Willen entſchlüpfet. Ein groſſer Engländiſcher Schriftſteller

ſteller ſagt: wenn wir alle Zeit abrechnen, die uns der Schlaf verſchlinget; alle Zeit der unvermeidlichen Foderungen der Natur, oder die uns die Tyranney des Wohlſtands unwiderſtehlich abzwackt; alle Zeit, die unter bloſſer Ziererey vergeht, oder die man hingiebt für andere, um ihnen flache und läppiſche Höflichkeit zu erſtatten; alle Zeit, die uns durch Krankheit mit Gewalt weggeriſſen iſt, oder durch Ermüdung und Schwachheit unvermerkt weggeſtohlen: ſo findet ſich der Theil unſers Daſeyns ſehr klein, von welchem wir uns ſelbſt wahrhaftig Meiſter nennen, oder den wir ganz anwenden können, wie es uns beliebt. Eine Menge unſerer Stunden gehen in einem Umlaufe kleinlicher Sorgen verlohren, in einer beſtändigen Wiederkunft von einerley Verrichtungen. Ein groſſer Theil unſers Vorraths für Ruhe oder Glückſeligkeit, verſchwindet immer mit dem gegenwärtigen Tage, und ein groſſer Theil unſers Daſeyns dient weiter zu nichts, als daß er uns den Genuß des übrigen vernichtet.

Nie verlieret man mehr Zeit, als wenn man darüber tobt, daß man keine hat. Alles verrichtet man alsdann mit Unluſt. Mit ſeinem Joche kommt gewiß jeder am beſten fort, wenn er es mit Sanftmuth

muth trägt. Aber in Höflichkeitsfällen muß man bey aller Sanftmuth dann doch Keckheit genug beſitzen, um alle Ketten abzuwerfen; alſo allerdings auch zuweilen nur funfzig Reſpektsbeſuche, in einer Woche, weniger machen. Dieß, und ein gutes Schloß vor der Thür, für jeden der uns nichts zu ſagen hat; und dann jeden Morgen der genaueſte Plan, und jeden Abend die ſtrengſte Rechnung mit ſich ſelbſt, friſtet und verlängert ſchon die Hälfte des Lebens. Wenn ſich jemand bey Melanchton melden ließ, ſo fragte er nicht nur nach der Stunde, ſondern nach der Minute wenn man kommen wolle, damit der Tag nicht in müſſiger Ungewißheit verſtreiche.

Traurigkeit über verſäumte Zeit und Arbeit verſchwindet, wenn man nur einmal gewohnt iſt haushälteriſch mit ſeiner Zeit zu verfahren, und frey und abgeſondert auf dem Lande lebt. Dann muß man gar keine Viſiten machen; dann wird man nicht, aller tauſendfach bezeigten Widerſpänſtigkeit und alles öffentlichen Proteſtirens ungeachtet, immer und immer zum Eſſen gebeten; dann hat man keinen Ueberlauf von Fremden, die nichts von uns wiſſen wollen, als wie uns die Naſe im Geſichte ſitzt. Dann hat man keine von allen hunderttau-

ſend

ſend Geſellſchaftspflichten, die alle miteinander nicht eine einzige Tugend werth ſind. Kein ungebetener und läſtiger Geſellſchafter, raubt uns dann, die ſchönen Stunden, die wir auf die nützlichſte Weiſe zuzubringen hofften. Hier foltert uns kein ſchwatzſeliger Beſucher, halbe Tage hindurch, mit der gröſten Höflichkeit, durch tauſend Stadtgeſchichten, die wir durchaus nicht wiſſen wollen. Hier erſäuft uns kein Pedant in ſeinem Schnack, indeß da wir vor Begierde vergehen, daß er doch endlich Abſchied nehme, und daß wir wieder hineilen können zu unſern Büchern und zu unſerm Arbeitstiſche.

Aber man hat auch mit groſſem Rechte geſagt: wie wenige von unzählichen Stunden der Einſamkeit werden mit irgend einer bleibenden und nützlichen Wirkung bezeichnet! Wie viele werden entweder mit leeren Träumen weggetändelt, oder einem ängſtlichen misvergnügten Nachſinnen, ungeſelligen bösartigen Leidenſchaften, oder unordentlichen ſträflichen Begierden Preis geben!

Einſamkeit iſt nicht immer ein Beweis, daß man denkt, und nicht tändelt. Man kann vollends in derſelben auf einem Wege ſeyn, der gefährlicher iſt als alle Wege der Welt. Wie oft macht uns

dann

dann auch, in wahrer Muſſe, Kränklichkeit unfähig irgend etwas nützliches zu denken und zu thun. Die traurigſte Art in der Einſamkeit zu leben, iſt doch die, wenn ein Kranker in derſelben an nichts denkt, als an ſeine Krankheit. Der gröſste Weltling verlieret im Taumel ſeines Lebens gewiſs nicht mehr Zeit, als ein melankoliſcher Menſch in der vollkommenſten Entfernung, und tiefſten Abgeſchiedenheit von allen Menſchen. Eben ſo zeitverderblich als Melankolie, und gewiſs eines der gröſsten Hinderniſſe unſers inwendigen Glückes, iſt üble Laune. Melankolie iſt doch ein Feind den wir fürchten, und dem wir widerſtehen; üble Laune überrumpelt uns, und wir ſind gefangen, eh wir an Widerſtand denken. Anſtatt dieſer Peſt des Lebens wäre es unausſprechlich viel beſſer, gar keine Laune (*) zu haben.

Uebler

(*) Niemand hat ſo gut und treffend erkläret und geſagt, was Laune iſt, wie unſer ſcharfſinnige Garve. Die Stelle iſt zu ſchön, um ſie nicht ganz hieher zu ſetzen. „Das Wort Laune, ſagt Herr Garve, ſoll „theils diejenige Anlage des Kopfs anzeigen, durch „die ein Menſch alle Sachen von einer etwas ſon„derbaren Seite anſieht, von allen auf eine etwas „ungewöhnliche Art gerührt wird; theils diejenige „Gemüthsart, in der er das, was er denkt, oder „wozu er Luſt hat, und was andere weder ſagen

„noch

Uebler Laune entgeht man, oder man widerſte⸗
het wenigſtens ihren Ausbrüchen, wenn man über⸗
leget, wie wir durch dieſelbe nicht nur auf Tage,
ſondern

„noch thun werden, weil ſie ſich von der Meynung
„der übrigen, oder von der Gewohnheit einſchrän⸗
„ken laſſen, ohne Zurückhaltung ſagt und thut. —
„Andere Charaktere verſchlieſſen ihre Betrachtungen
„in ſich, oder richten ſie blos nach den Abſichten
„ein, die ſie bey ihrer Rede haben, oder nach den
„Geſinnungen der Perſonen, mit denen ſie reden.
„Der launichte Charakter öfnet ſo zu ſagen die Seele;
„er treibt jeden Keim von Gedanken gleich ſo weit
„heraus, daß er geſagt werden muß; und läßt uns
„alſo mehr von der geheimen Philoſophie des Men⸗
„ſchen erfahren, als irgend ein andrer. Wenn dieſe
„Laune bey Leuten von gemeiner Seele vorkömmt,
„die eben nichts als etwas Alltägliches, Niedriges,
„Abgeſchmacktes bey den Sachen denken, ſo iſt ſie
„unerträglich. Für ſolche Menſchen iſt die Politeſſe
„und der Zwang der Gewohnheit ganz durchaus noth⸗
„wendig, wenn wir ſie nicht verachten oder haſſen
„ſollen, ſo wie häßliche Körper nothwendig bekleidet
„ſeyn müſſen. — Aber iſt es ein fähiger Kopf und
„ein edles empfindendes Herz, das ſich ganz ſeinen
„eigenen Eingebungen überläßt: ſo iſt uns in der
„That ſein Umgang lehrreicher und intereſſanter,
„als wenn ein eben ſolcher Kopf und ein ſolches
„Herz die Maske des gemeinen Wohlſtandes trägt,
„und, um andern Menſchen ähnlicher zu ſcheinen,
„den freyen Ausbruch ſeiner Gedanken und Geſin⸗
„nungen hindert.“

ſondern auf viele Wochen, und Monate, unſere Zeit verlieren. Ein einziger unangenehmer Gedanke, mit dem wir uns unnöthiger Weiſe ängſtigen und quälen, bringt uns oft auf eine lange Zeit, um alle Fähigkeit irgend etwas auſſer unſerm Alltagswege zu thun. Darum muß man ſich immer beſtreben keiner Unannehmlichkeit des Lebens mehr Einfluß auf unſern Thätigkeitstrieb zu erlauben, als ihr gebührt. So lange wir arbeiten, trauren wir weniger. Ueble Laune verdränget man augenblicklich, wenn man ein Buch ſchreibt, und ſie dann, mit Erlaubniß, nur gleich in ſein Buch ausgieſſet. So ergreift man oft ſauerſehend und brummiſch die Feder; und lachet ſchon wieder, indem man ſie weglegt.

Zeit und Leben ſind verlohren, wenn man allen Bedenklichkeiten, allen ſi und mais, allen Queergründen, Beſorgniſſen, und Schwierigkeiten ein gefälliges Ohr leiht. Nichts Kühnes und nichts Groſſes gelinget, wenn man in allen Dingen ängſtlich am Kleinen hängt, und nie keck genug denkt, um eine Sache eben ihrer Schwierigkeiten, oder ihrer Gefahr wegen zu unternehmen. Es würde ſich gar nicht der Mühe verlohnen zu leben, wenn man ſich nur mit edler Verachtung darüber wegſetzen

ſetzen könnte, daß der gröſte Theil des Lebens, wie ein Engländer vortreflich geſagt hat, aus kleinen Zufällen und geringen Begebenheiten beſteht; aus Wünſchen für nahe Gegenſtände, und Gram über fehlgeſchlagene Abſichten, von keiner Bedeutung; aus Inſektenqualen, die uns beiſſen, und verfliegen; aus Thorheiten, die eine Weile ſummen, und dann nie wieder gehöret werden; aus Vergnügungen, die wie Luftzeichen vor uns her tanzen, und verſchwinden; aus Complimenten, die über die Seele wegſchleichen wie andere Muſik, und vergeſſen werden von dem der ſie giebt, und von dem der ſie erhält.

Man hätte zu allem Zeit, wenn man nicht nur keine Zeit verlieren müßte, ſondern auch aus eigener Wahl keine verlöhre. Wer in ſeiner Jugend nichts lernte, als blos die Kunſt jede Viertelſtunde zu irgend einem Zwecke zu benutzen, erwürbe ſich gewiß ſchon dadurch die Anlage zu einem groſſen Geſchäftsmanne, denn dieſer findet in jeder Viertelſtunde etwas zu thun. Aber aus übler Laune oder Mangel von Energie, verlangen wir, eh wir eine Sache thun, immer Bequemlichkeiten, machen immer Bedinge, glauben immer es ſey itzt dazu nicht die rechte Zeit. Unſere Trägheit will immer in alles

hineingeſchmeichelt ſeyn, eh ſie ſich in Regſamkeit verwandelt.

Unſer Hauptwerk ſey alſo zuerſt, ein feſter Lebenszweck; dann die Entſchloſſenheit, ſo oft als möglich die Umſtände zu regieren, und nicht immer von Umſtänden ſich regieren zu laſſen. Bey aller äuſſerlicher Sanftheit und Schlankheit, muß darum im inwendigen Charakter eines Mannes in Geſchäften immer etwas eiſernes liegen. Gewiß weiß kein Menſch auf Erden, beſſer wie man jeden Augenblick benutzen ſoll, als der Monarch von dem man geſagt hat: il eſt poli et dur, comme le marbre (*).

Lebens-

(*) Voltaire hatte unrecht, als er das ſagte. Dieſer Monarch iſt feſt in ſeinen Grundſätzen, aber nicht hart. Meine Ohren haben keine angenehmere und freundlichere Stimme gehöret, als ſeine Stimme. Ich weiß zwar wohl, aber nicht aus eigener Erfahrung, daß dieſer Monarch auch da, wo es nöthig iſt, eine Stimme hat, die, wenn ſie auch nicht donnert, doch wie der Donner zermalmt. Aber gewiß würde man vor den Monumenten der Güte dieſes Monarchen eben ſo ehrfurchtsvoll ſtille ſtehen, als vor den Monumenten ſeiner Gröſſe, wenn man nicht alle groſſen Monarchen, bey ihrem Leben, noch unausſprechlich viel toller und ſchiefer beurtheilte, als jeden gemeinen Menſchen den man ſchief beurtheilt.

Lebenszweck iſt immer das Gegengiſt des Verluſtes von Zeit und Leben. Vom König bis zum Taglöhner, muß darum jeder Menſch wiſſen, was Er heute zu thun hat; und was Er heute thun kann, muß er thun. Alſo ſoll jeder Gedanke, jede Handlung des Menſchen, immer dahin zielen, wo geſchrieben ſteht, dafür biſt du hier. Jener Monarch, der ſeinem Jahrhundert den Ton angab, der ein Muſter für alle Monarchen der Folgezeit ſeyn und bleiben wird, ſtehet im Sommer um vier Uhr, und im Winter um fünf Uhr auf. Alle Briefe, die jeder ſeiner Unterthanen an ihn ſchreiben darf, alle den vorigen Abend und die vorige Nacht angekommene Memoriale und Papiere, liegen vor Ihm auf einem Tiſche. Der Monarch öfnet alles, ſieht alles durch. Aus allen dieſen Papieren macht er drey Haufen. Ein Haufen wird, nach ſeiner Vorſchrift, auf der Stelle beantwortet; ein Haufen kommt, mit ſeinen eigenhändig beygeſchriebenen Randgloſſen, an die dazu beſtimmten Miniſter, Befehlshaber, und Tribunale; und den dritten Haufen, qui n'a ni rime ni raiſon, wirft der Monarch ins Feuer. Dann kommen die Cabinetsſecretaire, und alles wird ihnen von dem Monarchen zur augenblicklichen Expedition abgeliefert.

Dann ſteigt Er zu Pferde, beſieht ſeine Legionen, und etwa die Fremden, die Ihn beſehen wollen. Dann kommt er an die Tafel, hat einen witzigen Einfall nach dem andern, und ſagt Dinge die durch ihre Wahrheit und ihre Weisheit in allen Jahrhunderten frappiren würden. Dann kommen die Cabinetsſecretaire wieder, und bringen alle ihnen des Morgens durch ein paar Federſtriche dictirte und nun im Schweiſſe ihres Angeſichts ins Reine geſchriebene Briefe zur Unterſchrift. Zwiſchen vier und fünf Uhr Nachmittags iſt alle Arbeit des Tages gethan. Dann ruhet der Monarch; und darinn beſtehet ſeine Ruhe, daß Er ſich bis zur Abendmahlzeit die beſten Schriften aus alter und neuer Zeit vorleſen läßt, oder ſie ſeinem Vorleſer ſelbſt vorliest. Ein Monarch, der ſo ſeine Zeit benutzet, kann wohl von allen ſeinen Miniſtern, Generalen, Civilbedienten und Officieren verlangen, daß kein Einziger ſeine Zeit verſchlendere.

Viele Menſchen möchten freylich immer nur wichtige Dinge thun, ſich nur mit groſſen Gegenſtänden beſchäftigen, und weil ſie dazu die Zeit ſich nicht nehmen wollen, ſo thun ſie nichts. Alſo erreichen ſie auch die Vortreflichkeit nie, wovon ſie

das Ideal immer im Kopfe behalten, niemals zur Wirklichkeit bringen, und nach demſelben doch beynahe Alles verſchmähen was in der Welt geſchieht. Ich habe in der Schweitz, und nirgends ſo häufig wie in Bern, eine Menge fähiger Köpfe dieſer Art gekannt. Sie hätten Schriftſteller von der erſten Gröſſe werden können, und lieſſen nie keine Zeile drucken; blos aus Liebe zur Behaglichkeit, oder aus Furcht daß man ſie alsdann weniger groß finde als ſie wirklich ſind. Müſſiggang, Zeitverſchwendung, und das köſtliche Nichtsthun, iſt dieſſeits der Alpen vielleicht in keiner Stadt ſo auffallend, ſo ſehr auf den Gaſſen, Marktplätzen, und Promenaden ſichtbar, wie in der Stadt Bern.

Aeuſſerſt unthätig ſind viele Menſchen, blos wegen ſchlechter Haushaltung mit ihrer Zeit. Sie brächten wol etwas wichtiges und ſelbſt etwas groſſes zu Stande, wenn ſie nur jede abgeriſſene Viertelſtunde ergriffen, und gleich zu ihrem Zwecke verwendeten; denn wie viele groſſe Dinge geſchehen nur Schritt für Schritt. Aber wird man immer unterbrochen; ergreift man jede Unterbrechung mit Zufriedenheit; wartet man immer auf Luſt und gute Laune die nur bey der Arbeit kommt; hat

man die groſſe Muſſe nicht, die man fodert, und die ſo mancher niemals findet; ſo glaubt man vollends man habe gar keine Laune, und gar keine Muſſe, und ſo spaziert und reitet man, den Morgen, den Mittag, und den Abend, über Zeit und Leben hinweg.

Einer der gröſten und rechtſchaffenſten Männer die jemals in der Schweitz lebten, mein ſeliger Herzensfreund Iſelin, ſchrieb ſeine Ephemeriden der Menſchheit, ein Buch das alle groſſen Herren in Deutſchland hätten leſen ſollen, und das viele auch geleſen haben, im Senat zu Baſel (*). Unſer Möſer in Osnabrück, der als Geſchäftsmann und Patriot, von unſerm Könige, von ſeinem Fürſten, von allen unſern Herren Miniſtern, und in Osnabrück von dem Adel, von der Geiſtlichkeit, von Bürger und Bauer geliebet und verehret iſt, ſchwang

(*) Herr Iſelin war Rathſchreiber. Alſo indem Er ſeine Ephemeriden ſchrieb, glaubten die Rathsherren in Baſel, Er protokollire was ſie ſagen; ſo wie vormals die Rathsherren zu Zürich in ihren Rathsverſammlungen glaubten, der unſterbliche Geßner ſange alle ihre Worte in ſeine Schreibtafel auf, wenn er die drollichſten Geſichter einiger von dieſen Rathsherren en Carricature zeichnete.

ſchwang ſich zu einer von wenigen deutſchen Schriftſtellern erreichten Höhe, beym Spiele (*).

Carpe diem ſagte Horaz, und das gilt von jeder Stunde. Völlig nach der Lehre der luſtigen Weltlinge, der Anacreontiſchen Sänger und Trinker, ſollte man alle Sorgen wegwerfen, immer fröhlich ſeyn, und jede Minute haſchen; aber, nicht zum Trinken, ſondern um fortzuſchreiten zu irgend einem groſſen Zweck. Einſam kann man ja ſeyn, mitten unter allem Lerm des Lebens, und der Welt. Bey den Toiletten kann man des Mittags einen guten Morgen wünſchen, dann Viſitenkarten abgeben laſſen, dann auf Aſſembleen ſich zeigen, und doch ſeinen Morgen und ſeinen Abend friſten. Man muß nur einen feſten Lebenszweck haben, und zu Hauſe eben ſo gerne mit Beharrrlichkeit und friſchem Muthe ſeine Arbeit fortſetzen, und zu irgend einer freudigen Ausſicht treiben, als jeden Mittag den Puder jeder Dame beriechen. Nur der Fleiſſige und Geſchäftige, nur derjenige der den ganzen Tag dem Staate oder ſeinen Mitmenſchen gedient

(*) Herr Möſer hat faſt alle ſeine fliegenden Blätter, die wahren Bürgen ſeiner Unſterblichkeit, ſeiner geiſtvollen Tochter beym Spiele dictirt.

gedient hat, kann ſich auf den Abend mit gutem Gewiſſen an einen Spieltiſch anklammern, ohne dabey ein Wort von einigem Werthe geſagt oder gehört zu haben, und ohne einen andern Gedanken mit ſich nach Hauſe zu nehmen, als ſo viel habe ich im Spiele gewonnen oder verlohren.

Den höchſten Vortheil der Zeit, und den einzigen Zweck zu dem ich alle dieſe Betrachtungen leiten möchte, giebt Petrarcha an. Wenn wir Gott dienen wollen, ſagt er, worinn die höchſte Freyheit und die höchſte Glückſeligkeit liegt; wenn wir unſern Geiſt durch die ſchönen Wiſſenſchaften erhöhen wollen, die uns zunächſt der Religion, das größte Vergnügen gewähren; wenn wir durch Nachdenken und Schreiben etwas hinterlaſſen wollen, das unſer Andenken erhalte, den ſchnellen Lauf unſerer Tage hemme, und dieſes kurze Leben verlängere; wenn wir dieß alles wollen: ach, ich bitte, ſo laßt uns fliehen, und den kleinen Ueberreſt unſerer Tage hinbringen in der Einſamkeit.

Das können wir nun nicht alle. Aber mancher iſt doch mehr und weniger Herr über ſeine Zeit, und kann doch nach eigener Wahl mit andern Menſchen ſich einlaſſen, oder ihnen ſich entziehen. Für

dieſe

dieſe werde ich alſo immer weiter die Vortheile der Einſamkeit betrachten.

Einſamkeit erhebet den Geiſt zu feinerm Geſchmacke, ausgebreitetern Gedanken, gröſſerer Thätigkeit, und gewähret ihm Vergnügungen, die über alles wegſetzen, und die ihm niemand raubt.

Man verfeinert in der Einſamkeit ſeinen Geſchmack, durch die ſorgfältigere Wahl des Schönen, womit man ſeinen Geiſt beſchäftigt. Von uns hängt es da doch ab, nichts zu ſehen als was uns Freude macht, nichts zu leſen und nichts zu denken als was unſern Geſchmack verbeſſert, und ihn über mehrere Gegenſtände verbreitet. Da entgeht man den falſchen Begriffen, die man ſo leicht im Umgange annimmt, wenn man auf anderer Empfindung ſich mehr verläßt, als auf ſich ſelbſt. Es iſt unausſtehlich, daß man ſich ſo oft muß vorſagen laſſen, dieß ſollſt du fühlen. Warum ſollte man nicht viel lieber ſich beſtreben ſeine eigene Gefühle ſelbſt richtig zu prüfen, und nicht nach willkührlichen Begriffen anderer, ſondern nach eigener freyer Wahl, und nach der Natur der Sache. Was kümmerts mich, ob der alte oder junge Geck hier, oder jenes Weib und jenes Dämchen dort,

ein Buch ſchön finden, das mir gefällt. Was lehren mich eure elenden froſtigen Critiken, worinn kein Sinn iſt für das wahre Schöne, Groſſe, und Gute. Wie kann ich mich beugen vor eurer elenden Kunſtrichterey, die den Werth jeder Sache nach willkührlichen Verabredungen beſtimmet, und das Ganze immer ſchief und falſch ſieht. Was kann ich von dem ganzen groſſen Haufen eurer Nachſprecher denken, die immer nur eure Meynung haben, immer erſt die Ohren ſpitzen nach dem was allgemein geſagt wird. Was beweiſen alle eure Meynungen, da ihr doch alle insgeſamt an dem ſchlechteſten Buche alles vortreflich findet, wenn ein angeſehener, lauter, ſchwatzhafter, ſchlechter und ſchiefer Kopf das Buch anpreiſet; und da ihr alle insgeſammt, auf deſſen Wort, nichts als dummes Zeug in einem guten Buche ſeht.

Ohne eine gänzliche Flucht aus einer ſolchen Leſewelt, iſt es unmöglich Wahrheit zu fühlen und Wahrheit zu ſehen, denn man wird angeſteckt, eh man ſichs verſieht. Aber mit dem Geſchmacke der das Schöne und das Häßliche, das Gute und das Schlechte allenthalben ſieht, von jenem gerühret und entzücket iſt, von dieſem mit Ekel die Abge-

ſchmackt-

ſchmacktheit fühlet; der wahre Glückſeligkeit bey jenem empfindet, und bey Flachheit, Ungereimtheit, Unverſtand, Verzerrung, und Plumheit, nichts als Marter; mit dieſem Geſchmacke, zieht man ſich auch gerne zurück, und genieſſet mit wenigen Freunden, oder alleine im ſtillen Umgang mit der ganzen vernünftigen Welt des Alterthums und der neuern Zeit, ſeine Früchte.

So entſtehet dann ein angenehmes Gefühl unſers Daſeyns, wenn wir erfahren, wie viel wir ſelbſt vermögend ſind zu unſerer Vollkommenheit und zu unſerer Glückſeligkeit beyzutragen. Dann freuen wir uns, daß wir dieſe Kräfte haben, daß wir ſie gebrauchen, daß wir alles damit ausrichten können zu unſerm eigenen Unterricht und Vergnügen, zum Vergnügen unſerer Freunde, und vielleicht auch einſt zum Vergnügen gleichgeſtimmter Seelen in der Ferne, die uns noch nicht kennen, und denen vielleicht Wahrheit aus unſerer Feder nicht misfällt.

Einſamkeit giebt uns ausgebreitetere Kenntniſſe und Gedanken, und dem Geiſte gröſſere Thätigkeit, durch die lebhaftere Neugier, den ununterbrochenen Fleiß, das eiſerne Ausharren, das ſie ſo natürlich veranlaſſet. Ein groſſer Kenner ihrer Vortheile

hat

hat geſagt: alle unſere Geiſteskräfte werden da geübt und geſtärkt; manche Dunkelheiten, die uns unſern Pfad beſchwerlich machen, werden zerſtreut; und wir kehren mit weit mehr Heiterkeit und Ruhe zu dem geſchäftigen und geſellſchaftlichen Leben zurück. Unſer Geſichtskreis hat ſich durch Nachdenken erweitert; wir haben mehr Dinge zu überſehen, und mit einander verbinden gelernt; wir bringen einen hellern Blick, richtigere Urtheile, feſtere Grundſätze in die Welt, in welcher wir leben und wirken; und können dann, auch unter mancherley Zerſtreuungen unſere Aufmerkſamkeit um ſo viel länger feſthalten, und über alles um ſo viel richtiger denken und urtheilen, da wir dazu geübt und vorbereitet ſind durch unſer Nachdenken in der Stille.

Ach wie iſt im gewöhnlichen Umgange die Neugier eines vernünftigen Mannes bald geſättigt; in der Einſamkeit wächſt ſie jeden Tag. Der menſchliche Geiſt ſieht bey ſeinen Unterſuchungen nie gleich das Ende. Man kettet Verſuche an Beobachtungen, Experimente an Schlüſſe, und immer entwickelt ſich eine Wahrheit aus der andern. Diejenigen, die ſonſt auf den Lauf der Sterne aufmerkſam waren, hatten freylich nicht vorhergeſehen,

welchen

welchen Einfluß einſt ihre Entdeckungen auf die Geſchäfte und die Wohlfart der Menſchen haben würden; ſie ergötzten ſich an dem Glanze des nächtlichen Himmels, ſahen daß jene Lichter aus ihrer Stelle rückten, waren begierig zu verſtehen was ſie bewunderten, und fanden ihren Lauf. So vermehret ſich jede Kraft der Seele in ſtiller Geſchäftigkeit, und der betrachtende Geiſt erhält immer eine gröſſere Ausbreitung je mehr er allen Beziehungen, Wirkungen, und Folgen einer erkannten Wahrheit nachdenkt.

Hängt der Verſtand an die Imagination ſein Bley, ſo iſt man zwar weniger eilig, aber den Schritt den man vorwerts gethan hat, macht man nie zurück. Imaginationsmänner bauen Welten, die wie Seifenblaſen zerplatzen, Verſtandsmänner ſichten alles, und behalten nur was taugt. Locke ſagt, die groſſe Kunſt des Fortſchreitens zum Erkennen ſey, daß man nur wenig auf einmal unternehme. Alſo ſcheiden ſich die noch unbetretenen Pfade nicht gleich vor dem Blicke des rohen Jünglings, der ſich einbildet, er überflügle ſein Zeitalter, wenn er höchſtens nur etwa ſeinen Freunden die Zähne lang macht, und dann wild, ſtaar, toll, und raſend, blickt, ſpricht, und ſchreibt.

Labirinthe entwickeln ſich der Aufmerkſamkeit; jede Höhe wird erreicht durch Ausdauren, alle Feſſeln werden abgeworfen durch Entſchloſſenheit, aber man muß nicht gleich morgen zu Markte bringen was man heute in der Einſamkeit ausheckt. Es iſt immer gut, daß man ſeine Begriffe an der Hand der Weiſen aus jedem Zeitalter erweitert, ſeine Seele in der Einſamkeit über eure engen Vorurtheile wegſetzt, ſeinen Nacken nie beugt unter die allgemeine Meynung, und ohne Rückſicht auf Formel, Syſtem, und Concordanz, immer vor ſich in der Stille den Weg geht, den man für den beſten hält. Aber will man noch höher hinauf, dann zeigt ſichs, daß man nur langſam in der Einſamkeit zur Reiſe bringt, was in der Welt gedeyen ſoll.

Der groſſe Engländiſche Schriftſteller Johnſon ſagt herrlich: alle Werke menſchlicher Kunſt, die wir mit Lob und Erſtaunung anſehen, ſeyen Beyſpiele der unwiderſtehlichen Kraft des Ausharrens. Dadurch ward der Steinbruch eine Pyramide; dadurch vereinigte man entfernte Provinzen durch Canäle. Wollte man die augenblickliche Wirkung einer Haue oder einer Schaufel mit der allgemeinen Abſicht und letzten Folge vergleichen, ſo verſünke

ſinke man unter dem Gefühle ihres Unverhältniſſes; und doch überwinden dieſe kleinen Wirkungen, wenn man ſie in einem fortſetzt, die größten Schwierigkeiten, und Berge werden eben gemacht, und Oceane beſchränket, durch die geringen Kräfte von Menſchen. Deswegen iſt es von der äuſſerſten Wichtigkeit, für diejenigen die ſich vornehmen von den gebahnten Wegen des Lebens abzuweichen, und Ruhm zu erwerben der gröſſer ſey, als dieſe Alltagsnamen, die ſtündlich in Vergeſſenheit ſinken, und durch die Zeit weggewiſchet werden mit ihrem unverdienten Lob: daß ſie ſich beſtreben bey ihrem Verſtande und ihrem Muthe auch auszuharren, daß ſie die Kunſt erwerben zu untergraben was ſich nicht zermalmen läßt, und die Fertigkeit erlangen hartnäckigen Widerſtand zu überwinden durch hartnäckige Angriffe.

Thätigkeit belebet eine Wüſte, macht eine Celle zu einer Welt, gewähret unſterblichen Ruhm dem ſtillen Denker in ſeiner Kammer, und dem emſigen Künſtler in ſeiner Werkſtatt. Der Geiſt findet Luſt an der Anwendung ſeiner Kräfte, alles freuet ihn was in die Ferne wirket, und er iſt immer da am meiſten zur Anſtrengung gereitzet, wo er Schwierigkei-

rigkeiten und Widerſtand ſieht. Als man dem Apelles die Wenigkeit ſeiner Gemählde vorwarf, und die unaufhörliche Aufmerkſamkeit mit welcher er ſeine Stücke verbeſſerte, antwortete Er nichts, als, ich mahle für die Nachwelt.

Fragt jenen Mann dort, der mit ſo vieler Würde lebt, ſo ſanft und nachſichtig alle eure Fehler rügt, ſo liebevoll euch auf beſſere Wege leitet, euren Geſellſchaften ſich nicht entzieht, ſondern Geſelligkeit anpreiſet und mit entzückenden Farben mahlt: ob durch Einſamkeit vervielfältigtes Leben und ausgebreitete Wirkſamkeit, nicht allen Trieb zu hirnloſem Zeitverluſt, und kaltherzigem Umgange verdränge; und ob Er das Gefühl von dem was wir im Stillen ſelbſt ſind und vermögen, nicht für edler halte, als das Vergnügen das uns etwa ein gnädiges Kopfnicken giebt?

Er wird euch antworten: Wenn in der feyerlichen Stunde der Einſamkeit das Selbſtgefühl in euch rege wird; wenn das Blendwerk deſſen, was euch doch immer fremde bleibt, was nur auf eine kurze Zeit mit euch verbunden iſt, vor euren Augen verſchwindet: wenn euer Geiſt gleichſam in die Tiefen ſeines Weſens hinabblicket; welche Fähigkei-

ten,

ten, welche Kräfte, welche Anlagen zu höherer Vollkommenheit und Glückſeligkeit, wird er nicht in ſich ſelbſt entdecken! Wie lebhaft empfindet er es dann, ſein gegenwärtiger Zuſtand ſey nicht die vollkommenſte Art, nicht das letzte Ziel ſeines Daſeyns; er ſey und werde hier nicht alles, was er ſeyn und werden kann; in ihm wohne eine ſtets rege, immer mehr umfaſſende und immer weiter wirkende Kraft, die ihre engen Schranken zu durchbrechen ſtrebe; und dieſe werde in andern Umſtänden, in andern Verbindungen, mit der ſichtbaren und mit der Geiſterwelt auch ganz andere Wirkungen hervorbringen, und ihm den Genuß ganz anderer Freuden und Seligkeiten gewähren.

Der Wolluſtteufel und der Müſſiggangsteufel wären nie in jene heiligen Faullenzer in Egypten und im Orient gefahren, hätten ſie, anſtatt ihre Tage in frommer Trägheit durchzugähnen, in ihren Wildniſſen ihren Geiſt durch nützliche Thätigkeit gehoben. Das Groſſe, das ſie ſich vornahmen, unterblieb, weil nichts ihre Seelen bey dürrer Arbeit angenehm bewegte. Hätten die Mönche den Menſchen ſtudirt, anſtatt ihn in läſſiger und wollüſtiger Einſamkeit für unbedeutende Meynungen zu haſſen

und zu verdammen, ſo wäre die Verfolgungswuth nie in ihr Hirn aus der Hölle gefahren, und die Dummheit hätte nie ihren Thron gehabt auf ihren Altären.

Mönchiſche Begriffe von Einſamkeit und Kloſterruhe wären Unſinn für Menſchen, die nach ernſthafter Vorbereitung in der Stille, und emſigem Umgange mit ſich ſelbſt, vermögend ſind etwas Gutes und Groſſes in der Welt zu wirken. Fürſten können nicht wie Mönche leben; man macht nicht mehr Miniſter aus Kloſterleuten und Generale aus Pfaffen. Petrarcha ſagte darum vortreflich: ich will nicht daß die Einſamkeit müſſig ſey, oder die Muſſe träge und nutzenlos. Einſamkeit muß Nutzen bringen für viele. Traurig und unglücklich wird unfehlbar ein müſſiger, träger, und von der Welt abgeriſſener Menſch. Er kann nichts Gutes ausüben, keiner edlen Wiſſenſchaft ſich ergeben, keinen Blick auf einen groſſen Mann aushalten.

Aber geiſtige Vergnügungen könnte er ſich verſchaffen, und das kann jeder wenn er will. Nur auf Vergnügungen die man ſich durch Geld erwirbt und an denen der Verſtand keinen Antheil hat, die blos auf die Vertreibung der Langenweile oder auf

die Betäubung der Sinne abzielen, auf alle Vergnügungen ohne Geiſt und Tugend, hat die vornehme Welt ein ausſchlieſſendes Recht. Aber dieſes Recht hat ſie nicht auf Vergnügungen die ſich unſer Geiſt ſelbſt ſchaffet, die mehr Früchte ſeiner eigenen Wirkſamkeit, Früchte ſeines Nachdenkens, ſeiner Ueberlegung und Unterſuchungen ſind, und die ſich alſo mehr auf unſichtbare als auf ſichtbare Dinge beziehen, auf Erkenntniß und Anſchauung der Wahrheit, und Gefühl unſerer eigenen, innern, immer zunehmenden Vollkommenheit.

Ein Geiſtlicher aus der Schweitz hat auf einer Kanzel in Deutſchland geſagt: ein geiſtiges Vergnügen, alſo ein Vergnügen das jedem Menſchen von jedem Stande zukommt, quille immer aus dem andern, und ſelbſt dasjenige welches wir am öfterſten genoſſen haben, verliere dadurch nichts von ſeinem Werth, werde nie unſchmackhaft, gewinne immer neuen Reitz und neue Süſſigkeit, zeige ſich immer von neuen Seiten und in neuen Verbindungen. Der Stof dieſer Vergnügungen ſey ſo unermeßlich als das Reich der Wahrheit, ſo unbegrenzt als die Welt, ſo unendlich als die göttliche Vollkommenheit. Geiſtige Vergnügungen ſeyen auch

deswegen weit dauerhafter als alle andere. Sie verſchwinden nicht mit dem Lichte des Tages, vergehen nicht mit der äuſſern Geſtalt der Dinge, verweſen nicht mit unſerm Körper im Grabe. Sie bleiben uns, ſo lange wir ſelbſt bleiben. Sie begleiten uns durch alle noch ſo groſſe Abwechslungen und Umkehrungen unſers gegenwärtigen und unſers zukünftigen Zuſtandes. Sie erſetzen uns in der Finſterniß der Nacht und unſerer Schickſale den Mangel der ganzen ſichtbaren Welt, und den Mangel aller Geſellſchaft.

Erhabene Männer behielten darum mitten in der groſſen Welt, und auf hoher Heldenbahn, Geſchmack an geiſtigen Vergnügungen. Sie blieben in den gröſten Geſchäften, aller Unterbrechungen ungeachtet, den Muſen getreu, und laſen die Schriften groſſer Geiſter. Es ſchien ihnen nicht, daß ein vornehmer Herr nichts zu leſen und nichts zu wiſſen nöthig habe. Sie ſchämten ſich ſogar nicht, zuweilen ſelbſt Schriftſteller zu werden. Als König Philipp von Macedonien zu Corinth den jüngern Dionyſius zum Eſſen hatte, verlachte zwar jener den Vater von dieſem, weil er zugleich Fürſt und Schriftſteller, und vollends Verfaſſer von Oden und

Trauer=

Trauerſpielen war. Wo mag wol dein Vater, ſagte König Philipp, Muſſe gefunden haben ſolches Zeug zu ſchreiben? In den Stunden, erwiederte der jüngere Dionyſius dem König, da du und ich ſaufen, und uns luſtig machen.

Alexander las überaus gerne. Als er die Welt mit Siegen, Blut, und Tod erfüllte, Könige gefangen nahm wie Vieh, über rauchende Städte, verheerte Provinzen, und zertrümmerte Throne, immer fortgetrieben ward, nach neuen Thaten mit neuer Kraftswuth, hatte Er, in dem Innern von Aſien, Langeweile, und keine Bücher. Alſo ſchrieb er an den Harpalus, daß er ihm die Schriften des Philiſtus ſchicke, viele Trauerſpiele des Euripides, Sophocles und Eſchylus, und die Dythiramben des Taleſtes.

Brutus, der Rächer der Freyheit Roms, lebte bey der Armee des Pompejus jeden Augenblick, wenn er ſeinen Dienſt nicht that, mit ſeinen Büchern. Nicht nur las und ſchrieb er immer, wenn die Armee müſſig war, ſondern vollends noch am Tage vor der für die Herrſchaft der Welt gelieferten Schlacht bey Pharſalus. Es war eben im höchſten Sommer, und entſetzlich heiß, und die

Armee hatte ſich in moraſtigen Gründen gelagert. Die Bedienten des Brutus, die ſein Zelt trugen, kamen ſpät an. Aeuſſerſt ermüdet, indem er ſie erwartete, badete er ſich, und ließ ſich gegen Mittag mit Oehl reiben. Sodann als er etwas gegeſſen hatte, und andere ſchliefen, oder ſich mit dem beſchäftigten was den Tag darauf geſchah, ſchrieb Brutus, an der Sonnenhitze, und ohne Zelt, bis an den Abend, an einem Auszug aus der Geſchichte des Polybius.

Niemand kannte geiſtige Vergnügungen beſſer als Cicero, der deswegen in ſeiner Rede für den Archias ſagt: wie ſollte ich mich dieſer Vergnügungen ſchämen, da ſie mich ſeit vielen Jahren nie gehindert, oder träge und verdroſſen gemacht, andern in ihrer Noth oder zu ihrem Beſten zu dienen? Wer kann mich daher tadeln, oder wer hat Recht es mir zu verargen, daß ich eben ſo viele Zeit auf Leſen und Schreiben verwende, als andere auf kleinliche Geſchäfte, Feſte, und Schauſpiele; oder grade die Zeit, die ſie in Wollüſten verſchleudern, oder zu Hauſe faullenzen, oder ſchmauſen und ſpielen?

Eben dieſes Geiſtes voll benutzte Plinius der ältere, jeden Augenblick. Beym Eſſen ließ er ſich

vorle=

vorleſen, auf ſeinen Reiſen hatte er immer ein Buch und ſeine Schreibtafel an der Seite. Aus allem was er las, machte er Auszüge. Er wollte durch dieſen Fleiß ſein Leben verdoppeln, und glaubte nicht daß er lebe indem er ſchlafe.

Der jüngere Plinius las wo er konnte, auf der Jagd, beym Eſſen, auf den Spaziergängen, in der ganzen Zeit die ihm ſeine Geſchäfte übrig lieſſen. Er hatte es ſich zwar zum Geſetze gemacht, jeder Pflichtsarbeit den Vorzug über die Arbeit zu geben, die ihm nur Vergnügen machte. Darum enpfand er aber auch ein ſo dringendes Verlangen nach Einſamkeit und Ruhe. Werde ich dann niemals, ſagte er in traurigen Stunden, die Bande zerreiſſen können, die mich feſthalten, weil ſie unauflöslich ſind? Nein, ich darf es nicht hoffen. Jeder Tag bringt mir neue Plagen zu den alten. Kaum iſt ein Geſchäft beendigt, ſo kommt ein neues. Die Kete meiner Arbeit wird immer länger und ſchwerer.

Petrarha war immer hypochondriſch, wenn er nicht las oder ſchrieb, oder wenigſtens in ſeiner Einſamkeit, an klaren Quellen, auf Bergen, Felſen, und in blumichten Thälern, auf die poetiſche Bil-

derjagd gieng. Damit er keine Zeit verliere, ſchrieb er auf ſeinen vielen Reiſen, in allen Wirthshäuſern. Einer von ſeinen Freunden, der Biſchof von Cavaillon, befürchtete, die Hitze mit welcher er zu Vauclüſe las und ſchrieb, möchte ſeine ſchon geſchwächte Geſundheit gänzlich zerſtören; und bat ihn darum eines Tages um den Schlüſſel zu ſeinem Schranke. Petrarcha gab ihm denſelben ſogleich, weil er nicht wußte, was er damit machen wollte. Der freundſchaftliche Biſchof ſchloß darauf ſeine Bücher und ſein Schreibzeug ein, und ſagte: Ich befehle dir daß du zehn Tage weder leſen noch ſchreiben ſollſt. Petrarcha gehorchte, indem er ſich die größte Gewalt anthat. Der erſte Tag ſchien ihm länger als ein Jahr, den zweyten hatt er Kopfweh vom Morgen bis in den Abend, den dritten empfand er am frühen Morgen einige Fieberregungen. Der Biſchof, den ſein Zuſtand rührte, gab ihm ſeinen Schlüſſel, und mit demſelbn ſeine Geſundheit wieder.

Pitt der Vater, ich weiß es aus dem Munde ſeines Nefen meines Freundes, war in ſeiner Jugend Cornett bey einem Dragoner Regimente, und lag in einer kleinen Stadt von England in Garniſon.

ſon. Seinen Dienſt that er mit der gröſsten Genauigkeit. Aber die ganze übrige Zeit war er alleine, gieng zu keinem Menſchen, und ſah keinen Menſchen, und las beſtändig die gröſsten Schriftſteller der Griechen und Römer. Auch ſogar ſein diätetiſches Verhalten war ganz auſſerordentlich mäſſig, weil er dadurch ein anererbtes Podagra bezwingen wollte, das ihn ſehr früh befiel. Seine Kränklichkeit machte ihn vielleicht einſam, und gewiß legte ſeine jugendliche Einſamkeit den Grund zu ſeiner nachherigen Gröſſe.

Solche Männer giebts nicht mehr, wird man ſagen. Mir deucht, das ſolle man nicht ſagen, und nicht denken. Alles Groſſe und Gute gedeyet zu ſeiner Zeit. War Pitt der Vater, kleiner als irgend ein Römer? Wird ſein Sohn, der als ein Knabe im Engliſchen Parlamente zuerſt wie Demoſthenes donnerte, dann wie Pericles die Herzen lenkte, und nun, in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre, als Englands erſter Miniſter ſich ehrwürdig und furchtbar macht, in irgend einer Lage jemals kleiner denken und handeln als ſein Vater? Was die Menſchen einmal waren, das können ſie immer ſeyn. Wer eben in der Zeit lebt, da in der Welt die gröſsten Dinge Schlag auf Schlag ge-

ſchehen, muß nie glauben, Er könne nichts, ſobald man das größte Recht hat die größten Dinge von ihm zu erwarten. Griechenland und Rom hatten auf dem Throne, und im Felde, keinen groſſen Kopf, der nicht eben itzt ſeines gleichen auch in Deutſchland hat. Kraft zu allem iſt da. Weisheit und Tugend gedeyen, ſobald man das will und mag, bey Hofe wie in der größten Dunkelheit des Privatlebens, im Pallaſte wie auf der Dachſtube. Weiſe Einſamkeit iſt nirgends ſo ehrwürdig wie in einem Pallaſte. Von da läßt ſich bey dem Adel wie bey dem Volke, Geiſt und Ungeiſt, Licht und Finſterniß ſcheiden, wenn alles dazu vorbereitet iſt. Da werden im Stillen die größten Dinge gewogen. Da kann man immer ruhig, zufrieden, und glückſelig leben, wenn man leiſe alles thut was man ſoll, Köpfe um ſich her hat, und keine ſchlaffen Seelen. Aufklärung dämmert überall. An wenig Orten iſt man noch um funfzig oder hundert Jahre zurück. Aber alles läßt ſich nicht umſchaffen. Es iſt wenigſtens klug, wenn mancher, der an einem Hofe die Fackel der Philoſophie doch wol bisweilen auf einen Augenblick könnte leuchten laſſen, da lieber nur leuchtet wie ein Johanniswürmlein.

Einſam=

Einſamkeit ſetzet am Ende über alles hinweg, alles gehe übrigens in der Welt wie es kann und mag. Wer durch Reichthum und Wollüſte, und hohen Stand nicht glücklich iſt, kann im Schatten von jedem Baume, mit einem guten Buche in der Hand jede Lebensplage vergeſſen. Er genieſſet in der Einſamkeit unausſprechlich mehr und mannigfaltigeres, immer reines, immer lebhaftes, immer von neuem aufloderndes Vergnügen. Nicht an der Hoftafel, ſondern bey ſeinem Arbeitstiſche wird er voll Geiſtes. Da giebt ihm jede Aeuſſerung ſeiner Kräfte die angenehme Empfindung ſeines Daſeyns, und deſſen was er einſt werden kann, wenn es ihm beliebt. Sind ſeine Abſichten groß, und ſeine Neigungen gereinigt, ſo werden ſeine Vergnügungen in der Einſamkeit eben dadurch immer gröſſer; und er lernt allen Gift, den Schmeichler ihm anbieten, immer mehr fürchten, und alle leeren Luſtbarkeiten immer mehr verachten.

Wer die Menſchen fliehet, um ſich ihre Liebe und ihren Dank zu erwerben, wer mit der Sonne aufſteht, um mit den Todten zu leben, der iſt freylich nicht ſchon bey Tages Anbruch geſtiefelt. Seine Pferde ruhen im Stall, und ſeine Thür iſt

für

für den Müſſiggänger geſchloſſen. Aber weil er den Menſchen und die Menſchheit ſtudirt, ſo behält er auch da, wo er die Sonne durch ſeine Fenſtervorhänge abhält, und die ſchöne ländliche Ausſicht gar nicht genieſſet, die Welt doch immer im Auge. Alles was er jemals geſehen und erfahren hat, wird dann durchgeſichtet. Jede in der Welt gemachte Beobachtung beſtätiget ihm eine Wahrheit, oder widerleget ein Vorurtheil. Alles wird da entſchleyert, ſeines falſchen Glanzes beraubt, nach ſeiner Natur dargeſtellt. Die Wahrheit geht im Umgange immer gekleidet, hier zeigt ſie ſich nackt. Ach wie himmliſch wohl wird uns, wenn wir doch einmal in einer Lage ſind, wo wir nicht lügen müſſen.

Solche Vergnügungen der Einſamkeit vertragen ſich mit jeder Pflicht für das Publicum, denn ſie ſind die höchſte Ausübung von dem, was jeder für das Publicum vermag. Oder iſt es etwa ein Verbrechen, daß man Wahrheit ehret, liebt, und gerne ſagt? Iſt es ein Verbrechen, daß man zuweilen die Kühnheit hat öffentlich zu rügen, was ein Alltagskopf nur zitternd denkt; und daß einem doch, ab und zu, ein wenig Freyheit beſſer behaget, als immer gebeugter Sinn, und unterthänige Devotion?

Kommt

Kommt nicht Wahrheit durch Schriftſteller unter das Volk, und vor die Augen der Groſſen? Erregen gute Schriftſteller nicht Muth zum Denken? Iſt Denkfreyheit nicht die Urſache von jedem Fortſchritt der Vernunft? Eben darum wirft man gerne in der Einſamkeit die Ketten ab, die man in der Welt trägt. Eben darum ſagt der einſame Denker, ganz ohne alles Federleſen, was er etwa im gemeinen Leben nur unterthänigſt anheim giebt. Feigheit dringet in die Einſamkeit nicht. Wer Luſt und Liebe dazu hat, gewöhnet ſich nirgends ſo gut wie da, vornehmem Uebermuth in die Augen zu ſehen, und dem ſchalen Deſpotiſmus der hohen Unvernunft den Flor vom Kleide, und die Haube vom Kopfe zu reiſſen.

Einſamkeit gewähret Freuden von der erhabenſten Art, die nie vergehen, wenigſtens ſo lange die Seele in einem nicht ganz verwelkten Körper wohnt. Solche Freuden geben Heiterkeit in allen Umſtänden des Lebens, Troſt in jedem Unglück, verſiegen nie, werden zu einem eben ſo dringenden Bedürfniſſe, als dem abgenutzten Weltling ſeine Unthätigkeit, und ſein elendes Jappen nach Vergnügen das er von einer Hausthür zur andern ſucht, und nirgends

gends mehr findet. Von ſolchen Freuden ſagt Cicero: ſie nähren die Jugend, ſie vergnügen das Alter, ſie erhöhen das Glück, ſie ſind in Widerwärtigkeiten unſer Troſt, und unſere Zuflucht, ſie ergötzen uns zu Hauſe, ſie beläſtigen uns nicht im Felde, ſie verkürzen uns die Nächte, ſie begleiten uns auf Reiſen, und aufs Land. Die ſchönen Wiſſenſchaften, ſagte der jüngere Plinius, ſind meine Liebe und mein Troſt; ich kenne nichts das angenehmer ſey, keine Widerwärtigkeit, die ſie nicht verſüſſen. In der Unruhe über die Unpäßlichkeit meiner Frau, über die Krankheiten meiner Bedienten, und den Tod von einigen, finde ich keine Hülfe, als in meinen Studien; ob ich gleich die ganze Gröſſe des Uebels dabey begreife, ſo wird mir doch alles dadurch erträglicher.

Einſamkeit allein erhält dieſe Liebe für die ſchönen Wiſſenſchaften, und dieſen Geſchmack für Philoſophie, und alles was den Geiſt im Stillen angenehm beſchäftigt. Es iſt unmöglich daß ſich Geſchmack bey allen Herren im Amte erhalte, da viele ſich dagegen oft ſo ſchnöde in die Bruſt werfen, und immer laut lachend ſagen, da weiß ich nichts von! Geübte Denkkraft, ein beſtändiges Streben nach

neuen Beobachtungen und Ideen, iſt eine beſtändige Zuflucht für den, der ſich durch jede Beobachtung bereichert glaubt, und dem Denken immer Früchte bringet. Als Demetrius die Stadt Megara eingenommen hatte, und nun alles von den Soldaten rein ausgeplündert ward, ließ er den Philoſophen Stilpon zu ſich rufen, und fragte ihn: ob er bey dieſer Verwirrung nicht das Seinige verlohren habe? Nein, ſagte Stilpon, denn alles was ich habe, liegt in meinem Kopfe. Will man darum den Kopf eines Denkers des einzigen Glückes berauben, das er hat und verlanget, ſo muß man ihm die Hypochondrie wünſchen; oder man muß, nach der Manier gewiſſer kleiner Schweitzeriſcher Republiken, die nur einen Kopf haben, dieſen Kopf weghauen.

Einſamkeit allein zieht miskennte Menſchen aus dem unbemerkten Haufen hervor. Wie mancher Mann von Geiſt und erhabenem Charakter, könnte Licht und Wärme um ſich her verbreiten, und lebt verachtet, miskennt, und verworfen unter einer Menge von Dummköpfen und niedrigen Seelen. Man ſchätzet dieſe alle höher als ihn. Noch hat er nichts geſchrieben, noch iſt kein öffentlicher Beweis ſeiner Fähigkeiten, ſeines Werthes, und ſeiner gan-

zen Denkart vorhanden. Wohl ihm hingegen, den nicht gereuen darf was er ſchrieb, deſſen Buch keine Lügen enthält, deſſen ganze Seele man eben ſo natürlich in ſeinem Buche ſieht, wie in einem Spiegel (*). Rouſſeau ſchrieb und verbarg ſich; hätte man nur mich geſehen, ſagt er, ſo hätte man nie gewußt, nie ſogar geargwohnt, was mit mir iſt (**).

Mancher Schriftſteller, der weit unter Rouſſeau ſteht, kann dieß ohne alle Eitelkeit denken. Wer

(*) In einem ſchönen Buche, Neſſir und Zulima, eine Erzählung nach Raphael (Berlin und Leipzig 1782) iſt dieß alles unendlich ſchöner und beſſer ausgedrücket, als ich es ſagen könnte. „Wohl dem Manne, „heißt es da, den nicht gereuen darf, was er, mit „der Feder oder mit dem Pinſel öffentlich hinſchrieb! „Er geht davon; aber in jedem Worte, in jeder Linie „redet Er, ſo lang ein Strich ſeiner Arbeit zu ſehen „iſt, mit unzählichen Menſchen. Die wenigſten kennt „Er, die meiſten ſind noch ungebohren. Er ſagt „mehr als er ſelber zu ſagen glaubt; einem jeglichen „etwas anderes, nachdem einer, zu der Schrift oder „zum Gemählde, Sinn, Herz und Geiſt mitbringt. „Jeder macht daraus was er machen kann, und was „er eben zu dieſer Zeit nöthig hat.“

(**) Le parti que j'ay pris d'écrire et de me cacher, eſt préciſemant celui qui me convenoit. Moi préſent on n'auroit jamais ſçu ce que je valois, on ne l'auroit pas ſoupçonné même.

Wer möchte alles ſagen was er fühlt. Misverſtehen würde man alles. Aber man kann ſchreiben und drucken laſſen was man fühlt und denkt. So wie mancher eben darum in Ehre und Anſehen geblieben wäre, wenn er nichts hätte drucken laſſen; oder vielleicht gar einen groſſen Ruhm hat, weil keine Zeile gedruckt iſt von allem was er denkt und empfindet; ſo rächet hingegen mancher ſeine Ehre eben durch das was er drucken läßt, gegen die, in deren Gegenwart er immer ſchweigt.

Einſamkeit iſt alſo der Canal aus dem alles hervorgeht, was man im Umgange verheelet. Da macht man, wenn man ſchreiben kann und mag, ſeinem Herzen Luſt. Wir ſchreiben zwar nicht immer darum, weil wir einſam ſind, aber wir müſſen doch einſam ſeyn wenn wir ſchreiben wollen. Das Vergnügen ſeine Gedanken und Geſinnungen vor ein gröſſeres Publicum zu bringen, als das Publicum worinn man lebt, iſt der gröſte und beynahe der einzige Lebensgenuß für denjenigen, der da, wo er lebt, nicht ſagen kann und mag was er denkt.

Schreiben und Schwatzen ſind freye Künſte. Schreiben muß man in der Einſamkeit; ſchwatzen und ſchnacken kann man überall in Geſellſchaft.

Aber es iſt viel beſſer daß ein Schwätzer ſchreibt, weil alsdann niemand gegen ſeinen Willen nöthig hat ihn zu hören.

Schreiben kann jeder in ſeiner Kammer. Aber wer philoſophiren oder dichten will, der muß ſeine volle Freyheit haben, der muß nicht jeden Augenblick ſeine Thür knattern, oder ſeine Kinder ſchreyen hören. Ihm muß nicht gleich, vom frühen Morgen an, das Schöpsgeſicht ſeines Bedienten jeden Augenblick vor das Anſchauen kommen; er muß nicht jeden Morgen zwanzig fahnenähnliche Billete erhalten. Man muß ihn alleine laſſen. Er muß dem Triebe ſeines Kopfes folgen, ſich hinſetzen können wo er will, wenn es ihm beliebt, und wohin ihn der Geiſt treibt, unter freyem Himmel oder zu Hauſe, dort in dem Schatten eines ſchönen Baumes, oder hier in ſeinem Lehnſtuhl. Zu glücklicher Schriftſtellerey gehöret Bedürfniß der Seele, Leidenſchaft, Luſt ohne Zwang, Eifer ohne Abhaltung. Hat man dieß alles nicht beyſammen, wird man immer unterbrochen (*), ſo muß man freylich ſeine

(*) Eine der größten Kräfte der Seele, iſt die bewunderungswürdige Kraft ſo vieler Miniſter und Staatsmänner, die immer tauſend Dinge zuſammen verrichten,

ſeine Seele Brach liegen laſſen, bis die gute Stunde kommt, da man ſelbſt durch alle Hinderniſſe her- [illegible] durch- richten, immer ſich unterbrechen laſſen, und dann noch immer ihren Faden da wieder aufnehmen, wo ſie ihn haben fallen laſſen. Alles kommt bey allen Menſchen hierbey auf Gewohnheit an. Es iſt äuſſerſt wichtig, ſchon bey der erſten Erziehung darauf zu ſehen, daß man nicht bey jeder Unterbrechung den Faden ſeiner Gedanken verliere. Aber auch im männlichen Alter müſſen wir immer dagegen kämpfen, daß wir auch durch Kränklichkeit und Nervenunruhe uns nicht verleiten laſſen, gleich aufzufahren wenn uns etwas in die Queere kommt, und den Gang unſerer Gedanken unterbricht. Kränklichkeit erzeuget freylich ſehr leicht dieſe üble Laune, aber üble Laune zerrüttet und entſtellet Geiſt, Herz, und Charakter, auch bey Menſchen die im Grunde äuſſerſt gutmüthig ſind. Beſonnenheit und Gegenwart des Geiſtes, und ein feſter und ruhiger Gedankengang in allen möglichen Fällen, ſind darum an allen Menſchen ehrwürdig. Nicht wenige Damen von meiner Bekanntſchaft ſchreiben die ſchönſten Briefe, auf ihrem kleinen runden Knie, indeß da ihr Friſeur unter beſtändigem Schnack, ſein groſſes Werk an ihnen verrichtet; oder indem ſie, noch obendrein, ihr Zimmer voll Menſchen haben. Cäſar, Haller, Möſer, Iſelin, und Lavater ſind groſſe Beyſpiele dieſer Geiſteskraft. Lavater ſitzt bey ſeinem Mittagseſſen, unterhält ſeine Geſellſchaft von allem was man will, ſteht auf, und ſchreibt, indem er in ſeiner Stube auf und nieder geht, ein Dutzend Briefe an ſeine Lieben und Ge-

 treuen.

durchbricht, und alle ſeine Feſſeln zermalmt. Gut ſchreibt man nie, wenn man nicht durch einen innern Ruf getrieben iſt zum ſchreiben, wenn man nicht die glücklichen Minuten ablauert, in welchen

der

treuen. Dann kommt Er wieder zu Tiſche, wo er der angenehmſte, ſanfteſte, offenſte, und liebenswürdigſte Geſellſchafter iſt. Dann ſteht er wieder auf, und ſchreibt an einer Predigt. Ganze Nachmittage und Abende hindurch, unterhält er ſich mit vornehmen Damen, Fürſtinnen ſogar, und ſchreibt an ihrer Seite, unzählige Briefe von wenigen Zeilen in alle Welt, und dictirt zugleich ein Buch, ſeine Meſſiade zum Exempel. Menſchen hingegen, die ſolche Geiſteskraft nicht haben, unterbricht und zerſtreuet Alles; dieß iſt Schwäche, und dieſe Schwäche habe ich. Immerwährender grauſamer Schmerz, der viele Jahre hindurch nie aufhörte, und bey dem ich alle meine Geſchäfte that, immerwährende Unruhe in meinen Nerven, die noch weit mehr niederdrückend iſt als aller Schmerz, und den Geiſt noch weit mehr zerrüttet, ſtürzten mich in dieſen Zuſtand. Den äuſſerſt ſeltenen Fall ausgenommen, da ich mich wohl befinde, verſtimmet mich Alles. Jede Sache muß ich darum mit Ruhe thun können, oder ich thue ſie entweder gar nicht, oder äuſſerſt unvollkommen. Seitdem ich anfieng dieſes Buch zu ſchreiben, ward ich, durch die beſtändigen Unterbrechungen, oft auf viele Monate ſo verſtimmt, daß ich nicht vermögend war eine Zeile daran zu ſchreiben, daß ich an mein Buch gar nicht mehr denken mochte. Zu anderer

Zeit,

der Kopf helle iſt, und das Herz warm. Man muß erwecket ſeyn durch lebhafteres Anſchauen, erhöhet durch edlere Geſinnungen, geſtählt durch Nichtachtung der Hinderniſſe; dann wird man al- [illegible] les

Zeit, wenn ich etwas mehr Muth und Kräfte hatte, ſträubte ich mich wenigſtens gegen die zu häufigen Unterbrechungen, ſo viel ich es mit Ehre und gutem Gewiſſen konnte, und gab nur alsdann nach, wenn ich mußte. Aber daher kommt auch mein zerſtückelter Vortrag, und vielleicht das meiſte was in dieſem Buche ſchlecht iſt. Soll ich ſo gut ſchreiben, als ich nach meinen kleinen Kräften ſchreiben kann, ſo muß ich glauben, ich ſey nun auf vier, fünf, bis ſieben Stunden frey; und dann werfe ich auf einmal alles aus, was in mir iſt. Weit beſſere Leute als ich bin, vertrugen auch keine Unterbrechung, und waren doch wahrſcheinlich weit geſunder und ſtärker als ich. Nachdem Kaiſer Antoninus die morgenländiſchen Unruhen geſtillet hatte, verweilte er auf einige Zeit noch in Smyrna; und als ihm daſelbſt jedermann aufwartete, fiel ihm ein, Er habe den Redner Ariſtides noch nicht geſehen. Wo bleibt Ariſtides, fragte der Kaiſer ſeine Hofleute? Die Hofleute verſicherten, Ariſtides ſey noch nicht da, ſonſt würde man ihn leicht erblicken, und vor den Kaiſer bringen können. Endlich kam Ariſtides. Der Kaiſer fragte ihn: warum haſt du ſo lange aufgeſchoben mich zu ſehen? Ariſtides antwortete: ich arbeite; und du weißt, daß das menſchliche Gemüth die Unterbrechung ſeiner Gedanken ungerne erträgt.

les gewaltig aufaſſen, aber auch ſorgſam ſeine Gedanken ausleſen, und ſeine Worte ausbilden. Dann frägt man ſich ſelbſt nicht mehr: ſoll ich ſchreiben oder nicht? Man muß ſchreiben; und fiele auch Hausweſen, Familie, Liebe der Freunde, Gunſt der Groſſen, Alles, darüber zu Trümmern.

Petrarcha fühlte dieſen innern Ruf, als er ſich aus der laſterhafteſten und ſchmutzigſten (*) aller damaligen Städte in der Welt, der Stadt Avignon, in welche die Päbſte den heiligen Stuhl, und die Schlüſ=

(*) Petrarcha macht in ſeinem zweyten Dialog mit dem heiligen Auguſtinus, von der Stadt Avignon folgendes Gemählde, bey dem vielleicht für deutſche Delicateſſe die Farben etwas zu dick aufgetragen ſind. „Ich wohne, ſagt Er, in einer ſchmutzigen und ge„räuſchvollen Stadt, in der Abzucht und dem Pfuhle „alles Schlammes von der Welt. Alles verurſachet „mir hier Widerwillen und Ekel. Allenthalben und „bey jedem Schritte, ſtoſſe ich, in dieſen engen und „abſcheulichen Gaſſen, auf ſtinkende Schweine, auf „wütende Hunde, auf raſſelnde Wagen, auf Ge„ſpanne von vier Pferden die den Durchgang ver„ſperren, auf Bettler von ſchauerigtem Anblick, auf „Fratzengeſichter aus allen Ländern, auf unverſchämte „und übermüthige Vornehme und Reiche die erſof„fen ſind in Vergnügungen und Unzucht, und überall „auf einen unbändigen Pöbel, der ſich immer in den „Haaren liegt.“

Schlüſſel zum Himmelreiche verleget hatten, von dem Pabſte der ihm gewogen war, und von allen Cardinälen und Fürſten losriß. Als ein ſehr junger Feuerkopf ſonderte er ſich ab von einer ſolchen Welt, und gieng, ſechs Stunden von Avignon, in ſeine berühmte Einſamkeit nach Vauclüſe, wo er einen einzigen Menſchen zur Bedienung um ſich hatte, und nichts beſaß, als ein kleines Haus, und ein Gärtchen. Von der Anmuth dieſes Ortes eingenommen, ließ er alle ſeine Bücher dahin bringen, lebte da viele Jahre, und alle ſeine Schriften ſind da verfertigt, oder angefangen, oder entworfen. Petrarcha hat mehr in Vauclüſe geſchrieben, als ſonſt in allen übrigen Oertern ſeines Aufenthaltes. Aber er feilte da auch immer an ſeinen Schriften, und konnte ſich ſehr lange faſt gar nicht entſchlieſſen irgend etwas herauszugeben.

Virgil nennt die Muſſe, die er in Neapel genoß, unedel und dunkel. Aber er ſchrieb in dieſer Muſſe ſeine Georgica, das vollkommenſte aller ſeiner Werke, das in jeder Zeile verräth, Virgil habe gewußt, daß er für die Unſterblichkeit ſchreibe.

Jeder groſſe Schriftſteller wirft dieſen enthuſiaſtiſchen Blick auf die Nachwelt, hat dieſe Ahndung

der Unſterblichkeit. Der gute Schriftſteller verlanget für weniger Aufwand, auch einen geringern Lohn, und findet zuweilen was er verlanget. Beyde müſſen ſich von den Menſchen abſondern, Wälder und Schatten ſuchen, ganz in ſich hineingehen. Alſo iſt alles was ſie thun, und alles was ſie gewinnen, immer eine Wirkung der Einſamkeit. Liebe für die Einſamkeit muß ihre ganze Seele einnehmen und feſthalten, wenn ſie etwas hervorbringen ſollen das auf die Nachwelt komme, oder das des Anblickes weiſer Zeitgenoſſen werth ſey. Alles was tiefes Gefühl auf einen Schriftſteller vermag, erhält durch Einſamkeit das Daſeyn. Da überſchaut und ſammelt er alles, was in der Welt ſeine Seele drückte. Da ſchärft er ſeine Pfeile gegen verjährtes Vorurtheil, und allgemeinen Wahn. Die Fehler der Menſchen begeiſtern den moraliſchen Schriftſteller, und heben ihm die Seele durch die Begierde die Menſchen zu beſſern, ſo ſehr als manchen andern durch die Begierde ihnen zu gefallen. Aber das Verlangen nach Unſterblichkeit iſt das Aeuſſerſte, das ſich ein groſſer Schriftſteller erlauben darf. Keiner darf es, der Bacons Geiſt nicht hat, und der in ſeiner Art nicht eben ſo gut ſchreibt wie Rouſſeau, oder Voltaire; keiner, als ſolche, die für

das

das Publicum ſchreiben um ihm Geſetze zu geben, und nicht um Geſetze von ihm anzunehmen. So entſtehen Werke für die Nachwelt. Solche Köpfe dürfen ſagen: wir fühlten uns belebet durch dieſen ſanften und tröſtenden Gedanken, man werde auch noch von uns ſprechen, wenn wir nicht mehr ſind; durch dieſes ſo wollüſtige Gemurmel, das uns aus dem Munde einiger unſerer Zeitgenoſſen hören ließ, was einſt Menſchen von uns ſagen werden, für deren Unterricht und Glückſeligkeit wir uns aufopferten, die wir hochſchätzten, die wir liebten, ob ſie gleich noch nicht gebohren ſind. Wir fühlten wie dieſer Keim des Wetteifers ſich in uns entwickelte, der dem Tode unſern beſten Theil beneidet, der dem Nichts die einzigen und uns allein ſchmeichelnden Augenblicke unſers Daſeyns entreiſſet.

Ruhmbegier leitet aus dem kleinen Lichtkreiſſe einer Nachtlampe, wie vom Throne, wie durch den Ocean, wie aus dem Schlachtfeld, zu Thaten deren Andenken nicht ſtirbt, und nicht ſich endigt bey Tode und Grab. Der Mittag des Lebens iſt dann noch eben ſo ſchön als ſein Morgen. Lob, das ſtarke und erhabene Seelen ſchon beſitzen, ſagt Plutarch, wird ihre Begier danach nur mehr ſchärfen und

erwecken; durch die Kraft des ſchon erworbenen Ruhmes werden ſie getrieben, wie durch einen Sturm zu allem Schönen und Groſſen. Sie betrachten ſich nicht als ſchon belohnte. Ihre vorigen Thaten waren nur für die ein Pfand, die man noch von ihnen erwartet; ſie würden ſich ſchämen ihrem Ruhme nicht getreu zu leben, und ihn nicht noch zu verherrlichen durch gröſſere Thaten.

Wer mit der Fauſt ins Geſicht alle falſche Ehre, allen dummen Beyfall, jedes ſchale Compliment, demjenigen erwiedern möchte der ihm das Compliment macht, fühlet doch eine gewiſſe Wärme im Herzen bey der Schwärmerey, mit welcher Cicero ſagt: warum wollen wir uns in einer Sache verſtellen, die wir doch nicht vermögend ſind zu verbergen? Warum machen wir uns nicht lieber eine Ehre daraus frey zu bekennen, wir trachten alle nach Ruhm, und die edelſten Seelen fühlen dieſen Zug am ſtärkſten? Sogar die Philoſophen, welche von der Verachtung des Ruhmes ſchreiben, ſetzen auf den Titel ſolcher Bücher ihre Namen, und bezeugen auch da wo ſie die Geringſchätzung eines groſſen Namens predigen, ſie wünſchen, daß man ſie nenne nnd lobe. Keinen

andern Lohn verlanget die Tugend für alle Mühſeligkeit und Gefahr. Was bliebe ihr auch übrig, wenn man ihr in dieſem armſeligen und kurzen Leben dieſen Lohn entzöge? Hätte die Seele nicht Ahndungen der Zukunft, ſteckte ſie ihren Gedanken keine weitere Grenzen als die engen Schranken dieſes Lebens, ſo würde ſie weder durch ſo ſchwere Arbeiten ſich ermüden, noch mit ſo vielen Sorgen und Nachtwachen ſich quälen, noch ſo oft für die Erhaltung des Lebens kämpfen. Aber in den beſten Menſchen haftet tief ein edler Trieb, der ſie Tag und Nacht mit Ruhmbegier erfüllet, und die ſchönſten Seelen ermuntert, das Gedächtniß ihres Namens nicht blos dieſem Leben zu überlaſſen, ſondern zu erhalten bis auf die ſpäteſte Nachwelt. Oder wollten wir, die dem Staate dienen, die für ihn täglich in ſo vielen Gefahren ſchweben, unſer ganzes Leben ohne einen einzigen ruhigen Augenblick hinbringen, und dann kleinmüthig glauben, alles ſey auf einmal mit dem letzten Hauche verlohren? Viele groſſe Leute waren darauf bedacht, ihre Geſichtszüge der Nachwelt in Erz und Marmor zu hinterlaſſen, und warum ſollten wir nicht vielmehr wünſchen unſern Geiſt und unſer Herz für ſie abzubilden? Ich wenigſtens dachte immer bey allem

was

was ich that, ich ſäe für die Zukunft, und zum ewigen Andenken bey der ganzen Welt. Nun mag ich mir auch dieſes nach meinem Tode erinnern, oder nicht erinnern, ſo labe ich mich doch itzt an dem Gedanken und mit der Hofnung meines Nachruhms.

Solche Schwärmerey ſollte man in unſerm ſchwärmeriſchen Zeitalter wünſchen Jünglingen von hoher Geburt beyzubringen. Ach wer ſo glücklich wäre dieſe Flamme in ihren ſchönen jungen Herzen anzuzünden, und durch dieſelbe ſie abzuhärten zu eiſernem Fleiſſe; wie würde er ſie wegfliehen ſehen von jeder verderblichen Jugendfreude! Zu welcher Heldenarbeit würden ſie ſich bequemen; welche Thaten würden ſie hoffen laſſen, welchen Ruhm, welche Lorbeern? Der Geiſt groſſer Herren wird groß, wenn ſie ſich gegen alles Kleine empören; wenn ihnen vor allem ekelt, was Körper und Seele entnervt; wenn ſie die Prediger geiler Lüſte von ſich entfernen, und jeden, der Glück und Einfluß bey ihnen nur dadurch ſuchet, daß er ſie zum Laſter hinlocket, alles Groſſe für ihre Augen verkleinert, und alles Gute ihnen verdächtig macht. Ringen und Verlangen ſeinen Ruhm durch Thaten auszubreiten, und ſein Anſehn durch innere Würde und

Geiſtes=

Geiſtesgröſſe zu vermehren, bringt Vortheile die Geburt und hoher Stand nicht geben, die man auch nie auf dem Throne erwirbt, ohne Tugend, und beſtändige Hinſicht auf die Zukunft.

Niemand ſtreut ſo viele Samen für die Zukunft aus, wie der geiſtvolle Schriftſteller, der ſeine Mitbürger und Landsleute am meiſten gegen ſich aufbringt, weil er ihre Vorurtheile und Thorheiten mit dauerhaften und bleibenden Zügen mahlt. Er ſchreibt nicht für ſie; aber was er ſchreibt, kann bey ihren Kindern und Kindeskindern wirken, und macht vielleicht dieſe klug. Heller Unterricht, groſſes Beyſpiel, und verdienter Ruhm, bringen dann doch Früchte, wenn der Mann im Grabe liegt, an deſſen Verdienſt itzt der Zahn des Neides nagt. O Lavater, tauſend und noch tauſend Gecken und Schurken wird man vergeſſen; dich, und nicht ſie, lieben und ehren, deine kleinen Schwächen überſehn, weil du wirklich ohne die nicht ſo groß geworden wäreſt, und nur auf das hinblicken was du vor andern voraus haſt. Dann werden deine phyſiognomiſchen Fragmente, wie der Verfaſſer der Charaktere deutſcher Dichter und Proſaiſten dir prophezeyt, durch den Reichthum deiner Sprache, durch die Kühnheit

mit der du Worte ſchaffeſt und umbildeſt, durch die nervichte Kürze deines Ausdrucks, und die treffende Charakteriſtik menſchlicher Sitten und Schwachheiten, als eines der wenigen deutſchen Originalwerken noch ſtehen bey jeder Nachwelt, unſerm Jahrhundert zur Zierde; und dann wird Niemand mehr wiſſen, daß Lavater, der Schöpfer ſo mancher neuen Wahrheit und ſeiner Sprache, an Fortdauer der Wunder und an Gaßners Gauckelkünſte glaubte.

Solcher Ruhm erwartet groſſe Schriftſteller. Was Cicero ſo ſchwärmeriſch zu hoffen ſchien, geſchah. Den Beyfall, den Lavater ahndete bey allem Unſlat mit dem man in der Schweitz und in Deutſchland nach ihm warf (*), wird ſeine Phyſiognomik erhalten. Aber wäre Cicero nur Conſul geweſen, und Lavater nur Thaumaturg, ſo bliebe von beyden wenig übrig in den Archiven der Zeit, die das Gemeine verſchlinget, und nur für die Ewigkeit aufbewahret was der Ewigkeit werth iſt.

So

(*) Lavatern, und ſeine nunmehr überſetzte Phyſiognomik, hat man in England weit ſchärfer beurtheilt, und ungleich beſſer, gutmüthiger, und freundlicher aufgenommen, als in Deutſchland.

So gewiß ein guter Schriftſteller Menſchen von gemeinem verſchliffenem Gepräge übertrift, ſo gewiß übertrift auch das Schickſal ſeiner Gedanken das Schickſal der Gedanken des lauten und gemeinen Haufens. Dieſer verſchliffene Haufen giebt zwar an jedem Orte den Ton an, und bey ihm erkundigt ſich jeder ſchlechte Kopf was er denken und ſagen ſoll. Aber jeder gute Gedanke iſt unſterblich, und die Gedanken ſolcher Kerle verſchwinden mit dem Tage der ſie hervorbrachte.

Geſchrey ohne Geiſt, und groſſe Worte ohne Werke, erlauben daß man den elenden Halbkopf, den froſtigen Spötter, und ſchalen Witzling frägt; warum willſt du Alles deuten und auslegen was ich ſchreibe, da doch meine beſten Züge nichts bey dir wirken, als nur einen dummen Einfall? Wer biſt du? Was macht dich hier zum Archivarius der Dummheit und zu unſerm Geſchmacksführer? Wo ſind deine Schriften? Wann und wo nannte man der Nation deinen Namen? Wie viele von ihren erſten Männern haſt du unter der Zahl deiner Freunde? Unter welchem entfernten Volke weiß man daß du biſt? Warum predigſt du dein nil admirari immer nur im Weinhauſe? Warum unternimmſt

du nur dort Schande auszugieſſen über alles Edle, Groſſe, und Gute, als eben darum weil du deine Kleinheit und deine Armuth fühlſt, und von allem dem nichts haſt? Suchſt du etwa hier bey der ſchwachen und lauten Menge Beyfall, weil auſſerhalb kein Menſch dich ſchätzt? Verachteſt du dauerhaftes Lob, weil du nichts lobenswürdiges thun kannſt: o ſo wird der Name bleiben den du anſpeyſt, und deiner wird verfaulen.

Ruhmbegier iſt natürlich und erlaubt unter ſolchen Unköpfen. Aber nicht als Apellation an ſie, ſondern als Apellation an geſunden unparteyiſchen Menſchenverſtand, an unbekannte gute Seelen, für die allein man aus der unbemerkten Menge ſich heraushebt, und deren Herz gewiß einem Schriftſteller ſich öfnet, wenn ſie ſehen wie zutraulich er wünſchet in daſſelbe ſich zu ergieſſen. Für ſolchen Beyfall ſchließt man ſich ein. Sind auch diejenigen, die ihre Namen an Wände und Mauren und in Fenſterſcheiben ſchreiben, die demüthigſten Candidaten des Ruhmes in allen Zeiten und Ländern, ſo deucht mir doch derjenige beynahe ein eben ſo demüthiger Candidat, der irgend etwas für die Stadt ſchreibt in der er lebt. Wer keines Clubs

und

und keines Ordens Mitglied iſt, und Ruhm ſuchet unter den Menſchen um ſich her, iſt ein Narr der Samen ausſät auf Steinen. Etwas gutes verzeihen ſie vielleicht; aber nichts kühnes, groſſes, und freyes. Alſo muß man fein artig und beſcheiden die Ohren hängen laſſen vor jedermann; denn öffentlich etwas ruhmwürdiges oder in der Ferne gerühmtes thun, iſt, wenn ich die Sache rund und frey heraus ſagen ſoll, an manchem Orte eben ſo viel, als dem lauten Haufen um ſich her ſtückweiſe die Ohren abhauen.

Hat aber ein Schriftſteller Herz und Seele, ſo ſagt er ſich, daß unparteyiſche und vernünftige Menſchen in der Ferne ganz andere Zeichen und Merkmale eines guten Buches haben als ſeine Mitbürger. Jene fragen: bezieht ſich das Buch auf den Menſchen? Hat es eine gute moraliſche Abſicht? Wirkt es auf Geiſt und Empfindung? Iſt es keck und frey geſchrieben? Erhebt es die Seele? Trägt es durchaus den Stempel der Redlichkeit? Macht es nichts Groſſes oder Gutes lächerlich? Herrſcht ernſthafte Abſicht, bey Witz, und Scherz, und Laune? Erhellet es unſere Blicke in das Gebiet der Wahrheit? Veranlaſſet es edle Geſinnungen

und gute Entſchlüſſe: o ſo bedürfen wir keines andern Maasſtabs für unſere Empfindung, und unſer Urtheil; das Buch iſt gut, und ſein Verfaſſer ein Meiſter.

Im gewöhnlichen Weltumgange, in dieſem Umgange der Schmeichelen und Falſchheit, bey welchem man betrügt und betrogen wird, bey welchem ein jeder unter einer angenommenen Geſtalt erſcheint, Hochachtung zu erkennen giebt die er nicht empfindet, und Lob ertheilt um Lob zu empfangen, bückt man ſich vor jedem Schurken, und nennt jede Närrinn Ihr Gnaden! Aber wer ſich abſondert von dieſem Kreiſe des Betruges, verlanget keine Complimente, und giebt dem keine, der ſie nicht verdient. Tauſend höfliche Grimaſſen, womit man uns in Geſellſchaft beehret, wären nichts gegen den ſtillen Umgang mit einem Freunde, der uns anfeuert zu edler Kühnheit, der uns unempfindlich macht gegen jede Ungerechtigkeit, der uns auf die Bahn der wahren Ehre treibt, und ſelbſt mitgeht.

Auch alles Gezwitſcher einer Aſſemblee, und aller geſellſchaftliche Schnack, iſt nichts gegen häusliche Glückſeligkeit und geiſtvollen Umgang mit einer ſchönen Weiblichen Seele, die alle ſchlafenden

Kräfte

Kräfte unſers Geiſtes aufwecket; die uns mehr Feuer und Stärke giebt als wir haben; die alle Schwierigkeiten in der Ausführung unſerer Entwürfe durch ihre Ermunterung und ihren Beyfall überwindet; die uns durch den Flug ihrer Ideen und durch die Erhabenheit ihrer Geſinnungen begeiſtert; die alles was wir denken, thun, und ſind, mit critiſchem Scharfſinn wiegt und prüfet; die alle unſere Fehltritte ſieht; die uns immer mit Ernſt warnt, und uns immer liebreich beſtrafet; die immer durch ihre Gefühle unſern Geſchmack erhöhet; die durch die liebreiche Mittheilung aller ihrer Bemerkungen und Gedanken uns immer mehr aufkläret, und durch die Ergieſſung ihres Herzens in unſer Herz uns immer mehr zu jeder Tugend erwärmt; die an unſern Charakter die letzte Hand legt durch den ſanften Zug ihrer Liebe, und die ſüſſeſte Uebereinkunft mit ihren Gedanken und Geſinnungen.

In ſolchem Umgange bleibt an uns das Edle, und das Schlechte vergeht. Unſere Mitbürger ſehen uns wie wir im öffentlichen Umgange ſeyn müſſen, und nicht wie wir in der Einſamkeit ſind. Im Weltumgange kehret man immer die flache Seite auswerts, und verbirgt die eckigte Schärfe,

 und

und kommt dann herrlich durch die Welt, und die Menſchen finden Geſchmack und Vergnügen an uns (*). Wenn wir keine Bücher geſchrieben hätten, ſo würde beynahe die ganze Stadt bey unſerm Tode ſagen: ach ſie begraben einen guten Mann! Denn ihr ſeht wie in einem flachen Lande (**) alle Menſchen einem flachen Menſchen gut ſind.

Aber ganz anders zeigen wir uns unſern Zeitgenoſſen als unſern Mitbürgern. Da ſtechen, unter dem Guten, auch unſere Fehler hervor; denn unſere Schriften zeigen oft wider uns, wenn wir ehrlich darinn ſind! Und wie tröſtend iſt das für unſere Mitbürger, zu denen doch zuweilen unſer Lob

(*) Le materiel fait le prémier mérite de l'homme, ſchrieb mir einſt ein groſſer Mann, und einer meiner geliebteſten und verehrteſten Freunde in Deutſchland, et pour vivre en paix, on doit ſe garder de faire apperçevoir l'autre partie de ſoi-même.

(**) Flacher iſt in dieſer Abſicht wol kein Land in der Welt als die Schweitz. Herz und Seele hält man, zumal in ariſtocratiſchen Republiken, für gefährlich. Durch Flachheit macht man ſich da (und überall) Freunde. Ueberhaupt fürchtet man viele Menſchen nur deswegen, weil ſie Verſtand haben; und Tugenden ſogar, die man bewundert, erregen doch immer eher Schrecken, als Liebe.

Lob hinhallet, und die doch zuweilen den abſcheulichen Gedanken, wie einen ſcharfen Knochen, hinunter würgen müſſen, daß es Leute in der Welt giebt die etwas aus uns machen. Wahr iſts, wir ſind oft ein wunderliches Gemiſche von Tugend und Leidenſchaft, von Erhabenheit und Schwäche; und warum ſollten wir das verheelen? Aber unſere Schwachheiten gehen mit allem was menſchlich an uns iſt, ins Grab; ſie fallen hin, mit unſerm Körper, der ſie erzeugte. Der edlere Theil bleibt, wenn er etwas gewirket hat; unſere Schriften ſind unſer Nachlaß.

Dann nagt der Neid nicht mehr an unſerm Namen. Unſere Verläumder ſchweigen, und die Schnackſucht hat dann wieder ander Futter. Dann ſprechen Menſchen die uns liebten, und ſich itzt wohl hüten ſo was ſich merken zu laſſen, auch vielleicht noch ein Wort. Vielleicht verzeiht uns dann auch mancher, daß wir unſern Namen erheben wollten über ſolche vollbürtige Namen, die ſtündlich alles thun, um mit ihrem Tode in ewige Vergeſſenheit ſich zu verſenken, und die ihren Zweck erhalten. Vielleicht verzeiht man uns den eitelen Wunſch etwas zu hinterlaſſen, das nicht gleich mit

uns ſterbe, oder das doch wenigſtens bey unſerm Leben eine Apellation ſey, von dem Urtheile unſerer Mitbürger an das Urtheil der Welt. Man begreift alsdann vielleicht, warum uns die nicht niederdrückten, die uns alle Federn aus den Flügeln ausrupfen, uns die vis vivida animi ausblaſen wollten, und dann immer dabey ausrufen: bey uns iſt Alles gut, und nirgends iſts ſo gut wie bey uns; und dann immer ihren Dreck vertheidigten! Man verzeiht uns dann vielleicht den beſtändigen Mislaut zwiſchen uns, und jenen witzigen Köpfen, die alle Käferleidenſchaften haben, und keine groſſe; die eben ſo gefühllos für wahren Ruhm ſind, als unfähig denſelben zu verdienen. Und wäre auch unſer Nachlaß weggeworfen, welches gewöhnlich geſchieht, ſo verdenkt uns dann doch niemand mehr, daß wir etwas Edleres bey unſerm Leben können wollten, als das Geſchmeiß dort, das nichts kann, als alles Gute beflecken. Eben weil wir ihre Achtung für Schande hielten, ermannten wir uns noch in der ſpäten Zeit, da die Roſe ein Blatt nach dem andern fallen läßt, zu neuer Kraft und Heiterkeit. Mit edlen Stolze ſuchten wir den Namen für einige Jahre noch zu erhalten, den wir uns erworben hatten; damit wenigſtens unſer An-

denken

denken ſo lange nicht welke, ſo lange das Haupt nicht neige, als in uns die Glut noch lodert, die unſere Jugend erwärmte, und die unſer Alter belebet.

Unabhängig von aller dieſer Schwärmerey um Ehre, bleibt in der Einſamkeit dem Schriftſteller ein Vergnügen, das niemand fähig iſt ihm zu rauben, und das mehr werth iſt, als alle Ehre der Welt. Er beſchäftigt ſich doch nicht allein mit dem was ſeine Arbeit wirken wird, denn er muß auch ſeine Arbeit thun, und wie manche Freude erheitert ihm dabey ſeine Tage. Welches Vergnügen quillt ſchon beym Schreiben, aus anhaltender Aufmerkſamkeit, und dem zuweilen damit verknüpften ſtillen Enthuſiaſmus. Wie vieler Unmuth wird dadurch verdrängt, wie viele Schmerzen werden dabey vergeſſen. Ach eine einzige Stunde der Ruhe, gäbe ich nicht um alle Ausſichten in die Ewigkeit des Cicero. Ruhe, mitten unter beſtändigem Schmerz, iſt ein Genuß der die Seele mit Recht an den gegenwärtigen Augenblick heftet, aber der ſie dann auch zu allem Guten fähig macht, und erhebet. Das innige Vergnügen doch wenigſtens noch etwas hervorgebracht zu haben, da man feſt glaubte, man könne gar nichts mehr hervorbrin-

gen, kennet zwar der Geſunde nicht, denn Er hat Zuverſicht in ſeine Kräfte. Aber für jeden kranken Schriftſteller iſt jede überwundene Schwierigkeit in Anordnung und Vortrag, jede wohlgelungene Wendung, jede wohlgeſtellte Periode, jedes glückliche Wort, und am meiſten das troſtreiche Zurückſehen auf vollbrachte Arbeit, ein Hülfsmittel zur Heiterkeit des Geiſtes, ein Gegengift der Melankolie, und ein wahrer Vortheil der Einſamkeit. Unendlich gröſſer und weſentlicher ſind dieſe Vortheile, als alle Träume, Ahndungen, Viſionen, von Ehre und Nachruhm. Und wer entſagt, bey ſolchem Genuſſe, nicht gerne jener Schwärmerey, gegen die unſere Vernunft doch ſo viele mächtige Einwürfe hat, und die mir eigentlich nur ſo lange befriedigend deucht, als man nicht recht bey ſich ſelbſt iſt.

Sich ſelbſt alles ſeyn, ohne alle äuſſere und fremde Hülfe von Menſchen; Stunden die ſonſt Traurigkeit, Unmuth, und Schmerz, aus unſerm Leben wegriſſen, vielleicht in nicht ganz unnützer Arbeit hinbringen: dieß iſt der gröſte Vortheil den Schriftſtellerey hat und giebt, und mich befriedigt dieſer allein und ganz. Wer freuet ſich nicht im Stillen, wenn er ſieht was er in einem einzigen

Abend

Abend thun kann, indeß da zweyhundert Kutſchen durch ſeine Gaſſe rollen, und alle Wände ſeines Hauſes von der allgemeinen Viſitenwuth zittern.

Träume nun jeder von Ausſichten in dichteriſche Zukunft und idealiſche Unſterblichkeit, was er will, wenn der Traum ihn glücklich macht. Dieſe Träume der Imagination gehören zu den Vortheilen der Einſamkeit. Ich läugne auch ihren Nutzen nicht ganz; denn groſſe, gute, und ſchlechte Schriftſteller machen dabey ihr Glück: die groſſen, weil ihr Name bleibt; die guten, weil er etwa noch einige Zeit blühet; und die ſchlechten, weil man ſie vergißt. Aber alle dieſe Gedanken und Gefühle, Träume und Vernunftſchlüſſe, leiten indeſſen zu einem Zwecke; ſie erweiſen, durch welche Kräfte alles Groſſe in der Einſamkeit vorbereitet wird, und wie leicht man ſich den Staub der Welt da aus den Augen reibt.

Die Eigenheit einiger Schriftſteller ſind zuweilen Wirkungen, und oft wahre Vortheile der Einſamkeit. In langer Entfernung von dem geſellſchaftlichen Umgange wird man immer weniger biegſam, und weniger geſchmeidig. Aber wer auch dieſe Welteigenſchaften behält, ärgert ſich doch,

daß er immer in Geſellſchaft ſich ganz anders zeigen muß, als er iſt; und ergreift dann aus lauter Unmuth die Feder, wäre es auch nur, um doch einmal ſein Herz auszuleeren (*).

Das ſoll der Schriftſteller nicht, ſagt unſere Welt, weil die ganz allein in der Einſamkeit entſtande.

(*) Dieſes Bedürfniß iſt zumal in Italien beſonders groß, wo es, auch auſſerhalb der Klöſter, viele Einſame giebt, die ihr Leben in philoſophiſcher Ruhe zubringen, und dann ziemlich unbefangen über alles ihre Meynung eröfnen, was ſie etwa in der Welt frappirt. Herr Jagemann ſagt in ſeinen Briefen über Italien (Weimar 1778): „Es giebt Edelleute in „Florenz, die ſeit der Erlöſchung des Mediceiſchen „Geſchlechts nie aus dem Hauſe gekommen ſind, „daher dann auch wenige Menſchen die beſten Köpfe „Italiens kennen. Sie opfern in der Stille den „Muſen, und ſammeln ſich durch ein lang fortgeſetz„tes Leſen und Nachdenken ſo groſſe Kenntniſſe, „daß es ein wahres Glück iſt, wenn die Fürſten von „ungefehr ſolche Männer kennen lernen, und ſie aus „ihrem einſamen Hinterhalt in ihre Dienſte ziehen „können. Daher entſtehet auch der faſt allgemeine „Hang der Italiäner zur Satyre. Menſchen, die „mit ihres gleichen unzufrieden ſind, und in ſtiller „Einſamkeit ſich mit Meditiren beſchäftigen, werden „durch ihre hypochondriſche Laune angetrieben, an„derer Leute Thun und Laſſen durch die Hechel zu „ziehen. Daher ſind auch faſt alle Satyren der Ita„liäner mit bitterm Salze gewürzet.“

ſtandene moderne deutſche Manier dem Leſer Geſellſchaft zu machen, bey manchem Schriftſteller doch weit mehr üble Lebensart verräth, als zum Vergnügen oder zum Unterricht beyträgt. Indeß liegt auch in dieſer Manier etwas Gutes. Unſere Litteratur erwirbt dadurch immer mehr Freyheit, ſie entfernet ſich immer mehr von ihrer ſklaviſchen kriechenden Denkart, ſie nähert ſich immer mehr den Bedürfniſſen der Zeit. Iſt die deutſche Nation in Allem noch nicht, was die größten Deutſchen wünſchen daß ſie ſey, ſo kann ſie es werden, wenn man doch wenigſtens auſſerhalb des Umganges verjährten Vorurtheilen auf den Kopf tritt; wenn alſo Denkfreyheit immer mehr überhand nimmt; und wenn in jeder deutſchen Provinz auch nur einige philoſophiſche Schriftſteller ihre Beobachtungen freymüthig niederſchreiben.

Seinem Leſer Geſellſchaft machen, iſt, wie ich das Ding nehme, weiter nichts, als in Schriften rund und frey heraus, wie unter vier Augen ſagen, was man im allgemeinen Umgange mit Anſtand und Glück ſo nicht ſagen kann. Deutſche Freyheit nenne ich dieß; Freyheit, die kein Republikaner beſſer hat, und mancher Schweitzer wahrlich nicht

ſo gut. Dieſe Freyheit hat jeder Deutſche, der vor ſich im Stillen unter einer weiſen und milden Regierung lebt. Aber daß ſie einen Theil unſers alten Adels in einigen Provinzen, und alle nicht aufgeklärten Weltleute, etwas unſanft in den Augen ſchrinnt, das iſt begreiflich.

Ein Edelmann wie es ſcheint, iſt in einer in Weimar gedruckten Abhandlung über den Styl, ſehr gegen die neudeutſche Manier; und ich hätte zur Ehre der Einſamkeit und der Freyheit, die dieſe Manier erzeuget haben, wol einiges mit Beſcheidenheit dabey zu erinnern, ſo ſehr ich auch über verſchiedenes mit ihm einſtimmte. Er, möchte eine allgemein geltende Regel des Styls; und ich, Freyheit des Styls, in Büchern für Menſchen von allerley Laune. Er will, daß man fremde Modelle im Kopfe habe; und ich glaube, jeder ſey ſich ſelbſt das beſte Modell. Er will, daß man nach einem fremden Styl ſtrebe; ich möchte, daß man nicht nur etwa ſeinen Styl, ſondern ſein ganzes Buch ſich ſelbſt ſo ähnlich mache als möglich. Er will, daß der Schriftſteller ſich in ſeinem Werke nicht ſelbſt zeige; und mir ſcheint es eben ſo erlaubt, den Zuſtand ſeiner Seele öffentlich zu zergliedern,

und

und Beobachtungen über ſich ſelbſt andern zum Beſten anzuſtellen, als es erlaubt iſt, andern zum Beſten ſeinen Leichnam einem öffentlichen Lehrer der Anatomie zu vermachen. Er will, keinen Schnitt auſſer dem gewöhnlichen Leiſten; und ich ſage: ſo hohle der Teufel das ganze Handwerk! Er will, einen gewiſſen ehrbaren, feſten, deutſchen Tritt; und ich höre nicht gerne von einem andern, wie ich treten oder nicht treten ſoll. Er will alſo, immer fremden Gang; und ich, immer ſo viel möglich, eigenen Gang. Er ſagt, wenn jeder ſeinen eigenen Gang hat, ſo iſt kein allgemeiner Gang mehr; und ich ſage, ein allgemeiner Gang iſt ein Schafsgang. Er ſagt, einige deutſche Männer von groſſer Kraft, haben beſtimmte Sprache, Tritt, und Schritt gehabt, und es ſey nicht gegen den Wohlſtand geweſen, daß ſie ſich faſernackt zeigten; ich habe allen gebührenden Reſpect für jene nackten Männer, aber ich glaube doch, man komme mit Kleidern eben ſo weit. Er räth, die groſſe Allongeparucke unſerer Vorfahren, allen und jeden denen die Borſten nicht ſo ſtark gewachſen ſind, die ihrem Vortrage nicht ſolche Farben und ſolches Leben geben können, ihrem Geiſte nicht Fleiſch, ihren Ideen nicht Knochen, Haut und Haar, wie jene

jene deutſchen Männer; und ich rathe, anſtatt der deutſchen Alongeparucke, nur eine ganz beſcheidene und bequeme Schweitzermütze. Er ſagt, die beſondere Stimmung der Seele grade anzugeben worinn damals der Schriftſteller war als er ſchrieb, ſey itzt eine Luſtſeuche; ich halte zwar von dieſer Luſtſeuche, und der andern, immer die Naſe zu, und kanns indeſſen doch auch nie ganz verbergen, wie mir iſt, indem ich mich mit meinen Leſern unterhalte. Er ſcheint zu wollen, man müſſe nie thun als wenn man alleine wäre, indem man ein Buch ſchreibt; und ich ſchreibe aus keiner andern Urſache ein Buch, als eben wegen der leidigen Begierde, auch einmal ein Wort alleine zu reden. Er frägt den deutſchen Adel, der ſich bekanntlich mit den feinſten Ideen aus andern Sprachen nährt, ob er im Stande ſey manch deutſches Buch nach der modernſten Art und Kunſt zu verſtehen; ich bin zwar kein Edelmann, und nähre mich mit allerley Koſt, aber beſagte deutſche Schöngeiſterey verſtehe ich freylich auch eben ſo wenig, als warum es im Eismond faſt immer regnet, und warum im Wonnemond ſo oft beynahe die Peſt regiert. Zu meinem groſſen Vergnügen begreift dieſer gnädige Herr dann doch endlich, daß es Fälle giebt, in welchen ein

ein Buch buntſcheckigt (*) ſeyn darf; und für dieſes Wort gebe ich ihm auch nun wieder eben ſo freundlich die Hand, als wenn wir beyde von einer Familie wären.

Ueberhaupt enthält dieſe körnichte Abhandlung über den Styl, viel wahre und ganz vortreflich in die Zeit paſſende Critik; und am Ende derſelben zumal, iſt viel tiefer Sinn, und äuſſerſt richtiges Gefühl. Das einzige was mich dabey wurmte, war eigentlich weiter nichts als das: Ob mir zwar alle oft ſo erſchrecklich am unrechten Orte angebrach-

(*) Mich wundert, zum Exempel, ob Rouſſeaus Confeſſions wol ſo allgemein wären geleſen worden, wenn ſie den deutſchen Tritt hätten? — Dieſen Tritt haben ſie nun freylich nicht; daher heißt es auch in einer vortreflichen deutſchen Recenſion dieſes Buches: „Rouſſeau überlaſſe ſich hier zwangloſer, vertraulicher, als in irgend einer ſeiner andern „Schriften, den Begeiſterungen, Sprüngen, Abfällen, und allen Launen ſeiner Imagination und ſeines Charakters. Immer ganz, bis zur äuſſerſten „Empfindung, bis zur äuſſerſten Vergeſſenheit alles „des vorhergegangenen und Nachfolgenden, von der „gegenwärtigen Vorſtellung ergriffen, zeige er ſich „abwechſelnd ſo gutmüthig, ſo muthwillig, ſo klein, „ſo groß, ſo glücklich, ſo unglücklich in der Art, wie „die Dinge auf ihn wirken, daß man kaum glaube „denſelben Mann vor ſich zu haben."

brachten Launen, Ausſchweifungen, und Bocks-ſprünge unſerer ſchönen Geiſter, völlig eben ſo unangenehm ſind als dieſem Edelmann, ſo deucht mir doch, durch dieſe freye und allerdings blos in der Einſamkeit recht zur Reiſe kommende Art zu ſchreiben, ſey ſchon itzt mehr Freyheit in die deutſche gekommen, als lange nicht mehr darinn war; und durch dieſe mit Geſchmack und Sittlichkeit gebrauchte Freyheit, die man in mancher deutſchen Provinz am meiſten von der Welt abgeſonderten Schriftſtellern zu danken haben wird, müſſe eben ſo viel gemeinnützige Wahrheit in Umlauf kommen, als itzt noch alter Schnack in der Provinz iſt.

Aufklärung mangelt eben deswegen noch in ſo mancher Gegend von Deutſchland, weil da auch der Styl der Geſellſchaften, auch die Stimme des Volkes, auch die allgemeine Denkart, immer nur Einen Tritt hat. Immer ſieht und höret einer auf den andern. Keiner macht um kein Haar breit, einen Schnitt auſſer dem gewöhnlichen Leiſten. Weltleute, die ſich mit den feinſten Ideen fremder Völker nähren, müſſen da eben ſo gut ihre Gedanken und Gefühle verhalten, eben ſo gut ihre Ohren hängen laſſen, als jeder andere, dem dieſer Schafsgang die Galle reitzt. Wenn alſo unſere deutſchen

Schrift-

Schriftſteller ſich in der Einſamkeit gewöhnen keck vor ihrem Publicum zu erſcheinen, wenn ſie Leben und Sitten und Denkart aller Stände aus Anſchauen und Erfahrung kennen, wenn ſie nur einmal muthig und dreiſt alles bey ſeinem rechten Namen nennen, wenn ſie in ihren Schriften von allem ſprechen worüber ein vernünftiger Mann ſprechen darf, dann kommt allmählig Cultur unter das Volk, dann verbreitet ſich Philoſophie des Lebens, und dann endlich wirft jeder zum Modell ſeiner Denkart, den Leiſten der allgemeinen Denkart weg. Aber um das zu thun, müſſen unſere Schriftſteller eine ganz andere Welt kennen als ihre Univerſitätswelt, oder ihr Vaterſtädtchen, oder nur das Haus worinn ſie gehofmeiſtert haben. Sie müſſen gebildet ſeyn durch Umgang mit Menſchen von allen Nationen und Ständen. Sie müſſen den Umgang mit Vornehmen nicht ſcheuen, und mit Geringen nicht fliehen; aber aus jedem Umgange ſich oft zurück ziehen, oft und lange einſam leben, allen geſellſchaftlichen Freuden und Verbindungen und vorzüglich allem Anſpruche auf Beyfall an dem Orte ihres Aufenthalts entſagen können, um nicht nöthig zu haben, das zu ſchreiben was nicht iſt, oder das was iſt zu verheelen.

Unzählliche gute Sachen, die meiſten Unterhandlungen auch im alltäglichen Leben, würden freylich ſcheitern, wenn ſie ſollten durch Gelehrte und Schriftſteller zum Gedeyen kommen. Aber Schriftſteller müſſen immer zuerſt die Bahn brechen, und es nie übel nehmen, wenn man ſie misverſteht, und wenn man auch etwa zuweilen mit Steinen, oder andern weniger edlen Materialien nach ihnen wirft.

Schweitzeriſche Derbheit des Geſchmackes und des Styls, fanden Deutſche in allem was ich vormals geſchrieben habe, und dieſe Derbheit war freylich eine Folge meines abgeſonderten Lebens. Daß ich ſogar noch itzt die Farben zu dick auftrage, daß ich noch itzt gegen meine Landsleute und Zeitgenoſſen meinen Pinſel in Galle tauche; und vollends deutſch ſage, was eine Dame in einem Buche ſo wenig als im Umgange gerne vor ihr Anſchauen bringen läßt: dieß erinnert in ſeiner Anzeige der zwey erſten Theile dieſes Buches, mein Freund, der Götterbote Wieland (*). Man vertheidigte [illegible] mich

(*) Mein lieber, alter, guter, und unvergeßlicher Freund, der Herr Hofrath Wieland in Weimar, denkt im Herzen nicht alles was er ſchreibt, auch in der einen Zeit nicht wie in der andern. Zuweilen hängt Er bekanntlich auch wol den Mantel nach dem Winde.

mich in dem thüringiſchen Zuſchauer, ſchon vor vierzehn Jahren, lebhaft und freundlich, über nichts weniger als folgende Vorwürfe: ich ſey ein mürriſcher und hypochondriſcher Philoſoph; ich lobe Nichts; meine Urtheile über die Dinge fallen faſt immer auf Unkoſten derſelbigen aus; nichts ſey ſicher vor meinem Tadel und vor meiner Juvenaliſchen Wuth; mein Styl ſey ſo vollblütig; ich gefalle nicht, und ſey nicht zu verdauen: die deutſche Nation ſey viel zu züchtig und zu ſchamhaft, viel zu delicat und zärtlich, um ſo was leſen zu können. Kurz, die Engländer ſeyen unerträglich für die deutſche Delicateſſe, alſo auch die Schweitzer.

Aber mir deucht man verwechsle dasjenige, was man von dem Styl des Umganges zu verlangen hat, mit dem Styl der Bücher. Derbheit iſt allerdings eine bäuriſche Unmanier im Umgange, da hingegen nackte Wahrheit in Büchern, und auch ab und zu in Briefen, doch zuweilen frappirt, und

wirkt.

Daß ſich alſo dieſer liebe Ehrenmann, aus Staatsklugheit in ſeinem Merkur ein klein wenig hämiſch gegen mich und die zwey erſten Theile meines Buches über die Einſamkeit erkläret hat, verzeihe ich Ihm: denn kurz vorher hielt der Weltüberwinder Oberon ſeinen Einzug in Weimar! —

wirkt. Ich bin keuſch, ſagte ein Dichter, aber meine Verſe ſind es nicht; und ſo könnte man auch wol höflich im Umgange ſeyn, und derbe in ſeinen Schriften. Oder hat man dann immer nöthig zu ſchreiben wie man ſpricht, wenn man nie ſpricht wie man ſchreibt? Soll ein Schriftſteller immer, einiger geſellſchaftlichen Verabredungen wegen, für Foderung der Grazien halten, was jeder Geck und jede Affe von ihm prätendirt? Iſt es nicht genug, daß er im Umgange jedem zu gefallen ſucht mit dem er redet, und wenn er einmal in Geſellſchaft iſt, ohne Ausnahme ſich allem unterwirft, was da für wohlanſtändig gilt; daß er alſo immer nachgiebt, nichts ohne Noth behauptet, immer andere reden läßt, und immer thut, als wenn er allenthalben hinkäme, blos zu hören und zu lernen? Sind nicht viele ſchöne Geiſter eben darum im Umgange unausſtehlich, weil ſie glauben ihre Schriften ſeyen die äuſſerſten Ideale von Urbanität und Eleganz? Iſt es nicht beſſer, daß man im Umgange vergütet was man mit der Feder verſieht, als daß man ſeine Feder zwingt, und nie ſeine Zunge? Wer alſo im Umgange ſanft und nachgebend iſt, kann doch wol etwa einmal in Schriften einen Ausdruck wagen der auffällt und

trift;

trift; und hie und da eine Wahrheit in der Nachtkappe ſagen, wenn andere im Sonntagsrocke immer lügen.

Aus unſerer Converſationsſprache iſt jeder ſtarke Gedanke verbannt, und nichts iſt in guter Geſellſchaft Sitte, als Worte die Ideen erdroſſeln, und Geſinnungen die eben ſo erſchlaffend ſind wie Thee. Aber biedere Schriftſtellerſprache im Umgange wäre eine Cannibalenſprache, und die ſchmeichelhafte Sprache des Umganges wäre in Büchern Fopperey. Wahrheit muß geſagt werden. Nur gewöhne man ſich, im Umgange ſie immer zu fühlen, und ſo oft als es nöthig iſt zu verſchweigen. Man bilde ſeine Manieren in der Welt, und ſeinen Charakter in der Einſamkeit; und ſo zeigt ſichs bald, wo man Geſchmeidigkeit erwirbt, und wo Freyheit, Feſtigkeit, Ausdruck, Selbſtſtändigkeit, Würde, Adel, und durch dieſes Alles Nerv zu Allem.

Einſamkeit giebt dem Geiſte Erhebung und Stärke. Wer den Muth nicht hat, über die herrſchenden Vorurtheile und Gewohnheiten wegzuſehen; wer nichts ſo ängſtlich fürchtet, als den Vorwurf der Sonderbarkeit; wer ſich immer nach andern bildet und richtet, und gewöhnlich nach den

ſchalſten Köpfen und herzloſeſten Herzen: der hat auch gewiß nie den Muth einſam zu leben, wenn ihn übrigens nichts zur Einſamkeit zwingt. Man hat ſehr gut geſagt, Einſamkeit ſey unentbehrlich, um unſern Gedanken Richtigkeit, Gründlichkeit, Feſtigkeit, und Stärke zu geben, ſo wie hingegen auch das geſellige Leben unentbehrlich ſey zu ihrem Reichthum, zu ihrer Deutlichkeit, und ihrer nützlichen und glücklichen Anwendung.

Alle Unlauterkeit, womit Müſſiggang das leere Gemüth beſlecket, verſchwindet bey edler Beſchäftigung des Geiſtes. Freyheit und Ruhe geben der Seele das Gefühl ihrer ſelbſt, und veranlaſſen ſie, Kräfte zu verſuchen, die ſie vorhin nicht kannte. Der Wille wird in der Einſamkeit geſtählt. Man fodert da ungleich mehr von ſich ſelbſt als in der Welt, weil man, bey ſolcher Muſſe, in ſolcher Freyheit und Ruhe, auch ungleich mehr kann und vermag, auf mehr umfaſſende Begriffe, hellere Aufſchlüſſe, eine gröſſere Mannigfaltigkeit von Vorſtellungen und Verbindungen verfällt. Aber eben darum muß die Ruhe des Einſamen nicht eine träge Ruhe ſeyn, nicht Erſchlaffung, nicht Leidenſchaftloſigkeit, nicht unbedeutendes Staunen am

Fenſter,

Fenſter, oder beſtändiges Auf- und Niedergehen in ſeiner Kammer, in einem zerriſſenen Schlafrock, und in alten Pantoffeln. Ruhe von auſſen erhebt die Seele erſt alsdann zum Gefühle ihrer ſelbſt, wenn ſie recht von dem Gedanken durchdrungen iſt, Einſamkeit ſey für ſie ein Bedürfniß. Erſt alsdann zeigt ungeſtörte Freyheit, dem Witze, dem Scharfſinn, der Einbildungskraft, und der Vernunft, einen offenen Wirkungskreis in jedem Dorfe, in jedem abgelegenen Landhauſe, in jeder Stadt bey verſchloſſener Thür, und wenn alles leiſe und ſtill iſt auf den Gaſſen.

Ein mir ſehr werther Freund hat mir erzählet, er werde nie ſo ſehr zur Schriftſtellerey gereitzet und begeiſtert, wie an Muſterungstagen, da, um ein Bataillon exerciren zu ſehen, vierzigtauſend Menſchen aus den Thoren gehen, reiten, und fahren; er hat trefliche wiſſenſchaftliche Werke geſchrieben, aber Stücke voll Witz und Laune ſchrieb er nur an Muſterungstagen. Ich ſelbſt war in meiner Jugend, nie ſo gut zu ernſthaftem Denken in Kopf und Herz geſtimmt, wie frühe am Sonntag, wenn alle meine Mitbürger mit ihrer Andacht beſchäftigt ſich zum Kirchgang friſirten und puder-

ten, und ich dann noch, fern vom Lande herein, den einſiedleriſchen Klang einer Dorfglocke hörte.

Immerwährende Unterbrechung zerſtöret jede gute Wirkung der Einſamkeit. Unruhe hemmet alle Sammlung der Gedanken; daher nimmt das Amt öfterer den Verſtand als es ihn giebt. Jeder muß im Amte und in der Welt das ſeyn was man von ihm fodert; in der Einſamkeit kann er ſeyn was er will, und was er iſt. Wenn darum in Deutſchland ein vortreflicher Philoſoph, ein Mann von wahrem Genie, jeden Handwerksgebrauch im Amte nicht erfüllet, ſo ſagt man wol zuweilen: er iſt ein Narr, er kann nichts als ein Buch ſchreiben; oder, ſeine Bücher ſind gut, aber er iſt ein Eſel.

Vorurtheil und Irrthum faſſet man in der Einſamkeit eben ſo ſcharf, und feſt, und muthig an, wie ein Athlete ſeinen Gegner. Je mehr und gedrängter man forſchet, deſto gewiſſer wird man ſehen, und deſto ſtärker wird man empfinden was man geſehen hat. Wenn ſich nur erſt die Seele ganz in ſich ſelbſt zurückziehet, dann wird es ihr auch viel leichter auſſer ſich mit Nachdruck zu wirken. Ergreift ein ganz in ſich ſelbſt zurückgezogener Mann von Kopf und Herz Wahrheit, wo er

ſie

ſie ſieht, ſo lächelt er auch geruhig und unbeſorgt, wenn man ihn dafür verachtet, wenn Vorurtheil und Neid gegen ihn wüten, wenn ſeines Sieges immer gewiß der Gewaltshaufen der Dummheit auf ihn fällt, wenn alles um ihn her faſelt und ſchreyt, ſobald Er ſeine Hand aufmacht, und eine kleine Wahrheit ſehen läßt.

Einſamkeit vermindert, wenn man will, die Zahl unſerer Leidenſchaften, denn ſie macht aus hundert kleinen eine groſſe. Man weiß aus meinem ſiebenten Capitel was Einſamkeit Böſes auf die Leidenſchaften wirket. Aber, Gott Lob, ſie wirket auch Gutes. Sie verrücket Köpfe, und ſetzet ſie auch wieder zurecht. Alles was in uns iſt, treibet ſie heraus; aber ſie vereinigt auch wieder Alles in Eins. Ja da fühlet und erfährt man, was Leidenſchaft iſt. Wie Fluten thürmen ſie gegen uns ſich auf, und ſuchen uns zu verſchlingen; aber durch Philoſophie werden ſie zertheilet. Uebet man dann ſich da in groſſem Kampfe, ſo giebt Tugend und Verläugnung Rieſenkraft, ſo reiſſet man Bäume aus ihren Wurzeln, ſo erweichet man Felſen. Alles iſt durch Tugend und Entſchloſſenheit möglich, ſobald man nur weiß und glaubt, daß Leidenſchaft

durch nichts überwunden wird, als durch Leidenſchaft.

Im Umgange mit ſich ſelbſt erworbener Seelenadel iſt auch Stolz auf ſein erprobtes Alter, ſtößt auch alles Unedle von ſich, ſondert ſich auch allenthalben ab von ſchlechter Geſellſchaft. Wenn die ganze ſeine Welt um ihn her, in Unzucht ſich wälzet; wenn man überall höret, Unzucht ſey eines der erſten Bedürfniſſe des Menſchen; und es ſey für jeden Jüngling der zu leben weiß, eben ſo nöthig, von der früheſten Jugend an, ſich immer ein paar Mädchen zu halten, als es nöthig iſt zu eſſen und zu ſchlafen: o ſo ſiehet doch die edle Seele, daß Unzucht Jünglinge und Männer träge macht zu allem Guten, ſchwankend bey nöthigen Entſchlüſſen, ſchwindlicht bey Gefahren, und läſſig, wo durch eine beſtändige Anwendung geringer Kräfte doch etwas Groſſes geſchieht. In euren Hurenhäuſern verfällt alle Kraft der Seele, alle Wärme, aller Willen, alle Liebe zum Schönen und Groſſen, in einen apoplectiſchen Zuſtand. Wer dann noch mit Ehre in der Welt eine Rolle ſpielen möchte, muß darum auf ewig allem Müſſiggange entſagen. Sobald er nicht durch Unzucht alle ſeine Kräfte verſchwendet, und ſie dann durch übermäſſiges Eſſen

Trinken wieder gewinnen will, braucht er auch nicht immer wie ein Vogel in freyer Luft zu leben, und hat nicht nöthig den ganzen Tag zu reiten. Für alle Menſchen ohne Ausnahme giebt es immer Etwas zu lernen; auf der höchſten Stelle in der Welt, wird man doch nie anders groß, als durch innere Größſe. Je mehr ihr alſo eure Geiſteskräfte in der Stille zu edlem Zwecke übet, deſto eher wird man an euch gewahr, daß ihr Geiſt habt. Wäre Unzucht auch eure größte Leidenſchaft, ſo wird doch Unzucht durch nichts ſo leicht überwunden, wie durch beſtändigen Reitz zu ſchönen und edlen Thaten; durch Haß gegen Läſſigkeit, Kleinheit und Tändeley; durch groſſes Beginnen; durch leidenſchaftliche Fortſchritte in irgend einer Wiſſenſchaft oder Kunſt; alſo durch öftern Umgang mit ſich ſelbſt, und alles Schlechte und Unächte zertretenden Seelenadel.

Solcher Adelsſtolz zeiget ſich in der Einſamkeit mit aller ſeiner Hoheit und Würde. Nirgends wirken Leidenſchaft fürs Groſſe ſo frey. Mit eben der Leidenſchaft, die den Alexander nach Aſien trieb, kroch Diogenes in ſeine Tonne. Für Wahrheit verließ Heraclitus einen Thron. Wer ein Philoſoph

loſoph für die Welt ſeyn will, muß die Welt geſe-
hen haben, aber nur nicht zu gern und zu lange. Die Welt entnervt, macht ſchlaff und weich. Cäſar entriß ſich nach wenigen Nächten der Cleopatra, und ward Herr der Welt. Antonius nahm ſie zur Buhlerinn, lag immer an ihrer Bruſt, und verlohr durch Weichheit die Herrſchaft der Welt und ſein Leben.

Einſamkeit heftet die Seele zwar auch leicht an hohe Bilder, die ſich nicht mit dem wirkliche Leben vertragen. Aber Zug nach groſſen Gegenſtänden und entzündete Leidenſchaft, zeigen dem Einſamen die Möglichkeit auf einer Höhe zu ſtehen, vor der dem Weltling ſchwindelt. Jener iſt umgeben von allem was den Verſtand erweitert, das Herz erhöhet, den Menſchen über ſich ſelbſt erhebet; er fühlet daß er unſterblich iſt. Dieſer lebt, als wenn er gar nicht unſterblich wäre. Einſamkeit vergütet alles was der Weltling für verlohren hält, wenn er heute die Aſſemblee oder den Club verſäumt; oder wenn er nicht allenthalben hinläuft, wohin ihn etwa durch einen gedruckten Zeddel ein Taſchenſpieler einladet, oder ein Luftſpringer, oder ein Mann mit fremden Thieren.

Ohne

Ohne die ſüſſeſte Erhebung meiner Seele, kann ich mir nie die Stelle erinnern, wo Plutarch ſagt: ich lebe ganz in der Geſchichte, und indem ich mich ganz allein mit dieſen Lebensbeſchreibungen beſchäftige, erfülle ich meinen Geiſt mit den Bildern der gröſten Männer, und der beſten Menſchen. Wenn auch der Umgang mit Leuten, die ich nothwendig ſehen muß, etwas verdorbenes, laſterhaftes, und unanſtändiges bey mir hervorbringt, ſo gebe ich mir doch Mühe es abzulegen und zu verwerfen. Meine Seele wendet ſich davon weg, und frey von jeder niedrigen Leidenſchaft halte ich mich feſt an jenen groſſen Beyſpielen der Tugend, die ſo gut ſo glücklich ſind, und ſo ganz mit unſerer Natur übereinſtimmen.

Einſamkeit heftet die Seele an jene groſſen Bilder, und ſo vergißt ſie alles was auf Erden an ihr zupft. Sie ſteiget immer aufwärts, und ſieht mit Ekel zurück auf das, was ſie in der Welt feſſelte um ſie zu erniedrigen, und ſie hemmet um ſie ihrer Stärke zu berauben. Auf dieſer Höhe entwickeln ſich ihre Bedürfniſſe und ihre Kräfte. Jeder Menſch kann vielleicht immer noch mehr als er leiſtet. Es iſt darum weiſe und ſchön, zu allem ſich anzuſtren-

gen

gen, wozu man ſich nicht ganz untauglich fühlet. Wie manche ſchlafende Idee wird dadurch erwecket, wie mancher für vergeſſen gehaltene Eindruck von zwanzig und dreiſſig Jahren lebet itzt wieder auf, und thut durch unſere Feder ſeine Wirkung. Wir können immer mehr als wir glauben, wenn wir nur nicht aufhören uns zu üben, wenn nur immer Leidenſchaft das Feuer anzündet, Imagination es erhält, und das Leben uns abgeſchmackt ſcheint, ſobald nicht alles in uns gährt (*).

Ein leidenſchaftloſer Zuſtand iſt in der Einſamkeit, wie überall, der Tod der Seele. Krankheit und unnennbares Leiden ſetzten mich viele Jahre hindurch, bey kurzen Zwiſchenräumen, in dieſen ſchrecklichen Zuſtand, ſeitdem ich nicht mehr Schweitzerluft einathme. Wenn alle Menſchen um mich her, denen mein innerer Zuſtand unbekannt war, glaubten, nun ſey ich äuſſerſt aufgebracht, nun werde ich Schild und Lanze ergreifen, gieng ich ſtille auf meinen

(*) La force de paſſions, ſagt ein groſſer Menſchenkenner, peut ſeule contre-balancer en nous la force de la pareſſe et de l'inertie, nous arracher au repos et à la ſtupidité vers la quelle nous gravitons ſans ceſſe, et nous douer enfin de cette continuité d'attention à la quelle eſt attachée la ſuperiorité du talent.

meinen Wegen fort, und that mit Herzlichkeit, Treu und Fleiß meine wohlthätigen Geſchäfte. Wenn die Raſerey allgemein gegen mich war, blieb ich unempfindlich, und ſprach mit keinem Menſchen über den bacchantiſchen Lerm gegen mich auf jenen Kathedern und in unſern Schenken. Ich war krank, ich hatte ein zerbrochenes Herz, mich drückte unausſprechliches häusliches Unglück, das alle meine Gedanken feſſelte, und mir jeden andern Gedanken benahm. Jahre hindurch war mein Kopf ein Stein, ich war viele Stunden im Tage ohne alle Beſinnlichkeit, ich ſagte mannigfaltig das Gegentheil von dem was ich ſagen wollte, ich lebte faſt ganz ohne alle Nahrung, ich vertrug nichts von allem was andere ſtärket, in Armen und Beinen war ich den ganzen Tag wie gerädert, ich glaubte niederzuſtürzen bey jedem Schritte, und litt alle Marter der Hölle wenn ich ſaß und ſchrieb. Alles in der Welt war mir nichts, auſſer dem geheimen Gegenſtande meines Kummers, denn ich in meinem blutenden Herzen verſchloß.

Leidenſchaft entſtehet nur alsdann, wenn die körperlichen Organen fähig ſind, das auszuführen was ſonſt in dem Charakter liegt. Die Organen

müſſen

müſſen nicht erwürgt ſeyn, wenn die Seele wirken ſoll, die doch allein durch Organen wirket. Aber wenn die Organen nicht mehr die Seele niederbeugen, dann erſt iſt ſie in der Einſamkeit wie in der Welt wirkſam und unternehmend.

Wir haben es leyder nicht immer in unſerer Gewalt, einſam und nach unſerm Gefallen zu leben. Aber wahr iſt es doch, daß Einſamkeit in jedem Alter glücklich macht, und immer forthilft zu groſſen und fruchtbaren Ideen. Wie würde jeder Jüngling in die Einſamkeit ſich verlieben, wenn er fähig wäre zu fühlen und zu glauben, zu welchen groſſen Gedanken und Empfindungen, zu welchen Fortſchritten im Erkennen ſie ſchon in frühen Jahren leitet. Ein weiſes Alter findet in der Einſamkeit ſeine fröhlichſten Tage. Immer denket man da, alsdann gröſſer und beſſer wie in der Welt. Im Stillen ſehen wir, wie die Dinge gehen ſollten, im Getümmel, wie ſie gehen. Aus ungeſtörtem Nachdenken und tiefer Meditation, kommt und entſpringet doch das Gröſte was die Menſchen hervorbringen. Durch immerwährende Aufmerkſamkeit auf kleine Dinge, flattert in der Welt aller Geiſt weg. Etwas hinreiſſendes muß hingegen in der Einſam-

keit ſeyn, da doch ſo mancher in der Einöde alle gemeinen Sorgen des Lebens vergaß, alles da verachten lernte was des Staubes iſt, ſein Haus wüſte liegen ließ, ſeine Ländereyen dem Unkraut übergab, und den Thieren zum Raube.

Alle Achtung für kleine Dinge verlieret man überhaupt, ſobald man Enthuſiaſmus für groſſe Dinge fühlet. Zu kleinen Geſchäften taugen darum ſchlichte Köpfe (*) unendlich viel beſſer, als derjenige der gerne in den Zaum beißt. Darum rettet nichts den Geiſt, den das Amt ſo oft tödtet, als Einſamkeit, Muſſe, und Freyheit. Auch den Menſchenbeobachter, den Schriftſteller, rettet ſonſt nichts, wenn er durch alles gebeugt iſt was ihn umgiebt, allgemein misverſtanden, und allgemein verhöhnet. Seine Seele erkranket unter dieſem allgemeinen Drucke. Sie iſt ſchon halb todt; denn was hülfe es ihm da, etwas Ausgezeichnetes zu ſchrei-

(*) Helvetius ſagt: l'homme de bon ſens (ein ſchlichter Kopf) eſt un homme dans le caractere duquel la pareſſe domine. Il n'eſt point doué de cette activité d'ame, qui dans les premiers poſtes fait inventer aux grands hommes de nouveaux reſſorts pour mouvoir le monde, ou qui leur fait ſemer dans le preſent le germe des evenements futurs.

ſchreiben, wo man zum Voraus weiß, daß jeder darauf ſpeyen wird, ſobald er hört von wem es kommt? Verlangen nach Ehre ſtirbt, wo man keine Ehre erwartet. Aber nehmet dieſen Menſchenbeobachter, dieſen Schriftſteller, weg aus dem Wirkungskreiſe der Abderitheit; gebt ihm Muſſe und Freyheit, Dinte und Papier, ſo iſt er gerochen, und was er ſchreibt, werden Nationen leſen. Unzähliche gute Köpfe bleiben nur darum immer mittelmäſſig im Amte, weil ſie verſchmachten bey Geſchäften, die ihnen nichts zu denken geben, und die eben deswegen jedem Tropf beſſer gelingen als jedem Denker.

Einſamkeit ſetzet alles an ſeinen gehörigen Platz. Da freuet man ſich daß man denken darf, und ſo vielen Menſchen um ſich her dadurch misfällt, und ſo viele Zeit dadurch erſparet. Sehr oft iſt dieſes allgemeine Misfallen ein beneidenswerthes Glück. Wie erbärmlich wäre die Lage von jedem guten Kopfe, der ſich gerne in ſtillem Nachdenken übt, wenn es einem Dutzend Alltagsköpfen täglich einfiele nach ſeinem Befinden zu fragen. Indem er eben, in einem Augenblicke von Ruhe, eine Idee gehaſchet hätte, und nun gerne ſchreiben, leſen,

nach-

nachdenken möchte, würde eine Kutſche nach der andern vorfahren, er müßte einen Beſuch nach dem andern annehmen, und dann Alltäglichkeit ſaufen wie Waſſer. So wären alle ſeine Gedanken verlohren. Nichts bliebe ihm übrig, als Gram über die vernichteten Stunden, und wahres Erſticken der Seele von Mismuth über das Viſitenweſen, das blos durch den Knall ſeines Vorfahrens ſchon erſchrecket, und in der That alles Gute erſticket, nur dem Unkraut Gedeyen giebt, und zu nichts taugt, als blos eine Schaar von Müſſiggängern und Müſſiggängerinnen ihres Waſſers zu entladen.

Welcher Denker wünſchet nicht, in dieſer und in mancher andern Abſicht, recht ſehr vielen Menſchen zu misfallen. Es wäre ja ein wahrer Fluch, für den der in der Stille etwas Gutes wirken könnte, wenn man ihn allgemein liebte; und folglich ihn jeder zum Eſſen haben wollte, und in jeder Geſellſchaft gefragt würde, kommt er nicht? Aber gewöhnlich ſind ſolche Leute nicht die, welche man am meiſten hervorzieht und liebt. Nie kommt auch eine ganze Stadt gegen einen Menſchen von ganz gemeinem Gepräge in Harniſch. Geſteht es nur, es ſteckt doch etwas Groſſes in dem vornehmen

Manne dort, gegen den ihr alle ſchreyt, gegen den jeder von euch einen Stein aufhebt, dem man in allen Geſellſchaften Fluch und Untergang prophezeyt, dem man hundert Verbrechen aufbürdet, und dann doch bey allem Suchen und Grüblen nie kein einziges erweiſet. Beneidenswerth iſt das Schickſal von jedem denkenden Kopfe, den ſein Publicum nicht kennt. Man läßt ihn dann doch alleine; und da es ihm ſo natürlich vorkommt, daß man ihn nie verſteht, ſo wundert er ſich auch nie, daß über alle ſeine Handlungen und ſein Leben nie anders geurtheilt wird, als ſchief; und daß auch ſeine Freunde immer, die Urtheile aller Alltagsköpfe über ihn zurechte ſetzen müſſen, und doch nie zurechte ſetzen.

Bey dem groſſen Haufen war dieß das Schickſal des groſſen Grafen zu Schaumburg Lippe, oder wie man ihn gewöhnlich nannte, des Grafen von Bückeburg. Einen allgemeiner misverſtandenen und verlachten Mann habe ich in Deutſchland nie geſehen; und doch verdient ſein Name in der erſten Reihe groſſer deutſcher Namen zu ſtehen. Ich ward in den Jahren mit ihm bekannt, da er faſt immer einſam lebte, und ſich vor der Welt verſchloß; aber

ſein kleines Land mit groſſer Weisheit regierte. Er hatte freylich etwas Auffallendes beym erſten Anblicke, und eben deßwegen ward auch ſein Inwendiges ſo ſehr verkannt. Der Graf von Lacy, vormals Spaniſcher Geſandter in Petersburg, hat mir in Hannover erzählet, er habe als General bey der Spaniſchen Armee gegen die Portugieſen geſtanden, die der Graf von Bückeburg anführte; das Aeuſſerliche dieſes Grafen habe alle Spaniſchen Generale, als ſie ihn beym Recognoſciren zuerſt durch ihre Ferngläſer entdeckten, ſo ſehr frappirt, daß einer nach dem andern ausrief: ſind den die Portugieſen von Don Quichotte commandirt? Aber dieſer Graf von Lacy, ein Mann von groſſem Verſtande, ſprach mir von dem ganzen Verhalten des Grafen von Bückeburg in Portugall, und von der Gröſſe ſeines Geiſtes und ſeines Charakters, mit Entzückung. Es iſt wahr, er hatte von weitem ein romantiſches Weſen, wegen der heroiſchen Haltung ſeines Körpers, wegen ſeiner fliegenden Haare, wegen ſeiner auſſerordentlich langen hagern Figur, und zumal durch das ungewöhnlich lange Oval ſeines Kopfes, wohey man freylich an den Don Quichotte denken konnte. Aber in der Nähe ſah und dachte man ganz anders. Erhabenheit, Scharf-

ſinn, Feinheit, Milde, Güte, und Ruhe, ſpra-chen mit den lebendigſten Zügen aus ſeinem ganzen Geſichte. Ich ſah den Grafen nie an, und ſprach nie mit ihm, ohne dabey immer zu denken, wie ſanft und groß biſt du! Heroiſche Geſinnungen, und erhabene Gedanken, giengen aus ſeinem Munde, ſo leicht und häufig, als ſie aus dem Munde des größten Römers oder Griechen mögen gegangen ſeyn. Wunderlich (bizarre) war er allerdings, und in London gebohren. Aber vielleicht iſt doch wenigen bekannt, was mir ein ſehr rechtſchaffener deutſcher regierender Graf, ein Anverwandter des Grafen Wilhelms erzählet hat; daß er in ſeiner Jugend mit jedem Engländer in Allem wetteiferte. Er wettete, zum Exempel, daß er rückwerts von London nach Edinburg reiten wolle; das iſt, der Kopf des Pferdes mußte nach Edinburg gerichtet ſeyn, und der Kopf des Grafen nach London. So ritt Er durch einige Engliſche Provinzen. Er reiſte nicht etwa nur zu Fuſſe durch England; zum Spaße bettelte Er ſich durch verſchiedene Engliſche Provinzen, gemeinſchaftlich mit einem deutſchen Fürſten. Man hatte ihm geſagt, der Strom der Donau ſey unter Regensburg irgendwo ſo reiſſend, daß kein Menſch niemals da herdurch geſchwommen ſey; Er

ſchwomm

ſchwomm ſo weit, daß man ihn kaum noch retten konnte. Einer der grösten Staatsmänner und beſten philoſophiſchen Köpfe in Hannover (*) hat mir erzählet: der Graf habe in dem Kriege, da er die Artillerie bey der Armee des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig gegen die Franzoſen commandirte, einſt einige Hannöveriſche Officiere in ſein Zelt zum Eſſen gebeten; und als die ganze Geſellſchaft vergnügt und guter Dinge war, ſeyen einige Canonkugeln oben über das Zelt geflogen. Die Officiere ſagten, die Franzoſen müſſen wol in der Nähe ſeyn? Nein, erwiederte der Graf, die Franzoſen ſind weit von uns weg; die Herren möchten alſo nur forteſſen. Bald kamen wieder ein paar Canonkugeln, und ſchlugen oben durch das Zelt. Die Officiere ſtanden auf, und ſagten, die Franzoſen ſind da? Nein, ſagte der Graf, die Franzoſen ſind nicht da; meine Herren bleiben ſie ſitzen, und glauben ſie mir auf mein Wort. Eine Canonkugel kam immer wieder nach der andern; die Officiere aſſen und tranken geruhig, und machten

nur

(*) Mein ſeliger Herzensfreund, der Herr geheime Juſtizrath Strube, geheimer Secretair bey dem Königlichen Miniſterio in Hannover, während des Krieges von 1756 bis an ſeinen Tod im Jahre 1777.

nur ganz leiſe ihre Spekulationen über dieſes wunderliche Feſt. Endlich ſtand der Graf auf, und ſagte: meine Herren, ich habe ihnen nur zeigen wollen, wie ſehr ich mich auf meine Artilleriſten verlaſſen kann; denn ich befahl ihnen, ſo lange wir bey Tiſche ſitzen, immer mit ſcharfgeladenen Canonen nach dem Knopfe unſers Zelts zu ſchieſſen, und das haben ſie auch mit der gröſſten Genauigkeit ausgeführt. Denkende Leſer werden auch in dieſen wunderlichen Zügen den Mann nicht verkennen, der ſich und andere in allem üben wollte was ſchwer ſcheint. Ich ſtand einſt mit dem Grafen neben einem Pulvermagazin, daß er unter ſeinem Schlafzimmer in der Feſtung Wilhelmsſtein hatte anlegen laſſen. Da würde ich in ſchwülen Sommernächten nicht gut ſchlafen, ſagte ich; der Graf bewies mir, ich weiß nicht mehr wie, die gröſſte Gefahr und keine Gefahr ſeyen Einerley. Als ich dieſen auſſerordentlichen Mann zum erſtenmal ſah, unterhielt er mich, in Gegenwart eines Engliſchen und Portugieſiſchen Officiers, zwey Stunden lang, über Hallers groſſe Phyſiologie, die Er auswendig wußte. Am andern Morgen mußte ich mit ihm, in einem Kahn, nach ſeiner Feſtung Wilhelmsſtein ſchiffen, die Er, nach Planen die er mir zeigte, in dem

Stein=

Steinhuderſee mitten ins Waſſer gebaut hat, ohne daß Er einen Fußbreit Erde da fand; Er führte das Ruder. In der groſſen Allee zu Pyrmont unterhielt er mich an einem Sonntage, mit einer Ruhe als wenn er und ich alleine in der Welt wären, zwiſchen einigen tauſend Menſchen, die da paradirten buhlten, und tanzten, zwey Stunden lang auf einem Fleck, von allen Beweiſen die bisher für das Daſeyn Gottes geführet worden, von dem was allen dieſen Beweiſen mangle, und wie es Ihn dünke, daß man alle könnte übertreffen. Damit ich dieſer Lection nicht entſchlüpfe, hielt er mich zwey Stunden hindurch, immer bey einem Knopfe meines Rockes feſt. Er zeigte mir in ſeiner Reſidenz zu Bückeburg einen von ſeiner Hand geſchriebenen groſſen Folianten über die Kunſt einen kleinen Staat gegen eine groſſe Macht zu vertheidigen. Das Werk war für den König in Portugall beſtimmt, und vollendet (*). Er las mir aber viele Stellen daraus vor, welche

(*) Einen Auszug aus dieſem Werke, ließ der Graf im Jahr 1775 in Bückeburg, unter der Aufſchrift Memoires pour l'art militaire defenſif, in ſechs kleinen Bändchen drucken. Aber die ganze Auflag beſtand leider nur in zehn Exemplaren. Alle dieſe Exemplare befanden ſich noch vor kurzer Zeit, in einem

 ver-

welche die Vertheidigung der Schweitz betreffen. Der Graf hielt die Schweitz für unüberwindlich. Er nannte mir nicht nur alle wichtigen Poſten, die man gegen jeden Feind beſetzen müßte, ſondern auch alle Wege, wo kaum eine Katze durchkäme. Ich glaube nicht, daß etwas wichtigeres für mein Vaterland geſchrieben iſt, als dieſes Werk; denn auf alle Einwürfe, die ihm ein Schweitzer hätte machen können, zeigte Er mir treffende Antworten in dieſer Handſchrift. Mein Freund, Herr Moſes Mendelsſohn, dem der Graf die Vorrede zu dieſem Werke in Pyrmont vorgeleſen hatte, hielt ſie für ein Meiſterſtück von Philoſophie, und Styl. Der Graf ſchrieb Franzöſiſch beynahe ſo gut wie Voltaire, wenn er wollte; aber im Deutſchen gekünſtelt, verworren, und weitſchweifig. Es gehöret ſehr zu ſeinem Lobe, daß Er, ſeit ſeiner Rückkunft aus Portugall, viele Jahre hindurch, zwey der be-
ſten

verſchloſſenen Kaſten, auf der Bibliothek des itztregierenden Grafen, in Bückeburg. Zwey von dieſen Bändchen ſind aber, wie ich höre, von unbekannter Hand gerettet, und werden überſetzt. Aber von denen im Kaſten zu Bückeburg liegenden, gebundenen und ungebundenen Exemplaren ſind, wie man ſagt, die Plane herausgeſchnitten, und weggenommen; alſo iſt, ſchon dadurch, das Werk vernichtet.

ſten Köpfe Deutſchlands immer um ſich hatte, zu- erſt Abbt, nachher Herder. Tauſend merkwürdi- gere Dinge von dieſem wahrhaft groſſen und ſon- derbaren Manne könnten diejenige erzählen, die ihn länger, und näher, und mit ſchärfern Augen beobachtet haben, wie ich. Ich will von tauſend Eines nur hinzuſetzen, zum Theile mit Schakeſpears Worten: der Graf Wilhelm von Schaumburg Lippe trug keine Feſſeln; man wich ihm gerne aus; er las viel; er war ein groſſer Beobachter; er ſah die Menſchen durch und durch; er liebte kein Spiel; er lächelte ſelten, oder lächelte ſo, als wenn er euch auslachte.

So war der Charakter dieſes ſo äuſſerſt mis- verſtandenen Einſamen beſchaffen. Lächeln mag wol ein ſolcher Mann, wenn er die Menſchen an- ſieht, die ihn auslachen. Aber wie beſchämt und betroffen werden dieſe Menſchen ſchweigen, wenn ſie das Monument anſehen dürfen, daß Ihm der groſſe Mendelsſohn errichtet hat; oder den Kern ſeiner Lebensgeſchichte (*), den eine junge Meiſter- hand in Hannover, mit tiefem Gefühle, hiſtoriſcher Kunſt,

(*) Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelms zu Schaum- burg Lippe, von Theodor Schmalz. Hannover 1783.

Kunſt, edlem Styl, und ſo wahrheitvoll nnd ehrlich, der unparteyiſchen Nachwelt übergab.

Wer verlachet iſt, wie ich tauſendmal den Grafen von Schaumburg Lippe, wegen ſeines langen Geſichtes, ſeiner fliegenden Haare, ſeines groſſen Hutes, und ſeines kleinen Degens, verlachen hörte, aber auch Held und groſſer Mann iſt wie Er, kann doch wol zuweilen lächeln. Der Graf von Bückeburg lachte jedoch über Welt und Menſchen nie anders als mit Güte. Ohne Menſchenhaß und Menſchenfeindſchaft bewohnte Er ein ſtilles Landhaus mitten in einem Walde, oft ganz alleine, oder mit der Engelsſeele die er ſich zur Gemahlinn gewählet hatte, in die Er mir nicht verliebt ſchien, aber für die Er, nachdem Sie todt war, aus Liebe ſtarb.

So lachte auch über den Themiſtocles der groſſe Haufen in Athen. Man verſpottete ihn laut, weil er gar keine Manieren hatte, nichts von dem Stadtleben, nichts vom Atheníenſiſchen bon ton und bel uſage verſtand. Themiſtocles beantwortete einſt dieſes Gelächter etwas ſchneidend: ich kann die Leyer nicht ſtimmen, ſagte Er, ich kann nicht auf dem Pſalterium ſpielen, aber man gebe mir

mir eine Stadt, ſo klein und unbekannt ſie auch ſeyn mag, ſo mache ich ſie berühmt, und erwerbe ihr einen groſſen Namen.

Einſamkeit und Philoſophie machen alſo Vorſtellungsarten geläufig, geben Begriffe und Geſinnungen, über die gewöhnlich die Welt lacht, und die dann doch durch groſſe Ideen die kleinen verdrängen. Wer groſſe Menſchen, und groſſe Geſinnungen aus Büchern kennt, nimmt leicht etwas Romantiſches an, das oft groſſen Stof zum Lachen giebt. Romantiſche Köpfe möchten zwar immer alles anders haben, als es ſeyn kann, und als es iſt; aber will man immer das Gröſte und Beſte, ſo findet man auch keinen Gefallen am Schlechten, und liebet es nie. So behaupten denn auch ſolche Seelen eine Art von Adel, der ſich freylich in die wirkliche Welt nicht paſſet, aber der doch immer Adel iſt, und bleibt. Jene Indianiſchen Philoſophen kamen noch gut aus der Sache, die einmal in jedem Jahre ihre Einſamkeit verlieſſen, nach dem Pallaſte des Königs giengen, und dann der Reihe nach ihre Meynung über die Staatsverwaltung ſagten, und die Veränderungen und Einſchränkungen, die man an den Geſetzen machen könnte; wer drey=

mal

mal nacheinander falſche oder unwichtige Anmerkungen mittheilte, verlohr auf ein Jahr das Recht vor dem König zu ſprechen. Andere romantiſche Philoſophen hingegen wollten mehr wirken, und wirkten nichts. Plotin verlangte von dem Kaiſer Galienus die Souverainität über eine kleine Stadt in Campanien, und die dazu gehörigen Ländereyen. Die Stadt ſollte Platonopolis heiſſen. Plotin verſprach da mit ſeinen Freunden ſich einzuſchlieſſen, und die Republik des Plato zur Wirklichkeit zu bringen. Aber es geſchah damals, was auch itzt, ungleich weniger idealiſchen Philoſophen, an manchem Hofe widerfahren würde: die Hofleute lachten über dieſen Vorſchlag, ſagten dem Kaiſer der Philoſoph Plotin ſey ein Narr, und das Experiment unterblieb.

Geſchichte alter Gröſſe und alter Tugend, wirket im Stillen immer auſſerordentlich auf Gemüther die Empfänglichkeit für ſolche Ideen und Geſinnungen haben. Einige Funken von jenen Feuerſeelen werden ſchon zuweilen aufgefangen, wo man es am wenigſten vermuthet. Einer kranken nervenſchwachen Dame auf dem Lande rieth ich, um ihre Seele zu heben, oft mit der Griechiſchen und Römiſchen

miſchen Geſchichte ſich zu beſchäftigen. Nach drey Monaten ſchrieb ſie mir: welchen Reſpect haben ſie mir für das Alterthum eingeflößet; was iſt das Mückenvolk aus unſerer Welt, gegen jene Männer! Sonſt war die Geſchichte nicht meine liebſte Lectüre; nun lebe ich ganz in der Geſchichte. Ich will mich ganz in Griechenland und Rom hineinleſen. Das wird für mich eine unerſchöpfliche Quelle von Geſundheit und Vergnügen ſeyn. Nie hätte ich gedacht, daß meine Bücher ein ſolcher Schatz für mich werden könnten; ſie ſind mir lieber als mein ganzer Erbtheil. In einem halben Jahre ſollen ſie nichts mehr hören von allen meinen Klagen; mein Plutarch iſt mir ſchon itzt lieber als alle Siegwarte, und alles was man Empfindſames für Landdamen ſchreibt, die blos Seele ſeyn wollen, und bey denen der Satan doch alle Liebesſtreiche eben ſo taktfeſt ſpielet, als der beſte Muſicus ſeine Violin.

Wie es bey dieſer gelehrten Dame, in Küche und Hühnerſtall ausgeſehen haben mag, ſagte ſie mir zwar nicht. Aber ſie ward geſund; und ich denke, daß ſie nun wieder an ihrer Haushaltung, an ihrem Garten, und bey ihren Hühnern eben ſo

viel

viel Vergnügen finden wird, als vormals beym Plutarch.

Geſchichte alter Gröſſe und alter Tugend kann lange nur im Stillen und bey wenigen wirken, und dann doch Wunder thun in der Zukunft. Ein guter Kopf denkt manches auf einſamen Spaziergängen, das verlachet und verhöhnet wird, wenn es das Licht erblicket, und doch kommt eine Zeit, da es Tauſende zu Thaten hinreiſſet, die der Ewigkeit werth ſind. Lavaters Schweitzerlieder erſchienen in der Schweitz in einer lendenlahmen Epoche. Die Schweitzergeſellſchaft in Schintznach, die dieſem Feuerkopf den Auftrag gegeben hatte dieſe Lieder zu dichten, war ein Dorn im Auge des Franzöſiſchen Geſandten in der Schweitz, und folglich ſprach man Fluch über dieſe Geſellſchaft aus, beynahe überall. Der groſſe Haller ſogar, neckte dieſe Geſellſchaft in allen Briefen die er mir ſchrieb, denn ſie hatte ſeinen Namen lange nicht unter die Namen ihrer Mitglieder aufnehmen wollen. Er hielt mich und dieſe ganze Geſellſchaft für Feinde unſerer alleinſeligmachenden Landesorthodoxie, und uns alle insgeſammt für Lehrjünger und Mitverſchworne des in ſeinen Augen äuſſerſt verruffenen Johann Jacobs Rouſſeau. Man ſagte mir im Hotel des

Fran=

Franzöſiſchen Geſandten in Solothurn, alles Böſe in der Schweitz worüber Frankreich klage, habe ſeine Quelle in Schintznach (*). Der Preſident der

(*) Es ſchien mir leicht dem Franzöſiſchen Legationsſecretair Herrn Barthez von Marmorieres, und durch dieſen dem Ambaſſador, Herrn von Beauteville, den Ungrund dieſes Argwohns zu zeigen, weil doch alle vernünftige Politik der Schweitzer blos darauf beruhet, daß ſie den König in Frankreich, auf eine edle Art, beſtändig zum Freunde behalten, und daß ſie unter ſich immer in größter Eintracht leben. Aber die Vorurtheile gegen die ſeitdem ſo berühmt gewordene Schintznacher Geſellſchaft waren damals ſo allgemein, daß niemand vermochte, irgend einen Menſchen, der dieſe Vorurtheile hatte, von ihrem Ungrund zu überführen. Der Franzöſiſche Ambaſſador hielt dieſe Geſellſchaft für eine beſtändige Conſpiration gegen die Eingriffe der Franzöſiſchen Macht in der Schweitz. Die Häupter der ariſtocratiſchen Cantone, glaubten dieſe Geſellſchaft verbreite republikaniſche Grundſätze. Die Catholiken wähnten, dieſe Geſellſchaft denke auf nichts, als auf den Umſturz der catholiſchen Religion. Alle Dummköpfe ſchryen gegen dieſelbe Zeter und Mord, weil ſie ſich einbildeten, alle Mitglieder der Schintznacher Geſellſchaft ſeyen witzige Köpfe, und Gelehrte. Ein deutſcher Roſenkreutzer ſogar, kam einſt zu mir, um die Geheimniſſe der Schintznacher Geſellſchaft auszuforſchen, denn Er glaubte, wir ſeyen alle Goldmacher. Gleich

der Bücherceenſur in Zürich, ein Haupt der Republik, verbot in Zürich den Druck von Lavaters Schweitzerliedern, aus dem feinen Grunde: man müſſe den alten Miſt nicht aufwärmen! Und doch ſchrieb kein Dichter Griechenlands wärmer und eindringender für ſein Vaterland, als Lavater für die Schweitz.

Gleich bey der erſten Verſammlung, im Jahre 1762, brachten der berühmte Dichter Geßner und ich, in der ganzen Gegend umher dieſe Geſellſchaft in den allerabſcheulichſten Ruf, weil wir beyde zuſammen, über dem Kopfe einer Frau die eben gebähren wollte, und von der wir nichts wußten, einen Menuet tanzten. Die einzige Abſicht dieſer Geſellſchaft war damals, wie anitzt, keine andere, als dieſe: man wollte einen einſamen und freyen Ort haben, wo Freunde aus verſchiedenen Cantonen jedes Jahr, auf eine beſtimmte Zeit, Gelegenheit hätten ſich zu ſehen, und da einige Tage recht vergnügt zuzubringen. Die vortrefliche Wirkung dieſer beynahe jedes Jahr anſehnlicher und zahlreicher gewordenen, und nunmehr nach dem Solothurniſchen Städtchen Olten verlegten Verſammlung, welche allerdings, nach und nach, die beſten Köpfe und Herzen der Schweitz unter ſich brüderlich verband, war Bekanntſchaft, Liebe, und Zutrauen, unter Catholiken und Proteſtanten, die ſonſt in ihrem Leben ſich nie geſehen hätten; und ein allgemeiner Enthuſiaſmus von Freundſchaft, der in den Herzen dieſer braven Nation unausſprechlich mehr Gutes hervorbringen wird, als alle die ſteifen Zuſammenkünfte ihrer Häupter und Führer auf ihrem jährlichen Congreß zu Frauenfeld.

Schweitz. Ich ſah wie Kinder ſeine Schweitzerlieder mit wahrer Begeiſterung ſangen; ich ſah die ſchönſten Augen bey dieſen Liedern in Thränen zerflieſſen; ich ſah Schweitzerbauern, denen man dieſe Lieder ſang, die Augen funkeln, die Wangen glühen, die Muskeln ſchwellen; ich kenne Väter, die mit ihren Söhnen nach Wilhelm Tells Kapelle reisten, um dort Lavaters Lied auf Tell hochklingend abzuſingen. Die Felſen hörte ich widerhallen, ſo oft ich dieſe Lieder, nach meiner eigenen, ſelbſterfundenen, herzlichen Melodie, auf den berühmten Feldern und Hügeln ſang, wo die groſſen Thaten unſerer Ahnen geſchahen; wo die Seelen der erſchlagenen Helden mich umſchwebten; wo ſie mit ihren zackigten Keulen Deutſchlands gekrönte Helme zerſchmetterten; und wo deutſcher Adel, ſo oft gepanzert und geſchloſſen, drohend und hämiſch in Schaaren von Tauſenden heranritt, und vor Hunderten floh.

Dieß iſt romantiſch, wird man mir ſagen, und romantiſche Ideen fangen nirgends Feuer, als bey Menſchen die ganz in der Stille und in der Abſonderung leben, und vielleicht über alles anders denken, als die Welt die ſie umgiebt. Aber groſſe Ideen brechen doch zuweilen durch, wo ſie den

größten Widerſtand finden; wirken in Republiken allmählig auf Tauſende, und flößen ihnen Geſinnungen ein, über die in der Schweitz, zwar mancher Rathsherr brummt, aber die dann doch in Zeiten und Umſtänden ehrwürdig werden könnten, wo es darauf ankäme, ein kleines Land gegen eine groſſe Macht zu vertheidigen.

Alles vereinigt ſich in der Einſamkeit, die Seele zu heben, und den Charakter zu ſtärken, weil man zu groſſen Geſinnungen und Entſchlüſſen ſich da ungleich ſchneller und beſſer abhärtet, als in der Welt. Schußfrey iſt der Einſame gegen alle Pfeile der Unvernunft, des Neides, und der Bosheit. Entſchloſſen alles zu denken und zu thun was erfordert wird, um eingeſchränkten ſchiefaugigten, alles in der Welt ſchief ſehenden Köpfen nie zu gefallen, erwartet er alle Folgen dieſer Ungleichheit von Gedanken und Geſinnungen, und verwundert ſich über keine. Nicht unempfindlich zu ſeyn, gegen billige, nicht überſpannte Achtung ſeiner Freunde, iſt zwar erlaubt. Aber unſere Freunde gehen doch immer zu weit, wie unſere Feinde. Alle ſind parteyiſch, und darum kann auch keiner von allen über uns richten. Urtheil und Recht über unſern Werth, oder Unwerth, müſſen wir von Unbekann-

ten erwarten. An kein anderes Publicum müſſen wir glauben, als an das groſſe (*). Was kann ein kleines Publicum beweiſen, das nie die Sache nach der Sache beurtheilt, ſondern nur nach der Perſon? Je gröſſer die Stadt iſt, je mehr Freyheit in dieſer Stadt herrſchet, je ſeltener in derſelben einer den andern frägt, wie ſoll ich urtheilen, deſto mehr nähert ſich ſchon dieſe Stadt, der Welt die man achtet und ſchätzt. Lob und Tadel können da weder ehren noch ſchänden, wo man lieber allgemein wollte geſchmähet ſeyn, als allgemein gelobt. Aber ein einziges günſtiges Urtheil von allgemein anerkanntem Werth, tröſtet gegen alle Schmähungen von Menſchen, deren Urtheile einen erwieſenen Unwerth haben, und von allen Kennern verworfen ſind als falſche Münze. Es läßt ſich doch

(*) Qui veut ſçavoir ce qu'il vaut, ſagte ein groſſer Mann, ne peut l'apprendre que du public, et doit, par conſequent, s'expoſer à ſon jugement. On ſçait les ridicules qu'à cet egard l'on s'efforçe de donner à ceux qui pretendent en qualité d'auteurs, à l'eſtime de leur nation. Mais ces ridicules ne font nulle impreſſion ſur l'homme de mérite; il les regarde comme un effet de la jalouſie de ces petits eſprits, qui, s'imaginant que, ſi perſonne ne faiſoit preuve de mérite, ils pourroient s'en croire autant qu'à qui que ce ſoit, ne peuvent ſouffrir qu'on produiſe de pareils titres.

doch leicht ausmachen, ob etwas Gutes an einem Menſchen iſt, oder nicht. Wenn darum das groſſe Publicum, wenn unbefangene Männer von dem gröߜten Gewichte an weit entlegenen Oertern dieſes Gute mit der gröߜten Unpartheylichkeit anerkennen: o ſo gehet man ruhig und frey durch die Gaſſen, und wirft die armſeligen Feſſeln ab, die irgend eine niedrige Leidenſchaft, oder Provinzialgeſchmack, oder vollends Convention einer einzelen Stadt, einem Schriftſteller anlegen will. Eben darum weil er ſich nicht vermietet hat für dieſe Stadt zu ſchreiben, ſieht er über ſolchen Winkelgeſchmack hinweg, auf den beſſern Geſchmack der Nation; und lieſt ſich geruhig den Planeten, über die Urtheile und Critiken die er hören wird, da ſein Gang mit dem einmal beliebten Schafsgang lauter Zikzak macht, und ſeine Töne mit ihren Tönen eine ewige Diſſonanz.

Solche Geſinnungen erwirbt man nirgends als in der Einſamkeit, und am wenigſten im Umgange mit jenen tiefklugen Herren und Damen, die vor jeder Beobachtung über den Menſchen erſchrecken, jeden charakteriſtiſchen Pinſelzug fürchten, und immer ſagen: ja das könnte man übel nehmen, oder

da

da könnte gar ein Federkrieg entſtehen! Herz und Seele eines einſamen Denkers ſind frey von allen dieſen kleinmüthigen Beſorgniſſen, ſind weit hinweg über dieſe Winkelpolitik, welche jedem etwas muthigen Verfaſſer immer nur von Stirnen ſpricht, die beym Anblicke ſeines Buches ſich runzeln werden, oder die vollends wähnt, ein weltkluger Schriftſteller müſſe ſich dem hochzuverehrenden Publico nie anders preſentiren, als wie ein gerupftes Huhn.

Aber wenn auch Einſamkeit die Geſinnungen hebt, ſo glaubt man doch allgemein, ſie mache den Geiſt unfähig zu Geſchäften. Das glaube ich nicht. Denn es iſt doch eben ſo ſchlimm nicht, ſeine Seele im Stillen mit Würde zu erheben, um ſodann in der Welt deſto weniger zu verſinken, und ſeinen Geiſt in der Einſamkeit ſo zu üben, damit man dann in der Welt allenfalls auch Geiſt habe. Immer erhält ſich die Liebe zur Wahrheit in der Einſamkeit beſſer, immer gewinnet die Tugend in derſelben mehr Gewicht, ob ich gleich geſtehe, daß in Geſchäften nicht jede Wahrheit geſagt werden muß, daß ſtrenge Tugend im Amte oft ſcheitert, und daß man für Biederſinn oft nichts zu Hauſe bringt als ein blaues Auge.

Tugend, und in der Einſamkeit erzeugte Einfalt der Sitten, werden indeſſen von groſſen und guten Menſchen doch allenthalben geehret. Beyde verſchafften dem Philoſophen Johann Andreas de Lüc, mitten im Kriege zwiſchen England und Frankreich, Eingang zu Verſailles, und erweckten bey dem ſehr rechtſchaffenen Staatsminiſter von Vergennes das Verlangen den Genferbürgern die Köpfe durch einen Philoſophen zurecht ſetzen zu laſſen, die Er, Frankreichs erſter Miniſter, ihnen nicht zurecht ſetzen konnte. De Lüc machte auf des Miniſters Verlangen den Verſuch. Er mislang; und man mußte den Genfern, wie man weiß, die Köpfe durch eine Armee zurecht ſetzen, und durch Venetianiſchen Zungenzwang. Dieſe Einfalt der Sitten erwarb ſich der Philoſoph Johann Andreas de Lüc, auf ſeinen geliebten Bergen; und anitzt noch, mitten unter dem unausſprechlichen Luxus von London, hat er nie verlernt jeden Mangel zu dulden, jeder Gemächlichkeit und allen Bedürfniſſen unſerer Welt, mit einem Hartſinn ſich zu widerſetzen, der ſeines gleichen nicht hat. Eine einzige Spur von Luxus bemerkte ich an dem Philoſophen Johann Andreas de Lüc in Hannover; er kaute, wenn ihn etwas ärgerte, ein kleines Stück Zucker, und trug,

auf den Nothfall, immer einen kleinen Vorrath von Zucker in der Taſche.

Einſamkeit giebt aber nicht nur den Sitten Einfalt, ſondern dem Geiſte wirkliche Kraft zu Geſchäften. Man nähret in der Stille ſeinen Geiſt, damit er wirkſam werde für die Welt, und tritt von Weltgeſchäften in die Stille zurück, damit er ausruhe und wieder zu neuem Kampfe ſich rüſte. Pericles, Phocion, Epaminondas, erwarben in der Einſamkeit ihre ganze Gröſſe, erwarben da, den Styl den man nicht in Canzleyen lernt, den Styl ihres Lebens und ihrer Thaten. Als Pericles die größten Dinge vorhatte, erſchien er nie auf den Gaſſen, oder blos um nach ſeinen Geſchäften zu gehen; er entſagte plötzlich jedem Gaſtmal, jeder öffentlichen Geſellſchaft, und allen ſonſt gewöhnlichen Vergnügungen dieſer Art; ſo lange Er die Republik regierte, gieng er ein einziges mal bey einem Freunde des Abends zum Eſſen, und blieb nicht lange. Phocion ergab ſich zuerſt der Philoſophie, nicht in der ſtolzen Abſicht ein Weiſer zu heiſſen, aber damit er ſich fähig mache die Geſchäfte des Staats mit mehr Kraft und Entſchloſſenheit, gegen alle unerwartete Vorfälle zu

übernehmen (*). Man war erſtaunt, und einer fragte den andern, wann und in wie viel Zeit Epaminondas, der ſein Leben mit Studiren zubrachte, in ſolcher Vollkommenheit die Kriegskunſt, nicht nur habe lernen, ſondern auf einmal ganz ergreifen können? Er geizte auf ſeine Zeit, widmete ſich ganz den Studien, entzog ſich allen öffentlichen Aemtern, und hielt für nichts an, als daß man ihn davon weglaſſe. Aus ſeiner Einſamkeit riß man ihn heraus, und ſtellte ihn an die Spitze der Armee.

Ein Charakter, an den ich nie anders als mit Liebe denke, der Charakter des Petrarcha, bildete ſich ganz in der Einſamkeit, und machte ſich da fähig zu groſſen politiſchen Geſchäften. Petrarcha war freylich zuweilen, was man oft in der Einſamkeit wird, gallſüchtig, beiſſend, und hitzig. Man hat ihm mit Bitterkeit, die lebhaften Sittengemählde ſeiner Zeit, und zumal die Schattenriſſe der ſchändlichen Lebensart in Avignon unter der Regierung Pabſts Clemens des ſechſten, vorgeworfen. Aber Petrarcha war doch ein groſſer Kenner des

(*) Eben ſo ſagt Tacitus von dem Helvidius Priſcus: Ingenium illuſtre altioribus ſtudiis juvenis admodum dedit, non ut magnifico nomine otium velaret, ſed quo firmior adverſus fortuita rempublicam capeſſeret.

des menſchlichen Herzens, und er hatte eine ganz auſſerordentliche Fähigkeit auch im Umgange auf die Gemüther zu wirken, und ſie nach ſeinen Abſichten zu lenken. Gewöhnlich kennt man ihn nur als einen zärtlichen und eleganten Dichter, der feurig liebte, und ſeine Geliebte vortreflich beſang, ſagt ſein beſter Lebensbeſchreiber, der Abt de Sade, weiter weiß man nichts. Man iſt unbekannt mit allem was ihm die Litteratur zu verdanken hat, die Er aus der Barbarey hervorzog, in der ſie ſo lange begraben war, da er die beſten alten Schriftſteller dem Staube und dem Moder entriß, und da alle dieſe Schätze für uns verlohren wären, wenn Er ſie nicht aufgeſuchet und gute Abſchriften davon verſchaffet hätte. Man hat vielleicht nie gehöret, daß Er zuerſt das Studium der ſchönen Wiſſenſchaften in Europa wieder emporbrachte; daß Er den Geſchmack reinigte; daß Er ſelbſt, dachte und ſchrieb, wie ein Bürger des alten noch nicht unterjochten Roms; daß Er viele Vorurtheile zertrat, und die Fortſchritte zu gröſſerer Vollkommenheit im Denken leicht machte; daß er bis in ſeinen Tod der nemliche geiſtvolle Petrarcha blieb, und durch ſein letztes Werk immer alle vorigen übertraf. Noch weniger weiß man, daß Petrarcha ein groſſer

Staats-

Staatsmann wår, daß die groͤßten Regenten ſeines Jahrhunderts ihm die kitzlichſten Unterhandlungen anvertrauten, und ihn in ihren wichtigſten Angelegenheiten zu Rathe zogen; daß Er im vierzehnten Jahrhundert, einen Ruhm, ein Anſehn, einen Wirkungskreis, und einen Einfluß hatte, wie in unſern Zeiten kein einziger Gelehrter; daß drey Påbſte, ein Kaiſer, ein Koͤnig in Frankreich, ein Koͤnig von Neapel, eine Menge Cardinåle, die groͤßten Fürſten und Herren von Italien, um ſeine Freundſchaft ſich bewarben, und ſeinen Umgang ſich wünſchten; daß ſie ihn als Staatsmann, Abgeſandten, und Miniſter, in die groͤßten Geſchåfte und Begebenheiten ſeiner Zeit verwickelten; daß Er ihnen dafür die groͤßten Wahrheiten ſagte; daß Einſamkeit allein ihm dieſe Kraft gab; daß niemand ſo wie Er, ihre Vortheile kannte und liebte, niemand ſie mit groͤſſerm Nachdruck pries, und Muſſe und Freyheit ihm zuletzt immer über alles galt. Lange ſchien Er entnervt durch die Liebe, der er die ſchoͤnſten Jahre ſeines Lebens geweihet hatte; aber ploͤtzlich verließ ihn der weiche und weibiſche Ton, in welchem Er zu den Füſſen ſeiner Laura ſeufzte. Maͤnnlich und kühn redete Er nun, mit Koͤnigen, Kaiſern, und Påbſten; und immer mit [illegible] der

der Zuverſicht, die hohe Talente geben, und ein groſſer Ruhm. Mit einer des Demoſthenes und des Cicero würdigen Beredſamkeit, ermahnte Er die Italieniſchen Fürſten, zum Frieden unter ſich, und zur Vereinigung ihrer Kräfte gegen ihre gemeinſchaftliche Feinde, die Barbaren, die ihr Vaterland zerriſſen. Er ermunterte, leitete, und unterſtützte den Rienzi, der von dem Himmel berufen ſchien, den alten Glanz der Stadt Rom wieder herzuſtellen. Er erweckte und trieb einen kleinmüthigen Kaiſer, in Italien einzudringen, und da, als Nachfolger der Cäſare, die Zügel der Herrſchaft über die Welt zu ergreifen. Er beſchwor die Päbſte, ihren Sitz, den ſie an die Ufer der Rhone verleget hatten, wieder an die Tiber zu verſetzen. Eben in der Zeit da er in einer ſeiner Schriften geſtand, er ſey voll übler Laune, gepeinigt durch Liebe, die er unaufhörlich zu überwinden ſuche, voll Haß gegen Menſchen und Städte, übergab ihm Pabſt Clemens der ſechste, der freylich nicht wußte was in ſeinem Herzen vorgieng, ein ſchweres Geſchäft an dem Hofe zu Neapel, und Petrarcha übernahms. Er geſtand ſelbſt, das Hofleben mache ihn ehrgeitzig, zudringlich, ſchnellthätig; und es ſey luſtig zu ſehen, wie ein Einſiedler, der gewohnt war in Höl-

zern

zern zu leben und in den Feldern herum zu ſchwärmen, itzt die prächtigen Paläſte der Cardinäle durchlaufe, mit einem Haufen von Hofleuten in ſeinem Gefolge. Als Johann Viſconti, Ertzbiſchof und Fürſt von Mayland und Herr der ganzen Lombardey, ein Mann von unerſättlichem Ehrgeitze und den gröſten Talenten, der ganz Italien zu verſchlingen drohte, das Glück hatte den Petrarcha in ſeine Dienſte zu ziehen, und Er eine Stelle im Rathe dieſes Fürſten erhielt, und alles was ſich ein Philoſoph und ein Gelehrter dabey wünſchen konnte, der Einſamkeit über Alles pries und ſchätzte, ſagten ſich die Freunde des Petrarcha: was? dieſer ſtolze Republikaner, der nichts athmete als Freyheit und Unabhängigkeit; dieſer ungezähmte Stier, welcher bey dem Schatten des geringſten Joches ausſchlug; der nur die Feſſeln der Liebe tragen wollte, ob ihm gleich auch die oft zu ſchwer waren; der die ſchönſten Stellen am Römiſchen Hofe ausgeſchlagen hat, weil er keine goldene Feſſeln tragen wollte: der begiebt ſich ſelbſt in die Ketten des Tyrannen von Italien? Dieſer Miſanthrop, welcher nirgends mehr leben konnte als in ländlicher Stille, dieſer groſſe Prediger der Einſamkeit, der bewohnet nun das unruhige Meyland? Sie haben recht, ſagte

Petrar-

Petrarcha, der Menſch hat keinen gröſſern Feind als ſich ſelber; ich habe gegen meinen Geſchmack und gegen meine Denkart gehandelt, unſer ganzes Leben hindurch thun wir dasjenige was wir nicht wollen, und dasjenige was wir gerne wollten, thun wir nicht. Aber Petrarcha hätte ſeinen Freunden ſagen können: ich wollte euch nur zeigen, was man in der Welt vermag, wenn man lange genug ſeine Kräfte in der Einſamkeit geübet hat; und wie dieſe dann auch in Weltgeſchäften Freyheit und Feſtigkeit giebt, Ausdruck und Selbſtändigkeit, Würde und Adel, und durch dieſes Alles Nerv zu Allem.

Abneigung gegen allen Umgang und gegen alle Stadtverbindlichkeiten, giebt Schriftſtellern den ſo oft erprobten Muth, bey allem Unrecht das ſie dulden müſſen unter einem aufgebrachten Volke. Durch ihr Beyſpiel gewöhnet man ſich dann allmählig an das liberaliter ſentire et dicere auch in Städten wo man nicht wußte, was das iſt. Einſamkeit bildet ſchon in früher Jugend den eiſernen Sinn, der einem unbefangenen Denker ſein Leben in Zeiten gegen ihn erregter Volkswuth erhält, und mit dem er freundlich und ruhig jedem in die Augen ſieht der ihm fluchet.

Solche Tumulte giebt es zuweilen in Städten, wo es noch nicht recht helle iſt. Unmännliche Seelen und durch jeden Volkswind hin und her getriebene Köpfe thun da keinen Schritt, ohne vorerſt die groſſe Frage zu unterſuchen: was werden die Leute dazu ſagen? Ein ſich ſelbſt und ſeinem Gewiſſen überlaſſener Kopf, läßt hingegen die Leute ſagen was ſie wollen. Wahrheit und Recht auf ſeiner Seite, machen ihn gleichgültig für den Beyfall der Menge, die ſtolz iſt auf ihre Freyheit, und doch nie mit eigenen Augen ſieht, nie nach eigenen Einſichten handelt, keine feſte Grundſätze hat, in ihrem Verhalten keinen feſten Grundſätzen folget, und immer blindlings ſich unterwirft dem einmal herrſchenden Volkston, der Tyranney der Mode, der Allmacht des Beyſpiels. Von tauſend ſchnöden Geſichtern hat Er keinen Verdruß. Aber unſterbliche Schande haben dieſe Geſichter, von ihrer zahmen Unterwürfigkeit, unter eine kalte, lendenlahme, geiſtloſe Schöngeiſterey, die ihre ſtudentiſchen Gefühle und Ideen zur allgemeinen Landesorthodoxie machen will, und dann verlanget daß ſolchem Unſinn allgemeiner Weihrauch dampfe aus tauſend Tobackspfeiſen.

Muth, der gegen Vorurtheile und Volkswahn ausharret, iſt darum viel gewöhnlicher bey einſam Lebenden, als bey Weltlingen und Geſelligkeitsbrüdern. Wer weiß nicht, daß Weltumgang die Seele nicht ſtärket ſondern ſchwächt, ſo wie oft wiederholter Genuß die ſinnlichen Gefühle gegen alles Vergnügen ſtumpf macht, und gegen alles Unangenehme empfindlich. Ach wie oft kommen die beſten Entwürfe bey aller Richtigkeit und innern Güte nicht auf, vor dem umherſtehenden Unkraut, Diſteln, und Dornen. Wie oft entſtehet ein lächerlicher Lerm über den Erfolg eines glücklichen Zufalls, den die Idee eines Dummkopfs gebahr. Lieber kehret man darum der Welt den Rücken, läßt jeden Menſchen glauben was er will, und jede Sache gehen wie ſie kann, ohne ſich deswegen des Rechts zu begeben im Stillen über Volkswahn zu lachen, und ſich gelegentlich gegen den Krebsgang alles Guten zu empören. Stimme des Volkes iſt oft Stimme des Teufels; Meynung und Wahn auf Rathhäuſern, Landsgemeinden, Aſſembleen, und Clubs, drehet ſich ſo ſchnell wie der Wind. Wer der Stimme des Teufels nicht Gehör giebt, wer keine Windfahne ſeyn will, hütet ſich vor Menſchen die herrſchen wollen über unſere

Meynungen. Jeder Schriftſteller, der Herz und Seele hat, entfernet ſich von müſſigen Splitterrichtern, die nichts herausgeben das man beurtheilen könnte, und die ſich darum erdreiſten, ihrer Cenſur alles zu unterwerfen was herauskommt. Auch in der freyeſten Republik hütet ſich jeder Biedermann, vor jedem Orte, wo hundert mehr Kehle haben, als Einer; vor allen Böſewichtern, deren gröſter Ehrgeitz iſt, daß man lache, und ihr gröſtes Erdenglück, daß keiner in Anſehen komme der ſie verlachet.

Aus den Fenſtern von allen Häuſern die an Tumulten gegen Schriftſteller Theil nehmen, ergieſſet ſich oft ein allgemeiner Unwillen auf deſſen Kopf, der ſich erdreiſtet anders zu denken, als die Demagogen des Geſchmackes ſeiner Vaterſtadt. Giebt er eine Schrift heraus, ſo ſuchet man nicht, was er etwa Gutes darinn ſage, und ob es gut geſagt ſey? Man will gleich errathen und ausmachen: ob Er ſich getraue, irgend etwas gegen die Stadt zu ſchreiben, in der er lebt? Satyren werden ihm gleich angedichtet; immer zuerſt da, wo keine iſt, und keine ſeyn kann. Sagt er, mit dem beſten Zwecke, Wahrheiten für die ihm jeder gute Menſch in der Stille dankt; rügt er vielleicht auch zuweilen

len Einrichtungen und Gebräuche, die man hinterher beſſert, ohne es ſich merken zu laſſen, daß man nicht zuerſt dieſen guten Gedanken hatte: ſo kommt doch immer ein Satyrenriecher, erhebt wütend die Bruſt, und ſchreyt, hier iſt eine Satyre, und will daß man von Obrigkeits wegen den Paſquillanten aus der Stadt jage! Alles würde man vielleicht herunterſchlucken, wenn man den Menſchen nur nicht vor ſeinen Augen hätte, der dieß alles ſagt. Wer fühlet ſich getroffen, und haſſet nicht unſterblich, wenn er unheilbar verwundet iſt? Wem iſt die Kühnheit nicht unausſtehlich, mit der man ſagt: der Fortgang der Erleuchtung ſey immer da am größten, wo man einſieht wie viel noch fehlt, und wo man nicht durch den ſüſſen Geſang ſich einſchläfern läßt, Alles ſey unverbeſſerlich, Alles, bis auf den Gaſſendreck, ſey ausſchlieſſend gut, ſchön, und unübertreflich?

So gieng es in dem hellen und lichten Tage von Paris ſogar, dem Preſidenten von Monteſquieu. Darum ſagt er in der Vertheidigung ſeines unſterblichen Werkes von dem Geiſte der Geſetze: Nichts erſticke mehr die Lehre, als eben dieſe allen Dingen aufgeſetzte Magiſterkappe. Solche Herren wollen immer lehren, und verſäumen immer das Lernen.

Es iſt unmöglich daß man den beſten Kopf nicht kleiner mache, wenn man ihn mit einer Million unnützer Bedenklichkeiten umnebelt. Hat er die redlichſten Abſichten von der Welt, ſo zwingt man ihn an ſeiner eigenen Redlichkeit zu zweifeln. Er kann nicht mehr gut ſchreiben, wenn man ihm unaufhörlich in die Ohren raunt, er ſchreibe ſchlecht; und wenn er, anſtatt zu ſagen was er denkt, nur ſagen ſoll, was kleine Geiſter wollen, daß er ſage (*). Sie ſchnüren ihm eine Kinderhaube auf den Kopf, damit ſie ihm bey jedem Worte erinnern können, Kind du fällſt! Will er ſprechen wie er denkt, ſo ſchreyen ſie ihm zu, du ſollſt ſprechen wie wir. Will er ſich emporſchwingen, ſo zerren ſie ihn beym Ermel zurück. Hat er Geiſt und Leben, ſo rauben

ſie

(*) Zum Exempel die Herren von der Büchercenſur an manchem Orte in Deutſchland, und vorzüglich in der Schweiz; die ſchulmeiſteriſch ausſtreichen und umändern was ihre engen Köpfe nicht faſſen, ihr imprimatur nur der Dummheit geben, und anſtatt zu entſcheiden, wie einer der aufgeklärteſten und rechtſchaffenſten Philoſophen Herr Hofrath Feder in Göttingen ſagt, ob etwas der Religion oder dem Staat gefährliches in der Schrift ſtehe, was nach den Geſetzen den Druck derſelben verhindere, unverſchämt genug ſind allerhand Veränderungen darinn zu machen, wie es ihnen nach ihrer Dogmatik, ihrer Moral, Rhetorik, und Ortographie beliebt.

ſie ihm beyde durch Nadelſtiche. Erhebt er ſich ein wenig, ſo nehmen ſie ihren Werkſchuh oder ihre Meßruthe in die Hand, werfen ihre Naſen in die Höhe, und ſchreyen, komm herab, wir wollen dich meſſen! Bricht er auf ſeiner Laufbahn durch, ſo wollen ſie doch noch behaupten, er müſſe auf alle Steinchen ſehen die ihm Ammeiſſen in den Weg legen.

Monteſquieu ſagt: nichts widerſtehe ſolchen Pedanten. Aber widerſtand Er ihnen nicht? Iſt ſein Buch nicht gedruckt? Wird es nicht allgemein geleſen?

Dreyfaches Erz vor der Bruſt muß freylich jeder Schriftſteller haben, der die Menſchen kennt, mahlt, und trifft. Aber ohne dieſe Mahlerey iſt auch kein ſolches Buch gut. Wahrheit iſt gewiß in jedem gedruckten Bogen, gegen den die Mitbürger des Verfaſſers allgemein ſchimpfen, ſchmähen, und fluchen. Warum übertreffen uns die Engländer ſo ſehr in ihren beſten Schriften über den Menſchen? Warum ſind wir in unſerer Sittenmahlerey, Kinder gegen ſie, wie gegen die Griechen und die Römer? Des Steinhagels wegen, der jedem Schriftſteller um den Kopf ſäuſelt, ſobald er nur einige Schritte in der Philoſophie des Lebens zum Beſten ſeiner

 Mit=

Mitbürger wagt? Aber wir ehren ſo ſehr, und mit größtem Rechte, kriegeriſche Tapferkeit; und warum werden wir denn doch, wie jene weibiſchen Sibariten durch das faltenſchlagende Roſenblatt an unſerer Ruhe geſtöret? Warum ſpeyen wir denn doch Schimpf und Schande auf bürgerliche Tapferkeit, auf Muth ohne Waffen, auf des Cicero domeſticas fortitudines?

Weil unſere Geſchmacksführer immer einen allgemeinen Aufruhr zu erregen ſuchen, gegen alles geſunde Denken. Weil ſie keiner unknechtiſchen edlen Geſinnung fähig ſind, da ſie gewöhnlich in ihrer Jugend in irgend einem vornehmen Hauſe dienten, und noch itzt in Pulver zerfielen, wenn eine fette gnädige Dame oder ein groſſer adelicher Herr ſauer auf ſie herabblickten. Weil ſie nichts für niederträchtig halten, wodurch man ſich auch nur die allerelendeſte Gnade in vornehmen Häuſern erwirbt. Weil ſie ſich deswegen zu allem gebrauchen laſſen, bald als niedrige Beyfallgeber, und bald als elende Luſtigmacher. Weil ſie jeden verläumden, dem ſie Verſtand zutrauen, aus Furcht, er wachſe ihnen auf ihrem Poſten in vornehmen Häuſern über den Kopf, zerſtöre ihren Kram, und zertrete ihre Witzeleyen. Weil ihnen nichts Gutes

in der Welt ſchätzbar und ehrwürdig iſt, ſo lange es ihnen das letzte Vergnügen entnervter Wollüſtlinge noch verſchaffet, das Vergnügen zu ſpotten. Weil aller epidemiſche Fluch, aller bacchantiſche Unfug, aller Schnickſchnack von Feinden die ein Schriftſteller allenthalben habe, alles was die Hofnung der Fortſchritte zur Vernunft, zum liberaliter ſentire et dicere erſchweret, von dieſen lichtſcheuen Tröpfen herkommt, die einzig und allein ſolche Tumulte erregen, für ein Mittageſſen.

Aus ſolchen Gründen und durch ſolche Triebfedern, kommt manche teutſche Stadt oft gegen jeden Funken von philoſophiſcher Freyheit in Harniſch, da man doch unter dem Scepter des Deſpotiſmus in Paris, die kühnſten Bücher über Leben und Sitten ſchreibt, und lobt, und ihre Verfaſſer liebt.

Intoleranz gegen Aufklärung und Denkfreyheit entſchuldigt man billig in Deutſchland, bey vornehmen Damen, die von einer dummen und ſchiefaugigten Franzöſinn erzogen, erſt in den Jahren anfangen deutſche Bücher zu leſen, da ſie kein Weiß mehr auflegen; und alſo zuverläſſig von allen Fortſchritten der Deutſchen nichts wiſſen. Wie könnte ſolchen Damen bekannt ſeyn, daß die Philoſophie

unſerer Zeit eine ganz andere Wendung hat, als bey unſern Vätern; daß ſie herablaſſend und geſelig iſt, daß ſie Menſchenverſtand überall hinbringt, und auch wol überall ſucht? Ueber Welt und Menſchen philoſophiren heiſſen ſolche Damen darum ſehr oft, über Welt und Menſchen Paſquillen ſchreiben. Jede Wahrheit, die man in öffentlichen Blättern oder in Büchern gegen ihre Meynungen ſagt, macht dieſe ſanften Seelen wüthig, und jeder Sittenmahler iſt in ihren Augen ein Ungeheuer. Als dieſe guten Damen noch jung waren, glaubte man, ein Gelehrter ſey ein Weſen deſſen Sprache kein Menſch verſtehe, und vor dem alſo auch jede vornehme Dame die Naſe zuhielt. Nun iſt leider alles umgekehrt. Unſere deutſchen gnädigen Damen verſtehen es ganz gut, wenn ihnen etwa ab und zu, ein Schriftſteller an den Puls fühlt, oder gar in dürren Wörten ſagt was ihnen fehlt.

Ein deutſcher Patriot wundert ſich irgendwo, daß noch kein Deutſcher auf den Einfall gerathen ſey, Engliſche Wochenſchriften wochenblattmäſſig zu überſetzen. Wegen der dreiſten und treffenden Satyren auf alle Stände müſſe man, ſagt er, das Land beneiden, wo man ſo ſchreiben darf; und ſo etwas leſe man doch in Deutſchland gerne, wenn

es

es aus der Ferne kommt. Das mehreſte von London paſſe noch ſo genau auf unſere groſſen Städte, daß man über die Aehnlichkeit erſtaune. Aber freylich dürfe man keinem deutſchen Schriftſteller rathen ſo bitter die Thorheiten unſerer Aſſembleen und Höfe zu ſchildern.

Warum nicht? Ein deutſcher Schriftſteller kann alles ſchildern, ſobald er nicht Beförderung ſucht, ſobald er allem Anſpruche auf den Beyfall unverſtändiger Menſchen entſagt, und alſo auf keine Weiſe von Urtheilen und Leidenſchaften der Menſchen abhängt. Er iſt frey wie ein Vogel in der Luft, wenn vollends ſein Landesherr zu groß, zu menſchlich, und zu erhaben denkt, um Preßfreyheit die nützlich ſeyn kann, zu verbieten, oder Unterdrückung von irgend einer Art in ſeinem Lande zu dulden, oder gar jemand eines Epigramms wegen für ſein Lebenlang auf eine Bergfeſtung zu ſetzen.

Deutſche waren zwar klein genug, um den Kaiſer Joſeph gegen Preßfreyheit zu warnen (*).

Furcht

(*) Kaiſer Joſeph hat der Feder und der Preſſe die Freyheit gegeben, ohne auf die kleinſinnige Beſorgs lichkeit zu hören, daß man ſie gegen Ihn ſelbſt misbrauchen könnte — ſagt Herr von Sonnenfels.

Furcht gegen Freyheit durften Deutſche einem Kaiſer äuſſern, der das Panier von Monarchenfreyheit mit ſeiner Hand gegen die dreyfache Krone erhebet, der Gedankenfreyheit in allen ſeinen Staaten fodert, und mehr als Jahrhunderte zu denken vermochten und denken durften, in einem Jahre that. Als Herr von Sonnenfels den Hans Wurſt von dem Wieneriſchen Theater verjagte, und ſich eben um dieſe Zeit auch an dem Cardinal Migazzi verſündigte, ſagte Kaiſer Joſeph zu dieſem Denker: vous vous brouillés avec les chapeaux verds et avec les chapeaux rouges. Dieſes Wort hielt ich, im Jahre 1771 da es mir erzählet ward, für eine Prophezeyung. In Wien mag es, wenn es bekannt war, lange gewirket haben im Stillen. Aber wenn alles vorbereitet iſt, dann ergreift der hohe Sinn eines ſolchen Wortes wie elektriſches Feuer das ganze Volk, und es tritt, ſchneller als man glaubt und erwartet, in den erſt Rang der Völker.

Falſch iſt es alſo, daß man nur in Republiken Herz und Seele habe, daß man nur da keck und kühn die Wahrheit ſage, daß es nur da heiſſe, wer frey darf denken, der denkt gut. In ariſtocratiſchen Republiken zumal, auch in weit freyern Verfaſſungen wo aber doch ein einziger Demagoge den

Kahn

Kahn regiert, hält man leider Menſchenverſtand nur zu oft für ein Verbrechen. Dieß macht die Seelen feigherzig, alſo nicht frey. In Deutſchland ſtraft, Gott Lob, faſt überall die Juſtitz; in Republiken zuweilen Vorurtheil (*), Leidenſchaft und Staatsbedürfniß (**). In der Schweitz ſagt darum

(*) Zum Exempel, wenn man Hexen enthauptet.

(**) Es iſt eine ſehr ſchöne Anmerkung von Herrn Profeſſor Meiners, daß in einem Freyſtaat, wo die Regierung gegen die Regierten den kleinſten Theil ausmacht, und keine ſtehenden Heere zu Geboten hat, wodurch ſie ſich behaupten kann, Aufrührer die den gröſſern und unwiſſenden Haufen gegen den kleinern und aufgeklärten empören wollen, viel gefährlichere Leute ſind, und Verſuche, Aufſtände zu erregen, viel gröſſere und ſtrafwürdigere Verbrechen, als in monarchiſchen Verfaſſungen. Dieſem billigen Urtheile eines unſerer verehrungswürdigen Philoſophen, iſt Alles gleich, was Er, in dem erſten Theile ſeiner Briefe über die Schweitz (Berlin 1784) über das Schweitzeriſche Juſtitzweſen, über die Staatsverfaſſung einiger Cantone, über den Geiſt ihrer Regierung, über die Landesſitten, über den Charakter einzeler Perſonen, und über alles ſagt, was irgend in denen von ihm beſchriebenen Theilen der Schweitz einem reiſenden Philoſophen, und einem herzlichen und aufgeklärten Menſchenfreunde auffallen kann. Unter allem was ich jemals über die Schweitz geſchriebenes geleſen habe, hat mich nichts ſo hingeriſſen,

darum der Vater, und zumal die Mutter, dem Sohne jeden Morgen und jeden Abend: du mußt dir nicht Feinde machen; und ich antwortete einſt, als ein kleiner Bube, auf dieſe Klugheitsregel: Mutter, wißt ihr nicht, daß der ein ſchlechter Kerl iſt, der keine Feinde hat? Wie mancher Schweitzer ſteht unter der Macht, und dem ſehr empfindlichen Auge von mehr als hundert Fürſten; der Deutſche ſteht unter Einem. Eben die Menge der Herren

zer-

riſſen, wie dieſes vortrefliche Buch. Es trägt durchaus den Charakter der ſcharfſinnigſten Aufmerkſamkeit, des umfaſſenden und eindringenden Geiſtes, der ſorgfältigſten Prüfung, der vollkommenſten Wahrheitsliebe, des redlichſten Wohlwollens, und der größten Entfernung von irgend einer Leidenſchaft welche geneigt macht, die Dinge anders zu ſagen als ſie ſind. Beweiſen kann man nicht ſchöner und beſſer die Wichtigkeit und die Würde wahrer Philoſophie, in ihrer Anwendung auf Gegenſtände des gemeinen Lebens, als Herr Profeſſor Meiners ſie in dieſem Buche bewieſen hat. Er verdienet wahren Dank, nicht nur bey meinen Landsleuten überhaupt, ſondern auch bey denen, die über Einiges nicht ſeiner Meynung ſeyn können; und ſo wie ich vielleicht der erſte Schweitzer bin, der Ihm öffentlich dieſes geringe Opfer der aufrichtigſten und herzlichſten Ehrerbietung bringt, ſo bin ich auch gewiß derjenige deſſen Urtheil am wenigſten verdächtig ſeyn kann, weil ich mit dem Herrn Profeſſor Meiners keine Verbindung jemals hatte, und auch nie haben werde.

zerdrücket manchem Schweitzer die Seele; die Liebe und das Vertrauen in Einen hebt den Deutſchen. Viele Fürſten und Herren Deutſchlands, die ich kenne, denken gröſſer, milder, freyer, und edler, als mancher mir bekannte ariſtokratiſche Regent (*). Unter dem deutſchen Adel welcher nicht mehr alten Vorurtheilen fröhnet, findet ſich ſo viel reiner Naturſinn, als irgend in einer Republik in der Welt. Giebt es dann auch hie und da noch Unadel von ſechszehn Quartieren, ſo ſtehen ſeinen Vorurtheilen doch in Deutſchland itzt Köpfe genug im Wege, die alle Vorurtheile verlachen, und groß und edel denken, ohne Adelsbriefe zu haben oder zu bedürfen.

Politiſche Kopflähme und knechtiſche Geſinnungen, ſind alſo allerdings auch in deutſchen Augen, ein Fleck im Charakter. Ein Deutſcher, der allen unnützen Weltverhältniſſen entſagt, einſam lebet, ſeine Erziehung unabhängig von allem was er ſieht

und

(*) Zwey Bèrnerlandvögte haben im Jahre 1758 über meine Schrift vom Nationalſtolze folgender maſſen abgeurthelt. Erſter Landvogt — blätterte in dem Buche, legte es weg, runzelte die Augenbraunen, und ſprach: Nous voulons de l'obeïſſance, et non pas de la ſcience! Zweyter Landvogt — las das Buch beynahe durch, und ſagte: ce Docteur Zimmermann eſt un homme remüant et dangereux, il faut lui faire mettre bas ſa plume!

und höret ſich ſelbſt im Stillen giebt, Umgang hat mit groſſen Todten aus Griechenland, Rom und England, wird ein eben ſo freyer und edler Denker, als irgend ein Republikaner. Und durch ihn kommt dann auch zuweilen ein kleiner Lichtſtrahl von Wahrheit unter allerley Volk, wenn er ſchreiben kann; aber an keine Modelle, Leiſten, Magiſterkappen, Kinderhauben, Nadelſtiche, Werkſchuhe, und Meßruthen ſich kehret; und um Gottes willen, am allerwenigſten, an den allgemeinen Tritt.

Dieß iſt Alles was ich über die Vortheile der Einſamkeit für den Geiſt ſagen wollte. Vieles iſt vielleicht nicht lange genug überdacht, und gewiß das meiſte nicht gut genug geſagt. Lieber Jüngling, dem dieſes Buch in die Hände fallen kann, nimm du das Gute darinn mit Liebe auf, und verwirf alles Kalte und Schlechte, alles was nicht rühret, und eindringt! O herzlich und unausſprechlich will ich mich freuen, will mich reichlich belohnet halten für alle meine Arbeit, wenn nur Du für mein Buch mir dankſt, nur Du mich ſegneſt, nur Du mir ſagſt: es habe dich aufgeklärt, gebeſſert, beruhigt! Keinen andern Seegen werde ich meinem Buche wünſchen, wenn Du dich durch daſſelbe gebilligt glaubſt, wegen deines Hanges zu weiſer

und thätiger Einſamkeit; wegen deines Widerwillens für zeittödtende Geſellſchaften; wegen deines Widerſtrebens gegen den beſtändigen Rath deiner Bekannten, man müſſe, um ſein Glück zu machen, an allen öffentlichen Orten ſich zeigen! Wagſt du es auch nicht deinen Mund aufzuthun, fürchteſt du immer etwas Ungereimtes in den Augen derer zu ſagen, die das Monopolium des Witzes und des guten Geſchmackes an ſich geriſſen haben, und kraft deſſen überall die unwitzigſten und geſchmackloſeſten Dinge mit Geräuſch und Beyfall vortragen: o ſo denke, daß ich, in ſolcher Geſellſchaft, eben ſo ſtumm bin wie Du!

Du kannſt bey dieſem ganzen zehnten Capitel noch weit mehr denken als ich ſage. Habe ich aber auch in demſelben nur bemerklich gemacht, was Einſamkeit auf den Verſtand wirket den man zur Wahrheit leiten will; kann ich in dem eilften Capitel auch nur andeuten, was Einſamkeit auf den Willen vermag, den man biegſam machen möchte zur Tugend: ſo ſiehſt du doch überhaupt, daß die Vortheile der Einſamkeit für den Geiſt der Gewinn ſind, den unſere Vernunft aus der Einſamkeit ziehet; und ihre Vortheile für das Herz, alles was wir in derſelben durch Gefühl und Empfindung genieſſen.

Dieſe Eintheilungen und Unterſchiede haben zwar doch immer etwas ſchwankendes. Alle Vergnügungen des Verſtandes und des Herzens ſind Wirkungen einer und eben derſelben geiſtigen Kraft. Religion, die doch ſo offenbar nach dieſer Eintheilung eine Sache des Herzens iſt, verſinket immer in Schwärmerey, ohne die Leitung der Vernunft. Bereden und hinreiſſen kann man aber die Menſchen nur durch die Kraft ihnen immer die Wahrheit ſo darzuſtellen, daß ſie Bezug auf ihre Sitten und Leidenſchaften habe. Alſo muß Herz in Allem und bey Allem ſeyn.

Herz und Gefühl haben wenigſtens in dieſer ganzen Schrift über die Einſamkeit mich hingeriſſen, getrieben, und geleitet. Darum ſagte auch eine Dame von groſſem Geiſte von den zwey erſten Theilen dieſes Buches, daß ich Alles von mir gebe was ich fühle, und wenn ich nichts mehr fühle, dann die Feder weglege. Aber gewiß verfiel ich auch deswegen überall in Fehler, die kein ſyſtemfeſter Philoſoph macht. Indeſſen ſo wie ich die Menſchen kenne, iſts mir genug, wenn dieſes zehnte Capitel auch nur dunkel zeiget, wie vortheilhaft Einſamkeit auf die Erkenntnißkräfte, alſo auf Geiſt, Verſtand, und Geiſtescharakter wirket; und wenn dann nur das eilfte lebhaft genug empfinden läßt, welche wahre und edle und erhabene Vergnügungen Einſamkeit hervorbringet, durch ruhige und gefühlvolle Anſchauung der Natur, und durch Empfindſamkeit für alles Schöne und Gute.

Ende des dritten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Johann Georg, 1728-1795

Ueber die Einsamkeit

Bd.: Dritter Theil

Troppau 1786

Bibl.Mont. 4077-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10724342-0
VD18 80036287